

FORTSCHREIBEN, VERMEIDEN, ERNEUERN:  
DER AMERIKADISKURS DEUTSCHER SCHRIFTSTELLER  
NACH DEM 11. SEPTEMBER 2001

DISSERTATION

Presented in Partial Fulfillment of the Requirements for  
the Degree Doctor of Philosophy in the Graduate  
School of The Ohio State University

By

Andrea Payk-Heitmann, M.A.

\*\*\*\*\*

The Ohio State University  
2007

Dissertation Committee:

Professor Bernd Fischer, Adviser  
Professor Barbara Becker-Cantarino  
Professor Gregor Hens

Approved by

---

Adviser  
Graduate Program of Germanic  
Languages and Literatures



## ABSTRACT

“Continuation, Avoidance, Renewal:  
The Discourse of German Writers on America in the Wake of September 11, 2001”

This dissertation seeks to contribute to studies of the German perception of “America” at the beginning of the 21st century by analyzing the reactions of eight German authors to the terror attacks of September 11. By using the attacks as a probe for the continuation or modification of a long-lasting discourse on the United States of America and their role in the world, I give fresh insights into the (changing) view of the “New World” in a post-unified Germany.

First, I provide an overview of the historical ambivalences of “America” in the German discourse since the 18th century. Then, I analyze the reactions of the eight writers, four of them being younger and less known, four of them being rather renowned and distinguished, often dubbed as “usual suspects” when it comes to commenting public affairs. The first group did not publish any commentaries on the terror attacks. Instead, Kathrin Röggla, Else Buschheuer, Durs Grünbein, and Max Goldt published some form of a diary to express their immediate impressions and feelings. In contrast, Peter Schneider, Hans Christoph Buch, Günter Grass and Hans Magnus Enzensberger made use of the mass media in order to comment on the terror attacks and to assess the consequences.

By comparing and close reading the texts of these authors, I bring attention to the continuity and the ruptures in the underlying narratives on “America”. As my systemization suggests, three strands of a discourse on the United States can be identified. While the reactions of three authors show a very ambivalent and emotional attitude toward the United States, which is more or less open to traditional sentiments, another three authors consciously try to avoid those patterns, displaying an intentional indifference and sobriety. However, only a minority of two authors opens new perspectives by promoting a critical, yet unexcited image of “America” in their texts.

*Für Marcus, Friederike und Jonathan*

## DANKSAGUNG

Diese Arbeit wurde am Department of Germanic Languages and Literatures der Ohio State University (Columbus, Ohio) begonnen und in Berlin bzw. Potsdam beendet. Beiderseits des Atlantiks konnte ich von den Anregungen, Hinweisen und Ideen vieler Menschen profitieren. Mein Dank gilt an erster Stelle meinem Doktorvater, Professor Bernd Fischer, der mich seit meinem Studium auf vielfältige Weise unterstützt und gefördert hat und der – trotz zuletzt großer räumlicher Distanz – diese Studie mit Geduld und Kritik begleitet hat und mir gleichzeitig den erforderlichen Freiraum ließ, das Thema nach meinen Vorstellungen zu bearbeiten. Danken möchte ich auch Professor Alexander Stephan, dessen Seminar zur Amerikanisierung im Herbst 2001 den ersten Impuls gab, mich mit dem Thema dieser Arbeit zu beschäftigen. Professor Barbara Becker-Cantarino und Professor Gregor Hens danke ich für ihre Bereitschaft, an dem Promotionsverfahren teilzunehmen und das Dissertationskomitee zu bilden. Danken möchte ich auch Brenda Hosey und Natascha Miller, ohne deren organisatorische Kompetenz die bürokratischen Hürden nicht aus dem Weg zu räumen gewesen wären.

Ich danke allen Freunden und Bekannten, die den mit dieser Arbeit verbundenen, langjährigen Denk- und Schreibprozess begleitet haben – und manchmal auch ertragen mussten. Sie haben für einen nie abreißen Strom von konstruktiven Vorschlägen gesorgt und mir immer wieder erlaubt, meine Gedanken im Gespräch zu überprüfen und

zu schärfen. Vor allem aber die Unterstützung meiner Familie war für diese Arbeit unabdingbar. Ich danke meinem Mann für die kritische Lektüre aller Teile des Manuskripts und für den kontinuierlichen Austausch über das Thema. Meine Kinder Friederike und Jonathan haben es mir immer wieder möglich gemacht, den nötigen Abstand zu dieser Arbeit zu gewinnen. Ihnen und meinem Mann ist diese Arbeit gewidmet.

## VITA

- December 3, 1967..... Born - Buchholz in der Nordheide, Germany
- 1998..... M.A. and Erstes Staatsexamen Business Administration, Political Science, University of Hamburg, Germany
- 2000..... M.A. Germanic Languages and Literatures The Ohio State University, Columbus, OH
- 1999-2002..... Graduate Fellow, Teaching and Research Associate The Ohio State University, Columbus, OH
- 2003..... Fellow Humboldt University, Berlin

## PUBLICATIONS

### Research Publication

1. Payk-Heitmann. „Zwischenstation auf dem Weg ins wiedervereinigte Deutschland: Die USA aus ostdeutscher Perspektive bei Jakob Hein.“ *Mythos USA. ‚Amerikanisierung‘ in Deutschland seit 1900*. Eds. Frank Becker und Elke Reinhardt-Becker. Frankfurt/M.: Campus, 2006. 205-221.
2. Payk-Heitmann. „‚Freundschaftsdienste‘ im Nachhall des Terrors. Zu den Reaktionen deutscher Literaten im Kontext intellektueller Amerikabilder.“ *Narrative des Entsetzens. Künstlerische, mediale und intellektuelle Deutungen des 11. September 2001*. Ed. Matthias Lorenz. Würzburg: Königshausen und Neumann, 2004. 249-266.
3. Payk-Heitmann. Review of Helmut Koopmann *Goethe und Frau von Stein: Geschichte einer Liebe*. (München: Beck, 2002), *German Quarterly*. 77.2 (2004): 231-232.

4. Payk-Heitmann. „Körperlichkeit und Sexualität in Sophie von La Roches' *Geschichte des Fräuleins von Sternheim*.“ *Amsterdamer Beiträge zur neueren Germanistik. Body Dialectics in the Age of Goethe*. Eds. Holger Pausch and Marianne Henn. Amsterdam: Rodopi. 55 (2003): 253-267.
5. Payk-Heitmann. Review of Manfred Hausmann *Kleine Liebe zu Amerika* (Frankfurt/M.: Fischer, 2000), *Focus on German Studies* 41 (2001): 89.

## FIELDS OF STUDY

Major Field: Germanic Languages and Literatures

## INHALTSVERZEICHNIS

<b>Abstract</b> .....	<b>ii</b>
<b>Danksagung</b> .....	<b>v</b>
<b>Vita</b> .....	<b>vii</b>
<b>Inhaltsverzeichnis</b> .....	<b>ix</b>
<b><u>Kapitel</u></b>	
<b>1 Einleitung</b> .....	<b>1</b>
Die Untersuchungsgegenstände und die theoretisch-methodischen Grundlagen ihrer Bearbeitung .....	7
Der Aufbau der Arbeit .....	14
Forschungsstand.....	17
<b>2 Traditionen deutscher Amerikawahrnehmungen</b> .....	<b>21</b>
<b>3 Die Terroranschläge in Tagebüchern und persönlichen Aufzeichnungen</b> .....	<b>39</b>
3.1 Differenzierte Betrachtungen und diffuses Bauchweh: Kathrin Röttgla und Else Buschheuer.....	43
Kathrin Röttgla – zur Person.....	43
Kathrin Röttgla – zum 11. September 2001.....	46
Else Buschheuer – zur Person.....	68
Else Buschheuer – zum 11. September 2001 .....	71
3.2 Gewagte Analogien und gelassener Abstand: Durs Grünbein und Max Goldt .....	86
Durs Grünbein – zur Person.....	86
Durs Grünbein – zum 11. September.....	88
Exkurs – eine Notiz Grünbeins im Spiegel.....	106
Max Goldt – zur Person .....	110
Max Goldt – zum 11. September 2001 .....	113

<b>4</b>	<b>Die Terroranschläge in Kommentaren und Interviews .....</b>	<b>135</b>
	4.1 Diskursive Abgrenzung und demonstrative Außenperspektive: Peter Schneider und Hans Christoph Buch .....	140
	Peter Schneider – zur Person .....	140
	Peter Schneider – Anmerkungen zum 11. September 2001 .....	145
	Hans Christoph Buch – zur Person .....	166
	Hans Christoph Buch – Anmerkungen zum 11. September 2001 .....	171
	4.2 Tacheles unter Freunden und Theorien zur Gewalt: Günter Grass und Hans Magnus Enzensberger .....	191
	Günter Grass – zur Person .....	191
	Günter Grass – Anmerkungen zum 11. September 2001 .....	196
	Hans Magnus Enzensberger – zur Person .....	215
	Hans Magnus Enzensberger – Anmerkungen zum 11. September 2001 .....	222
<b>5</b>	<b>Tradition, Vermeidung und Erneuerung – Amerikawahrnehmungen und Amerikadiskurse nach dem 11. September .....</b>	<b>243</b>
	Erwartung und Enttäuschung: „Amerika“ als utopischer Ort .....	246
	Gelassenheit und Ernüchterung: „Amerika“ als Leerstelle .....	267
	Sachlichkeit und Kritik: „Amerika“ als Selbstverständlichkeit .....	290
<b>6</b>	<b>Fazit: Die Terroranschläge vom 11. September und der deutsche Amerikadiskurs zu Beginn des 21. Jahrhunderts .....</b>	<b>310</b>
	<b>Literaturverzeichnis .....</b>	<b>322</b>

## KAPITEL 1

### EINLEITUNG

„Es ist diese Art von Ereignis, bei der man einander viele Jahre später fragt: Wo warst du?  
Wo hast du gesehen, wie die Türme fielen?“ („Was der Welt den Atem nahm“, B1)

Dass nichts mehr so sein werde, wie es war, konnte man am 12. September 2001 unter anderem den Titelseiten der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* und der *Bild Zeitung* entnehmen.<sup>1</sup> Die ungewöhnliche Einstimmigkeit von zwei ansonsten kaum vergleichbaren Tageszeitungen verweist auf eine übergreifende Omnipräsenz dieses Urteils, weswegen es sich nach Ansicht etwa von Jan Philipp Reemtsma verbiete, es einfach abzutun.<sup>2</sup> In der Tat wird auch knapp fünf Jahre nach dem 11. September 2001 dieses Datum als entscheidender Einschnitt in der jüngsten Geschichte interpretiert. Im Sommer 2006 kommentierte beispielsweise die Dekanin der Woodrow Wilson School in Princeton die Gastdozentur des früheren deutschen Außenministers Joschka Fischer mit dem Hinweis, dass die Studierenden vom einem der „maßgeblichen Architekten europäischer Diplomatie im Zeitalter nach dem 11. September 2001“ profitieren würden (zit. nach Mejias, „Fischer“).

Allerdings gibt es auch kritische Stimmen, welche die Lesart der Anschläge als einen grundlegenden Einschnitt in die jüngste Geschichte problematisieren. So konstatiert

---

<sup>1</sup> Vgl. Frankenberger, „Ins Herz“ sowie Kai Diekmann, „Kriegserklärung an die Menschheit“.

<sup>2</sup> Vgl. Reemtsma, „Terroristische Gewalt: Was klärt die Frage nach den Motiven?“ 330.

etwa der Schriftsteller Peter Schneider in einem im Februar 2005 erschienenen Artikel, dass „viele, die nach dem Attentat vom 11. September spontan von einer ‚historischen Zäsur‘, gar von einem ‚neuen Zeitalter‘ gesprochen“ hätten, sich nunmehr auf die Zunge beißen müssten angesichts des Missbrauchs, den die Bush-Leute seither mit dieser Formel getrieben hätten. Die Rede von einer „neuen Zeit“, „den neuen Feinden“ und „den neuen Regeln“ sei „zum Gospel der Radikalen im öffentlichen Dienst“ geworden, die derzeit die Geschäfte im Weißen Haus führen würden. (Schneider, „Kultur“)

Aber unabhängig davon, ob man meint, der Tag habe die Welt grundlegend verändert oder nicht – die Erschütterungen des 11. September sind noch immer spürbar und die Folgen der Anschläge von New York und Washington sind noch immer gegenwärtig. Diese Aktualität lässt sich nicht allein an der umfangreichen und intensiven Medienberichterstattung ablesen, welche etwa der fünfte Jahrestag der Attentate in der Öffentlichkeit hervorgerufen hat.<sup>3</sup> Vielmehr steht fast an jedem beliebigen Tag ein nicht unerheblicher Teil der Nachrichten in mittelbarem oder unmittelbarem Zusammenhang mit den Ereignissen vom 11. September 2001: Von den nicht enden wollenden bürgerkriegsähnlichen Kämpfen in Afghanistan und im Irak über den Prozess, die Verurteilung und schließlich die Hinrichtung Saddam Husseins bis zu den verschärften Einreisebedingungen insbesondere in die USA sowie strengeren Sicherheitsvorkehrungen im nationalen und internationalen Flugverkehr.<sup>4</sup> Dass die Bundesrepublik – entgegen

---

<sup>3</sup> So erschienen beispielsweise in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* sowie in der *Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung* Sonderbeilagen (vgl. „11. September: Fünf Jahre danach“ und „Was der Welt den Atem nahm“); das Nachrichtenmagazin *Der Spiegel* titelte am 4. September 2006: „11. September 2001: Ein Tag erschüttert die Welt“ und legte der Ausgabe eine DVD mit einer Spiegel-TV Reportage zum 11. September bei.

<sup>4</sup> Auch das Wahlergebnis bei den amerikanischen Kongresswahlen im Frühjahr 2007 wurde zu den Anschlägen in Bezug gesetzt und als „Befreiung aus der 9/11-Starre“ interpretiert. Vgl. „Internationale Presseschau“.

manchen voreiligen, von Wunschdenken geprägten Annahmen – in Wirklichkeit wohl zu keinem Zeitpunkt nur ein bloßes Rekrutierungs- und Rückzugsfeld des internationalen Terrorismus darstellte, machte vor einiger Zeit die Aufdeckung zweier geplanter Bombenanschläge in nordrhein-westfälischen Regionalzügen deutlich. Das am 11. September 2001 manifest gewordene terroristische Gefährdungspotential bedeutet somit auch für Deutschland eine grundlegende Herausforderung der bisherigen, inneren wie äußeren Sicherheitsarchitektur. Doch während die politischen, juristischen und administrativen Voraussetzungen für neue Formen der Terrorismusbekämpfung vergleichsweise rasch und unaufgeregt geschaffen wurden, bestand und besteht in der öffentlichen Meinung und in der intellektuellen Auseinandersetzung große Unsicherheit über das adäquate Ausmaß einer deutschen Einbindung in das internationale Staatensystem, ablesbar etwa an den öffentlichen Kontroversen über die verschiedenen internationalen Engagements und Einsätze der Bundeswehr (Afghanistan, Bosnien-Herzegowina, Horn von Afrika, Polizistenausbildung im Irak).

Dahinter verbirgt sich ein grundlegendes Problem, welches zuweilen mit dem Topos eines „Erwachsenwerden von Deutschland“ metaphorisch umschrieben wird, so etwa von Jan Ross in *Die Zeit*: „Die Veränderung der Weltlage [nach dem 11. September] betrifft alle, das ‚Erwachsenwerden‘ dagegen, das Hinausfahren auf die hohe See der internationalen Politik und in die Kältezone des Militärischen, ist ein spezifisch deutsches Thema“ (Ross, „Weltbild“). Tatsächlich setzte nach der am 3. Oktober 1990 vollzogenen Einheit der beiden deutschen Teilstaaten eine intensive, wenngleich von Konjunkturen geprägte Diskussion über ein neues deutschen Selbst- und Nationalverständnis ein, wobei besonders den Beziehungen zu den USA ein

neuralgischer Stellenwert zukam. Die unterschiedlichen Positionen nahmen eine große Bandbreite ein: Einerseits wurden eher nationalistische Rückwendungen im Sinne eines (amerikaskeptischen) „Dritten Weges“ zwischen Ost und West favorisiert, wobei die Gefahren einer servilen Unterordnung unter die einzig verbliebene „Supermacht“ beschworen wurden.<sup>5</sup> Andererseits gab es Stimmen, die nicht nur von einer Fortsetzung der Westpolitik der „alten Bundesrepublik“ als Juniorpartner der USA ausgingen, sondern auch eine Identität der deutschen und der amerikanischen Werte, Normen und kulturellen Horizonte postulierten.<sup>6</sup>

Dass die Anschläge vom 11. September 2001 das von Ambivalenzen geprägte Verhältnis zwischen „Alter“ und „Neuer Welt“ erneut zu einem zentralen Gegenstand intellektueller Debatten im deutschen Feuilleton werden ließen, überrascht nicht. In der Öffentlichkeit wurden die in der Debatte vertretenen Meinungen nicht selten als Rückfall in tradierte Ressentiments wahrgenommen. In Erinnerung geblieben sind die Bemerkungen des Tagesthemen-Moderators Ulrich Wickert über die Ähnlichkeit der Denkstrukturen von Präsident Bush und Osama bin Laden<sup>7</sup> oder die ästhetischen Erwägungen, zu denen die Trümmer des zerstörten World Trade Center den Komponisten Karl-Heinz Stockhausen inspirierten.<sup>8</sup>

Andererseits wurde vor allem das ratlose Schweigen der deutschen Intellektuellen<sup>9</sup> angesichts der Terroranschläge konstatiert. Eben jene öffentlichen

---

<sup>5</sup> Vgl. Zitelmann, Weißmann und Grossheim, eds., *Westbindung. Chancen und Risiken für Deutschland*.

<sup>6</sup> Vgl. Herzinger, „Was für den Westen zählt“.

<sup>7</sup> Wörtlich: „Bush ist kein Mörder und Terrorist. Aber die Denkstrukturen sind die gleichen.“ (Ulrich Wickert, „Was haben George W. Bush und Osama Bin Laden gemeinsam?“).

<sup>8</sup> Stockhausen bezeichnete die Anschläge unter anderem als „größtes Kunstwerk“. Detaillierter dazu unten Seite 127.

<sup>9</sup> Aus Gründen der Lesbarkeit wird hier und im Folgenden die männliche Bezeichnungsform verwendet; alle personenbezogenen Begriffe beziehen sich selbstverständlich sowohl auf Frauen wie auf Männer.

Wortführer, die sich ansonsten bei jeder Gelegenheit kritisch über die USA äußern würden, seien angesichts der Ereignisse verstummt.<sup>10</sup> Erklärt wurde dies meist mit einer Verunsicherung in der deutschen Amerikawahrnehmung, da es eben nicht mehr um eine Kritik an den angeblichen materiellen oder machtpolitischen Interessen der USA gehe, sondern um eine universale Bedrohung grundlegender Menschenrechte. Cordt Schnibben wiederum führte die (vermeintlich) ausbleibenden Reaktionen deutscher Intellektueller vor allem darauf zurück, dass diese es bislang versäumt hätten, sich eingehend mit den die Terroranschläge tangierenden Problemfeldern auseinanderzusetzen. Zwar hätten sie seit den sechziger Jahren – meist ungefragt, fast immer aber auf Interesse stoßend – ihre Sicht zu nahezu jedem Weltproblem pointiert zum Ausdruck gebracht, Handlungsalternativen aufgezeigt und Ratschläge erteilt, nach dem Ende des Ost-West-Konflikts mit seinen einfachen Schemata dann jedoch drei große Entwicklungen ignoriert: die Islamisierung,<sup>11</sup> den Terrorismus<sup>12</sup> und die Globalisierung.<sup>13</sup> In den schließlich doch noch erfolgten Stellungnahmen zahlreicher Intellektueller erkannte Schnibben entsprechend lediglich eine Aktualisierung und Fortschreibung bereits zuvor bestehender politischer und ideologischer Überzeugungen, die nach den Ereignissen vom

---

<sup>10</sup> Nach der (polemischen) Darstellung Broders in *Kein Krieg, nirgends* sind die deutschen Intellektuellen – nach einer mitteilungsfreudigen Zwischenphase – bald wieder in Schweigen verfallen: „Jetzt schweigen sie wieder [...] die klügsten Köpfe der Nation halten ihre Lippen fest verschlossen, nachdem sie den Mund eben noch übertoll genommen haben. [...] Sie sind beleidigt. So sehr sie sich im Recht wähnten, die Geschichte hat es sich anders überlegt, der Dritte Weltkrieg ist ausgeblieben.“ (9).

<sup>11</sup> 3,5 Millionen Muslime in Deutschland und 1,3 Milliarden weltweit haben nach Ansicht Schnibbens in Deutschland nicht dazu geführt, sich mit der Situation dieser Gruppe auseinander zu setzen. Vgl. Schnibben, „Türme“ 223f.

<sup>12</sup> Neben verschiedenen Terroranschlägen, die verhindert werden konnten, nennt Schnibben den Sprengstoffanschlag auf das World Trade Center (1993), den Anschlag auf die US-Streitkräfte in Riad (1995), die Sprengung der US-Botschaften in Kenia und Tansania (1999) und den Anschlag auf den US-Zerstörer *Cole* (2000). Vgl. Schnibben, „Türme“ 224.

<sup>13</sup> Französische und amerikanische Intellektuelle hatten sich nach Ansicht Schnibbens bereits jahrelang mit dem Problem der Globalisierung, mit Sweatshops und der WTO auseinandergesetzt, bevor in der Folge von Göteborg und Genua auch im deutschen Feuilleton Möglichkeiten, Grenzen und Gefahren der Globalisierung diskutiert wurden. Vgl. Schnibben, „Türme“ 223.

11. September einfach auf die Bereiche Terrorismus und Islamismus übertragen wurden (vgl. Schnibben, „Türme“ 223f.). Häufig wurde im Feuilleton auch weitaus polemischer angemerkt, dass deutsche Literaten und Intellektuelle nach den Terroranschlägen im Grunde genau das täten, was sie schon immer am liebsten getan hätten: einen maximalen Durchblick vortäuschen, auf Fragen antworten, die außer ihnen niemand stelle, und vor einer Unverhältnismäßigkeit der amerikanischen Antwort warnen.

Tatsächlich scheint es zunächst so, als ob es sich bei den Reaktionen auf die Terroranschläge oft nur um eine kaum verhüllte Fortführung älterer Debatten in der intellektuellen Öffentlichkeit handeln würde, wobei eine der dominanten Trennlinien nicht zufällig entlang der unterschiedlichen Positionierungen gegenüber den Vereinigten Staaten verlief. Für die einen waren die USA nach dem 11. September ein „Schurkenstaat“ – „Wir sind alle Amerikaner“, hielten die anderen dagegen, und entsprechend unterschiedlich urteilten beide Lager über die Militäraktionen gegen Osama bin Laden oder gegen die Taliban. Bei genauerer Betrachtung zeigt sich aber, dass beide Standpunkte in der Kontinuität eines langfristig wirksamen Amerikadiskurses in Deutschland stehen. In der Tat stellen die Attentate auf das World Trade Center und das Pentagon zuerst einen hochenergetischen Anlass für deutsche Intellektuelle dar, ihr Verhältnis zu einem hochsymbolischen, emotional vielfältig aufgeladenen „Amerika“<sup>14</sup> zu Beginn des 21. Jahrhunderts neu zu bestimmen.

Es liegt daher nahe, die Reaktionsmuster deutscher Intellektueller auf die Terroranschläge vom 11. September nicht allein vor dem Hintergrund des tatsächlichen

---

<sup>14</sup> Der Begriff „Amerika“ soll neben dieser metaphorisch-symbolische Bedeutungslinie im Folgenden vor allem in einem politischen Sinne verwendet werden. Er bezeichnet daher in erster Linie die Vereinigten Staaten von Amerika und nicht den geographischen Kontinent.

Ereignisses zu sehen. Mindestens ebenso wichtig sind die subtilen, aber wirkmächtigen Hintergründe des tradierten deutschen Amerikadiskurses, der zudem im Kontext des gesamten intellektuellen und literarischen Feldes der Bundesrepublik Deutschland gesehen werden muss. Im Einzelnen werden daher die Reaktionen deutscher Literaten auf die Terroranschläge vom 11. September 2001 unter Berücksichtigung der jeweils gewählten Form untersucht, so dass die darin manifest werdenden Amerikawahrnehmungen ebenso herausgearbeitet wie die Kontinuitäten, Brüche und Erweiterungen in den tradierten Diskursmustern analysiert werden können.

#### *DIE UNTERSUCHUNGSGEGENSTÄNDE UND DIE THEORETISCH-METHODISCHEN GRUNDLAGEN IHRER BEARBEITUNG*

Die vorliegende Arbeit konzentriert sich also darauf, anhand einer systematischen Darstellung und Analyse der Reaktionen ausgewählter deutschsprachiger Literaten und Intellektueller auf die Terroranschläge von New York und Washington einen Beitrag zur Erforschung des deutschen Amerikabildes zu leisten. Um eine kurzschlüssige Zuordnung zwischen Ereignis, Stellungnahme und Amerikawahrnehmung zu vermeiden, soll auch berücksichtigt werden, inwieweit der 11. September bereits vorher angelegte, bis dahin allerdings möglicherweise nur subkutan zirkulierende Wahrnehmungen, Deutungen und Interpretationen der Vereinigten Staaten jäh an die Oberfläche brachte – vergleichbar mit der antiamerikanische Ressentiments mobilisierenden Kraft des Vietnamkriegs in den sechziger Jahren.<sup>15</sup> Überdies scheint eine Kontextualisierung und Einbettung der im Einzelfall nachgewiesenen Positionierungen gegenüber den USA bereits angesichts der

---

<sup>15</sup> Vgl. Greiner „Saigon, Nuremberg, and the West: German Images of America in the Late 1960s“.

Tatsache unverzichtbar, dass es eine reiche und vielfältige Tradition deutscher Amerikawahrnehmungen und Amerikadeutungen gibt. Diese hatte sich bereits im 19. Jahrhundert voll entfaltet, so dass es gerechtfertigt scheint, die – angesichts latenter Projektionen oftmals im Grunde selbstbezogene – deutsche Auseinandersetzung mit den USA unter dem Stichwort eines eigenständigen „Amerikadiskurses“ zu fassen. Der eigentlichen Untersuchung ist entsprechend ein Abriss deutscher Amerikawahrnehmungen und deutscher Amerikadiskurse vorangestellt, in welchem nicht nur die wesentlichen Stationen und Inhalte knapp referiert werden, sondern der es auch erlaubt, die deutschen Debatten mit den ihnen inhärenten Amerikabildern zu Beginn des 21. Jahrhunderts in ihrem entsprechenden intellektuellen, literarischen und historischen Referenzsystem zu situieren. Zugleich ergibt sich daraus eine erste provisorische Übersicht über die Fortführungen und Veränderungen des Amerikadiskurses in der Zeit zwischen der Deutschen Einheit 1990 und dem beginnenden 21. Jahrhundert, die in der bisherigen Forschung weitgehend vernachlässigt wurde.

Im Mittelpunkt der Betrachtung stehen verschiedene Texte ausgewählter deutschsprachiger Schriftsteller, was eine Reihe von grundsätzlichen Präzisierungen und Differenzierungen der Fragestellung notwendig erscheinen lässt. So ist es unabdingbar, aus der Vielzahl der Stellungnahmen, Kommentare und Meinungsäußerungen nach dem 11. September eine begründete Auswahl herauszugreifen, die den der Untersuchung zugrunde liegenden Textkorpus bildet. Im Ergebnis wurden vor allem Texte von Hans Christoph Buch, Else Buschheuer, Hans Magnus Enzensberger, Max Goldt, Günter Grass, Durs Grünbein, Kathrin Röggla und Peter Schneider ausgewählt.

Die hierbei zum Tragen gekommenen Auswahlkriterien gliedern sich einerseits in eine Differenzierung nach der Generationszugehörigkeit der Autoren – es wurden die Jahrgänge zwischen 1927 und 1971 bei einer ungefähr gleichmäßigen Verteilung berücksichtigt – andererseits nach ihren regionalen Hintergründen; neben fünf Autoren westdeutscher wurden zwei Schriftsteller ostdeutscher und eine Schriftstellerin österreichischer Herkunft aufgenommen. Zwei der untersuchten acht Personen haben sich zum Zeitpunkt der Anschläge in New York aufgehalten. Ebenfalls nur zwei der untersuchten acht Personen sind Frauen, was allerdings der tatsächlichen Unterrepräsentation von Frauen in der schreibenden Öffentlichkeit der Bundesrepublik entsprechen dürfte, zumal wenn die älteren Generationen in den Blick genommen werden. Die Untersuchungsgruppe ist damit groß genug, um eine weite Bandbreite unterschiedlicher Positionen in den Blick zu nehmen und als exemplarisch zu behandeln, wengleich eine methodisch kontrollierte Repräsentativität nicht angestrebt wurde. Auf der anderen Seite ermöglicht die Konzentration auf acht Autoren, den Umfang des zu bearbeitbaren Textkorpus zu begrenzen. Gegenüber einer quantitativ-orientierten Überblicksdarstellung möglichst vieler Reaktionen deutscher Intellektueller nach dem 11. September geht es in dieser Arbeit um eine detaillierte Analyse ausgesuchter Wortmeldungen, was sich auch in der vorgenommenen zeitliche Eingrenzung widerspiegelt. So wurden vor allem Stellungnahmen zum 11. September und – in bereits geringerem Umfang – zum Afghanistan-Feldzug vom Oktober 2001 berücksichtigt. Kommentare zum Irak-Krieg wurden, sofern es sinnvoll erschien, ergänzend in Kapitel 5 herangezogen.

Aus diesem Vorverständnis ergibt sich im Hinblick auf die unterschiedlichen schriftlichen Äußerungsformen der ausgewählten Autoren eine weitere Präzisierung des Untersuchungsgegenstandes. Grundlage dieser Studie sind unterschiedliche Gattungen von Texten, und zwar Tagebücher ebenso wie Artikel aus der politischen und kulturellen Publizistik (Kommentare, Reiseberichte, Reportagen und Interviews). Dies rechtfertigt sich einerseits vor dem Hintergrund der Modalitäten des deutschen Amerikadiskurses nach dem 11. September, der begrifflicher Weise noch kaum von literarischen und belletristischen Arbeiten geprägt war, sondern vielmehr von den traditionellen (Zeitungen, Zeitschriften), audiovisuellen (Fernsehen, Radio) und elektronischen (Internet) Massenmedien getragen wurde.<sup>16</sup> Auf der anderen Seite hat sich die germanistisch-philologische Forschung in den letzten Jahren und Jahrzehnten einem eher kulturwissenschaftlich-weiten Textbegriff angenähert, wonach nicht mehr allein kanonische Werke im Zentrum literaturkritischer Interpretation stehen, sondern eine bunte Vielzahl von Texten und Textsorten ganz unterschiedlicher Provenienz.

Im Ganzen werden die oben aufgeführten Personen zudem nicht allein als Autoren, sondern gleichzeitig ebenso unter dem Oberbegriff der Intellektuellen gefasst. Im Anschluss an Überlegungen und Theorieentwürfe von Max Weber, Karl Mannheim und Julien Benda wird im Folgenden davon ausgegangen, dass es zur Kernbestimmung eines Intellektuellen gehört, sich als Stellvertreter der Allgemeinheit mit kritischen

---

<sup>16</sup> Eine Ausnahme stellt Ulrich Peltzers Roman *Bryant Park* dar. Der Autor unterbricht die Handlung seines u.a. in New York spielenden Werkes und schildert seine unmittelbaren Reaktionen auf die Terroranschläge und seine Sorge um seine derzeit in New York lebende Schriftstellerkollegin Kathrin Röggla. Anschließend nimmt er die Romanhandlung unkommentiert wieder auf. Mittlerweile gibt es eine Reihe von Erzählungen und Romanen, in denen die Anschläge vom 11. September 2001 nicht nur thematisiert werden, sondern das Datum auf häufig subtile Art einen vergleichsweise bedeutsamen Einschnitt markiert. Genannt seien an dieser Stelle lediglich Gregor Hens' Erzählung „Himmliche Erde“ sowie die Romane *Die Habenichtse* von Katharina Hacker und *Woraus wir gemacht sind* von Thomas Hettche.

Äußerungen in der Öffentlichkeit zu Wort zu melden. Gemäß dieser klassischen Definition setzen Intellektuelle aber nicht nur ihre auf einem jeweiligen Spezialgebiet (hier etwa der Literatur) erworbene Kompetenz und Reputation für öffentlichkeitswirksame Interventionen ein, sondern zeichnen sich darüber hinaus durch eine Distanz zur Macht sowie überhaupt zu politischen Heilslehren und Ideologien aus – was jedoch mit Blick auf die Affinität zahlreicher Intellektueller zu den faschistischen und stalinistischen Diktaturen des 20. Jahrhunderts nicht aufrechterhalten werden kann. Auch neuere Definitionen, vorgeschlagen oder wenigstens inspiriert von Jean-Paul Sartre, Jean-François Lyotard, Michel Foucault oder Pierre Bourdieu und anderen, sind in diesem Punkt undeutlich; meist wird versucht, die Definition des Intellektuellen zu erweitern und zu modifizieren, indem Aspekte relativer Autonomie oder unterschiedliche Grade zwischen Allgemeinkompetenz und Spezialisierung betont werden.<sup>17</sup>

Diese unterschiedlichen Debatten können hier weitgehend dahinstehen; entscheidend für die Betrachtung der oben aufgezählten Schriftsteller als Intellektuelle ist neben dem Kriterium der „Artikulation öffentlicher Kritik“ vor allem die Einsicht, dass der Anteil von Intellektuellen an der diskursiven Konstruktion von mentalen Räumen, Sinnhorizonten und Welterklärungen kaum überschätzt werden kann.<sup>18</sup> Eben diese Artikulation von Deutungsmustern mit Universalitätsanspruch einerseits, deren einflussreiche Symbolisierung in Kunst und Literatur andererseits, erlaubt es schließlich, die genannten, mehr oder minder prominenten Schriftsteller unter dem Oberbegriff der Intellektuellen zu fassen. Damit wird zugleich an – etwa von Georg Jäger – postulierte

---

<sup>17</sup> Als Überblick: Zimmermann. *Wahnsinn des Jahrhunderts*; Schlich, ed., *Intellektuelle im 20. Jahrhundert in Deutschland* sowie Lepsius, „Kritik als Beruf“.

<sup>18</sup> Ein Konzept wie die Nation – als einer „imagined community“ im Sinne von Benedict Anderson – ist beispielsweise ohne die Meinungsäußerungen von Intellektuellen kaum vorstellbar.

Annahmen zur Rolle der Literatur in der Öffentlichkeit und in der Gesellschaft angeschlossen. Demnach ist der „freie Schriftsteller als Musterfall eines ‚freischwebenden‘ Intellektuellen“ anzusehen, da sich die Tätigkeit jedes Intellektuellen zumeist als eigeninitiierte schriftliche Intervention in der Öffentlichkeit darstellt (vgl. G. Jäger). Neben ihrer universellen, nicht fachspezifisch verengten Zuständigkeit sind Schriftsteller aber auch deshalb als Intellektuelle aufzufassen, weil ihre öffentliche Textproduktion in einem kommunikativen Gesamtzusammenhang steht; noch die weltabgewandteste und intimste Literatur, so könnte man überspitzt sagen, gewinnt die Qualität einer intellektuellen Stellungnahme eben durch ihre gegenüber dem Publikum intentionale Situierung als Weltflucht. Das entscheidende Kriterium für intellektuelle Intervention ist mithin die Verortung eines Textes in der Öffentlichkeit, welche darüber entscheidet, ob die Wortmeldung eines Schriftstellers als Meinungsäußerung und kritische Stellungnahme wahrgenommen wird oder ob sie als unverbindliche literarische Kreation außerhalb des öffentlichen Diskurses verbleibt.

Damit wird der Blick schließlich auf die Bedeutung der Diskurse gelenkt, wie sie im oben skizzierten Verständnis des Schriftstellers als Intellektuellen bereits enthalten ist. Gerade der Blick auf die Meinungsäußerungen der angeführten Literaten in Zeitungskommentaren, Reiseberichten, Interviews etc. erweist rasch, dass diese Beiträge selten für sich allein stehen, sondern stets auf eine spezifische diskursive Situation bezogen sind. Nicht selten geht es darum, auf eine bestimmte Stimmungslage in der Öffentlichkeit zu reagieren oder auch jeweilige „Vorredner“, die ihre Sicht der Dinge einige Zeit zuvor an anderer Stelle präsentiert haben, zu kommentieren und zu korrigieren – meist jedoch ohne diese explizit zu benennen. In einem Zusammenhang

betrachtet, ergibt sich hieraus eine zeitlich gestreckte, durchaus diskontinuierliche, im Ganzen aber sinnvoll aufeinander bezogene Abfolge von Meinungsäußerungen, die sich im vorliegenden Fall zu einem Ausschnitt des deutschen Amerikadiskurses nach dem 11. September 2001 zusammensetzen. Diese öffentliche Debatte mitsamt ihren Deutungsansprüchen, hegemonialen Intentionen und festgelegten sprachlichen Konventionen („Sagbarkeiten“) wird hier pragmatisch unter den Begriff des Diskurses gefasst. Dieses Verständnis bezieht sich allerdings nicht systematisch, sondern allenfalls fallweise auf die von Michael Foucault vorgeschlagene Diskurstheorie, deren Interesse an Machtstrukturen hier dem Aspekt der realitätserzeugenden Kraft von Sprechhandlungen nachgeordnet wird.<sup>19</sup>

Eine nützliche Erweiterung des Diskursverständnisses ergibt sich hingegen aus den Theorien von Pierre Bourdieu, dessen Begriff des „literarischen“ bzw. „intellektuellen“ Feldes für die Untersuchung von großem Wert ist. Denn damit lässt sich jener kommunikative Zusammenhang kennzeichnen, der aus einzelnen Meinungsäußerungen und intellektuellen Interventionen die Gesamtheit eines bestimmten Diskurses – hier also des deutschen Amerikadiskurses – macht. Es ist unter Rückgriff auf Bourdieus Theorien zudem davon auszugehen, dass es in dem intellektuellen Feld trotz geringer institutioneller Bindungen eine deutliche Rangordnung und starke hegemoniale Strukturen gibt. Insofern bestimmt die Mehrheit der Literaten und Intellektuellen bewusst oder unbewusst ihre eigene Positionierung jeweils in Relation zu der aktuellen Situation und Diskurslage des Feldes, wobei die gerade auf dem intellektuellen Feld relevanten, immateriellen und symbolischen Kriterien (Bourdieu spricht hier von „kulturellem“ bzw.

---

<sup>19</sup> Als Übersicht Sarasin. *Michel Foucault*.

„symbolischem Kapital“) eine herausgehobene Rolle spielen. Es geht hierbei etwa um eine Überwölbung der eigenen Positionen durch öffentliche Reputation, Ehrungen, herausgehobene Sprechplattformen, prominenten Status etc.<sup>20</sup>

Wenngleich in dieser Arbeit statt der Konzentration auf eine einzige Theorie eine pragmatische Herangehensweise verfolgt wird, schärfen diese hier nur knapp gestreiften Aspekte einer literaturwissenschaftlichen Diskursanalyse dennoch den Blick für die Komplexität der unterschiedlichen Dimensionen des Untersuchungsgegenstandes. Erst mit ihrer Hilfe ist es möglich, die mannigfachen Äußerungen der oben aufgeführten Schriftsteller für eine Untersuchung des deutschen Amerikadiskurses sinngerecht nutzbar zu machen. Das heißt, neben die detaillierte Analyse und Interpretation einzelner Texte sollen immer auch Reflexionen über die Gesamtheit der Sprechsituation in die Untersuchung einfließen. Biographische Hintergründe, Modalitäten der Texterzeugung sowie Ebenen der Rezeptionen werden also nicht ausgeblendet, sondern wenigstens punktuell integriert. Diese Pluralität der methodischen Zugriffe verspricht am ehesten, die Frage nach den Amerikawahrnehmungen in den Reaktionen der deutschen Intellektuellen im Anschluss an den 11. September zu beantworten und diese in die Traditionen des deutschen Amerikadiskurses einzuordnen.

### *DER AUFBAU DER ARBEIT*

Der Einleitung folgt eine überblickartige Darstellung der Traditionen deutscher Amerikawahrnehmungen, wobei Besonderheiten der Entwicklung im 20. Jahrhundert im

---

<sup>20</sup> Mit weiteren Hinweisen: Bourdieu, „Das intellektuelle Feld. Eine Welt für sich“.

Vordergrund stehen (Kapitel 2). Daran anschließend werden in den beiden Hauptabschnitten der Arbeit (Kapitel 3 und 4) die Texte von Hans Christoph Buch, Else Buschheuer, Hans Magnus Enzensberger, Max Goldt, Günter Grass, Durs Grünbein, Kathrin Röggla und Peter Schneider detailliert untersucht. Jeder dieser Autoren wird einleitend mit einer biographischen Skizze („zur Person“) kurz vorgestellt, was einerseits eine bessere Verortung der jeweiligen literarischen Produktion und der Amerikawahrnehmung in den jeweiligen lebensgeschichtlichen Kontext ermöglicht, auf der anderen Seite aber auch der Tatsache Rechnung trägt, dass einige der vorgestellten Schriftsteller (noch) keine überragende Prominenz beanspruchen können.

Oberhalb dieser individualisierten Abschnitte erfolgt eine grobe Klassifizierung zunächst nach der Textgattung. So werden die Abschnitte zu Buschheuer, Röggla, Grünbein und Goldt in Kapitel 3 in einen gemeinsamen Rahmen gruppiert, weil es sich hier um publizierte Tagebücher oder doch um tagebuchähnliche Veröffentlichungen handelt. Einführend werden einige Eigenschaften dieser Textsorte vorgestellt; an die Ausführungen zu den einzelnen Autoren schließt sich jeweils eine kurze Analyse der formalen Besonderheiten an. Dass diese am Genre orientierte Zusammenstellung gleichzeitig mit einer groben Einteilung nach Generationen korrespondiert – die Geburtsjahre der genannten Autoren reichen von 1958 bis 1971 –, ist hingegen nicht intendiert, sondern gehört zu den erklärungsbedürftigen Aspekten: Gibt es eine Verlagerung intellektueller Diskurse in das – anderen Sprachgesetzen unterworfenen – Medium des Tagebuchs, welche mit generationellen Zugehörigkeiten, mit dem Lebensalter und, damit verbunden, mit den Zugangsmöglichkeiten zu anderen Diskursformen zusammenhängen könnte? Ist mit dieser Hinwendung zu einer eher

kleinen Schreibform und ihren Codes der Vertraulichkeit, der Privatheit und der Selbsterforschung zugleich eine Abkehr vom Konzept einer engagierten, betont gesellschaftsbezogenen Literatur verbunden?

Kapitel 4 der vorliegenden Arbeit behandelt die verbleibenden vier Autoren – Schneider, Buch, Grass und Enzensberger –, deren Geburtsjahre von 1927 bis 1944 reichen. Das verbindende Kriterium ist allerdings auch hier weniger die Vorstellung einer (oder genauer: zweier) geschlossener Generationen,<sup>21</sup> sondern die evidenten Berührungspunkte in den Formen des intellektuellen Engagements: Alle genannten Autoren publizierten nach dem 11. September in der großen und meinungsbildenden Presse Deutschlands – bzw. veröffentlichten dort Interviews –, wobei sich der appellative und kritische Charakter dieser Stellungnahmen als gemeinsamer Nenner herausstellte. Auch bei diesem Hauptabschnitt wird entsprechend kurz auf die Spezifika der primär herangezogenen Textarten eingegangen.

Nach der detaillierten Untersuchung der individuellen Stellungnahmen werden in Kapitel 5 sämtliche genannte Autoren bzw. ihre Texte aus einer übergreifenden analytischen Perspektive in den Blick genommen. Dabei gilt es, die jeweiligen Muster der Amerikawahrnehmung der Autoren systematisch herauszuarbeiten und im Hinblick auf eine Fortschreibung, Vermeidung oder Erweiterung des tradierten deutschen Amerikadiskurses zu untersuchen. Fallweise werden dazu weitere thematisch einschlägige, also vorwiegend amerikabezogene Publikationen der Autoren hinzugezogen, so dass vor dem Hintergrund der jeweiligen formalen und inhaltlichen

---

<sup>21</sup> Gemäß den üblichen Einteilungen würden sich Grass und Enzensberger der sog. „Flakhelfer“-Generation zuordnen lassen, Buch und Schneider hingegen der sog. „68er“-Generation. Vgl. aus kulturwissenschaftlicher Sicht etwa Weigel, Parnes und Vedder, eds. *Generation*.

Besonderheiten der Texte die Modalitäten der Amerikawahrnehmung deutscher Intellektueller zu Beginn des 21. Jahrhunderts exemplarisch interpretiert werden können. Im Kapitel 6 werden schließlich die wesentlichen Ergebnisse dieser Untersuchung gebündelt; zugleich sollen einige neue Blickrichtungen und weiterführende Anknüpfungspunkte aufgezeigt werden.

### *FORSCHUNGSSTAND*

Wissenschaftliche Studien zur deutschen Amerikawahrnehmung – und, als Unterfall dessen, zur sog. Amerikanisierung – gibt es in nahezu unüberschaubarer Vielzahl; allein 2006 erschienen mit *Mythos USA: Amerikanisierung in Deutschland seit 1900*,<sup>22</sup> *Das Amerika der Autoren*,<sup>23</sup> *America on my mind: Zur Amerikanisierung der deutschen Kultur seit 1945*,<sup>24</sup> *Amerika und Deutschland. Ambivalente Begegnungen*<sup>25</sup> sowie *Attraktion und Abwehr. Die Amerikanisierung der Alltagskultur in Europa*<sup>26</sup> fünf umfangreiche Sammelbände zu dem Thema.<sup>27</sup>

Gezielte wissenschaftliche Studien zu den Reaktionen deutscher Intellektueller auf die Terroranschläge vom 11. September 2001 gibt es hingegen bislang kaum. Eine frühe, eher essayistische Auseinandersetzung stammt von Elliot Neaman aus dem Jahr 2002, der vor allem die schrille Selbstbezüglichkeit und Provinzialität deutscher

---

<sup>22</sup> Becker und Reinhardt Becker, eds. *Mythos USA*.

<sup>23</sup> Vogt und Stephan, eds. *Das Amerika der Autoren*.

<sup>24</sup> Stephan und Vogt, eds. *America on my mind*.

<sup>25</sup> Kelleter und Knöbl, eds. *Amerika und Deutschland*.

<sup>26</sup> Linke und Tanner, eds. *Attraktion und Abwehr*.

<sup>27</sup> Für die vorliegende Arbeit ist dieser Aspekt jedoch vorwiegend im Hinblick auf die in Kapitel 2 beschriebenen Traditionen deutscher Amerikawahrnehmungen von Bedeutung, folglich wird dort auf weitere relevante Studien verwiesen.

Intellektueller kritisiert (vgl. Neaman). Eine ähnliche polemische Auseinandersetzung führt auch Henryk M. Broder in seinem ebenfalls 2002 erschienenen Buch *Kein Krieg, nirgends: Die Deutschen und der Terror*. Von den für diese Arbeit ausgewählten Autoren finden lediglich Hans Christoph Buch und Günter Grass bei Broder Erwähnung. Buch wird mit seiner ungläubigen Reaktion auf den antiamerikanischen Konsens, der auf einer Veranstaltung am 13. September 2001 in Berlin deutlich wurde, zustimmend zitiert;<sup>28</sup> Grass widmet Broder hingegen ein ganzes Kapitel, überschrieben mit „Das Gewissen der Nation: Eine Pfeife für den Frieden“. Nachdem Broder einleitend bemerkt hat, dass kaum jemand mit seinen Analysen so oft so gründlich daneben gelegen habe wie Grass, und kaum jemand für sein ständiges Danebengreifen so verehrt werde wie Grass, deklariert er die Reaktionen des Autors, der Sätze des moralischen Größenwahns liebe, pauschal als Kalenderweisheiten.

Als einen ersten Versuch, Darstellungen, Deutungen und Verarbeitungen der Anschläge von New York und Washington zusammenzutragen, kann auf den 2004 von Matthias N. Lorenz herausgegebenen Sammelband *Narrative des Entsetzens* verwiesen werden. Die Beiträge darin erstrecken sich von ersten skizzenhaften Untersuchungen der Fernsehnachrichtenbilder über Analysen von Fotografien, Filmen, Theater- und

---

<sup>28</sup> „Ich bin schockiert, sogar entsetzt über einige Wortmeldungen hier aus dem Publikum und würde gerne eine Publikumsbeschimpfung loswerden. Es ist doch wirklich seltsam, wenn zwei Tage nach einem Mordanschlag das Opfer an den Pranger gestellt wird. Die Amerikaner sind schuld, und sie sind arrogant und sie dürfen nicht einmal emotional reagieren. Liebe Ulrike Draesner, in welcher Welt leben Sie denn? ... Ich möchte mich distanzieren von diesem Konsens, der hier herrscht, dass der US-Imperialismus oder die Globalisierung schuld ist an diesem Anschlag. Nein, an diesem Anschlag sind die Schuld, die ihn begangen haben, und er richtete sich nicht gegen Symbole, er hat Menschenleben vernichtet. Wenn Sie das gut finden, müssen Sie das bitte auch laut sagen, und mit dieser Art von Populismus möchte ich mich nicht gemein machen. das sind Einblicke in die Volksseele, die mich tief erschüttern. Ich bin für einen kritischen Umgang mit den Verbündeten, ich bin für eine selbstbewusste Bundesrepublik, die nicht sinnlos in einen Krieg zieht, aber so geht es nicht.“ (Hans Christoph Buch, zit. nach Broder, *Kein Krieg, nirgends* 40).

Musikstücken zum Thema 11. September bis hin zu den Reaktionen von Philosophen<sup>29</sup> und Intellektuellen<sup>30</sup> auf die Attentate. Die letztgenannten nimmt auch Alexander Stephan in einem Überblicksartikel über „Deutsche Intellektuelle und ihr Verhältnis zu den USA“ in den Blick. Der Autor konstatiert darin einen seit dem Ende des Kalten Krieges sich abzeichnenden, erst aber in den Wochen nach dem 11. September deutlich hervorbrechenden Systemkonflikt zwischen Deutschland bzw. Europa und den USA. Dieser „clash of civilizations“, so Stephan, basiere auf fundamental unterschiedlichen Erfahrungen und Erinnerungen dies- und jenseits des Atlantiks und stelle mittlerweile die Grundwerte der transatlantischen Gemeinschaft in Frage (vgl. Stephan, Antiamerikanismus).<sup>31</sup> Im Gegensatz zu Stephan, der in diesem Überblicksartikel unvermeidlicherweise recht allgemein argumentiert, nimmt die vorliegende Arbeit jedoch einzelne Texte und individuelle Reaktionen detailliert in den Blick und versucht diese – nicht zuletzt vor dem Hintergrund einer jeweils persönlichen Amerikaerfahrung – im Kontext deutscher Amerikadiskurse zu situieren, um daraus Rückschlüsse auf Kontinuitäten und Veränderung der Amerikawahrnehmung deutscher Intellektueller zu ziehen.

Wenngleich das Amerikabild in der deutschen Belletristik nach dem 11.

September in dieser Arbeit nicht unmittelbar im Mittelpunkt steht – für einzelne Autoren

---

<sup>29</sup> Vgl. hierzu Hetzel, „Das reine Ereignis“.

<sup>30</sup> Vgl. hierzu Payk-Heitmann, „Freundschaftsdienste“. Im Einzelnen werden in diesem Beitrag die mehr oder minder unmittelbaren Reaktionen von Hans Magnus Enzensberger, Durs Grünbein, Botho Strauß, Günter Grass und Martin Walser untersucht.

<sup>31</sup> Karsten D. Voigt, Koordinator für deutsch-amerikanische Zusammenarbeit im Auswärtigen Amt, hingegen argumentiert in einem – allerdings vermutlich vor dem 11. September 2001 verfassten – Artikel in einem von Trommler und Shore herausgegebenen Band, dass „[t]he two sides of the Atlantic are not drifting apart. There are no serious signs of a cultural rift between Europe and the United States. The problems, where they exist, are the result of differences of perception and of interest in the face of a growing closeness, not of a growing alienation.“ (Voigt, „Germany and the United States in the Euro-Atlantic Community.“).

relevante Aspekte gleichwohl in den jeweiligen Kapiteln behandelt werden –, sei an dieser Stelle dennoch auf die interessanten Überlegungen Christine Cosentinos zur „Verarbeitung“ des 11. September in der Literatur verwiesen. Die Autorin konstatiert, dass sich hier zwar kein eklatanter Bruch in der Amerikawahrnehmung feststellen lasse, dass die Pax-Americana-Politik des amerikanischen Präsidenten jedoch dem bei aller Kritik immer noch vorherrschenden literarischen Image eines offenen und weiten Landes konträr entgegenstehe und die USA in der Literatur folglich zukünftig zunehmend für eine zutiefst gespaltene Nation stehen könnten (vgl. Cosentino). Weit weniger überzeugend ist schließlich der Versuch Agnes C. Muellers, anhand der Erzählung „Himmlische Erde“ von Gregor Hens sowie des Romans *Eine Frau aus Amerika* von Susanne Riedel Aussagen über – so der Untertitel – „Das Amerikabild in der deutschen Gegenwartsliteratur nach dem 11. September“ zu machen.<sup>32</sup> Dieser Forschungsaufsatz konzentriert sich weitgehend auf den Versuch, die in den beiden genannten Werken beschriebenen deutsch-amerikanischen Liebesbeziehungen als ein Bedürfnis nach neuer deutscher Selbstfindung zu interpretieren (vgl. Mueller).

---

<sup>32</sup> Vgl. Mueller, „Gefährliche Liebschaften“.

## KAPITEL 2

### TRADITIONEN DEUTSCHER AMERIKAWAHRNEHMUNGEN

Gegensätzliche Meinungen und ambivalente Haltungen gegenüber den USA haben in Europa eine lange Tradition und sind keinesfalls ein Novum, das speziell die Reaktionen auf den 11. September kennzeichnet. Vielmehr lassen sich europäische Amerikadiskurse und konträre Amerikawahrnehmungen mindestens bis in das 18. Jahrhundert zurückverfolgen.<sup>1</sup> Während nämlich beispielsweise Corneille de Pauw, ein Holländer in Diensten Friedrichs des Großen, die Entdeckung Amerikas in den 1768/69 erschienenen *Recherches philosophiques sur les américains* als das „größte Unglück“ (zit. nach Diner 14) bezeichnet, welches der Menschheit widerfahren sei, barg die „Neue Welt“ für den Ökonom Jacques Turgot zehn Jahre später hingegen die „Hoffnung des Menschengeschlechts“ (zit. nach Diner 14).<sup>2</sup>

Schon im Europa der ausgehenden Aufklärung manifestierte sich in Amerika sowohl die herbeigesehnte als auch die mit allen Mitteln zu bekämpfende eigene Zukunft, und entsprechend erstreckten sich die Beschreibungen vom desiderablen Naturzustand im Sinne eines verlorenen Paradieses bis zu Bedrohungsszenarien, welche die eigenen Werte durch „Degeneration“ gefährdet sahen. Letzteres bezog sich zunächst hauptsächlich auf

---

<sup>1</sup> Für davor liegende Zeiträume vgl. Elliott, *The Old World and the New, 1492-1650*.

<sup>2</sup> Zur Genealogie des europäischen Antiamerikanismus siehe beispielsweise Roger, „Aufklärer gegen Amerika“.

„Naturphänomene“: So beschrieb Comte de Buffon – fern von Amerika und ebenso fern von jeglicher empirischer Grundlage – die psychologischen und physiologischen Rückbildungen von Lebewesen in der Neuen Welt.<sup>3</sup> Dieses Motiv der Degeneration ließ sich aber auch – meist in politischer Absicht – auf gesellschaftliche Phänomene übertragen: „During the earlier period curiosity was directed largely to the New World’s natural wonders and differences, while in later times European interest has centered upon human peculiarities and institutions“ (Woodward 9).

Das idealistische amerikanische Prinzip einer Gesellschaft der Freien und Gleichen ließ europäische Kritiker vielfach den unweigerlichen Untergang eines solchen Sozialverbandes postulieren. Als Gegenposition dazu feierten hingegen europäische Fürsprecher die in der Neuen Welt realisierte Idee von Gleichberechtigung und Selbstbestimmung. Auch der amerikanische Staat, der kaum eine der in Europa seit der frühen Neuzeit als wesentlich erachteten Funktionen, Strukturen oder Hierarchien aufwies, wurde entweder als Segen oder – aufgrund mangelnder staatlicher Kontrolle – als Bedrohung aufgefasst. Selbst der endlose Platz, den Amerika seinen Einwohnern bot, konnte wahlweise als sinnlose Verschwendung oder als Ausdruck von Freiheit und Abenteuer interpretiert werden.

Während diese dichotomen Einschätzungen – seien sie als vorweggenommene Zukunft Europas nun verlockender oder abschreckender Art – der Neuen Welt eine gewisse Bedeutung beimessen, argumentieren andere Darstellungen, dass amerikanische Belange für die Alte Welt grundsätzlich nicht als maßgeblich betrachtet werden können. So bestreitet Hegel in seinen Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte aufgrund

---

<sup>3</sup> Vgl. Commager und Giordanetti, *Was America a Mistake?* 59.

der geographischen Gegebenheiten zunächst die Möglichkeit, Amerika und Europa sinnvoll zu vergleichen: „Eine Vergleichung der nordamerikanischen Freistaaten mit europäischen Ländern ist daher unmöglich, denn in Europa ist ein solcher natürlicher Abfluss der Bevölkerung trotz aller Auswanderungen, nicht vorhanden“ (zit. nach Fraenkel 112f.). Amerika könne erst mit Europa verglichen werden, „wenn der unermessliche Raum, den dieser Staat darbietet, ausgefüllt und die bürgerliche Gesellschaft in sich zurückgedrängt wäre.“ Erst wenn die bloße Vermehrung der Ackerbauern gehemmt sei, „werden sich die Bewohner, statt hinaus nach Äckern zu drängen, zu städtischen Gewerben und Verkehr in sich hineindrängen, ein compactes System bürgerlicher Gesellschaft bilden und zu dem Bedürfnis eines organischen Staates kommen“ (zit. nach Fraenkel 113). So wird Europa zum Modell für Amerika, dessen Entwicklung von Hegel entsprechend nur als ein „Widerhall der alten Welt“ gedeutet wird. Folglich gehe ‚uns‘ Amerika „als ein Land der Zukunft [...] überhaupt hier nichts an“ (zit. nach Fraenkel 113).

Diner führt eine solche Haltung insbesondere darauf zurück, dass sich das politische Phänomen USA aufgrund seiner Entstehungsgeschichte all den für Europa konstitutiven Begriffen entzog. Folglich seien die Muster der Französischen Revolution universalisiert worden (Diner 17) – oder wie Henningsen es ausdrückt: „Ob Kant, Schiller oder Hegel, der ‚Sonnenaufgang‘ in Frankreich führte zur totalen Eklipse Amerikas“<sup>4</sup>

---

<sup>4</sup> Der ‚Sonnenaufgang‘ bezieht sich dabei auf die „frankophilen Kundgebungen“ (Henningsen, *Fall Amerika* 83) Hegels: „Solange die Sonne am Firmament steht und die Planeten um sie herumkreisen, war das nicht gesehen worden, dass der Mensch sich auf den Kopf, d.i. auf den Gedanken stellt und die Wirklichkeit nach diesem erbaut. Anaxagoas hatte zuerst gesagt, dass der *nous* die Welt regiert; nun aber erst ist der Mensch dazu gekommen, zu erkennen, dass der Gedanke die geistige Wirklichkeit regieren soll. Es war dieses somit ein herrlicher Sonnenaufgang. Alle denkenden Wesen haben diese Epoche mitgefeiert. Eine erhabene Rührung hat in jener Zeit geherrscht, ein Enthusiasmus des Geistes hat die Welt durchschauert, als sei es zur wirklichen Versöhnung des Göttlichen mit der Welt nun erst gekommen.“

(Henningsen 84). Das sozialgeschichtliche Pendant dieser nicht selten bornierten Gleichgültigkeit gegenüber den USA waren die Massenauswanderungen der Unterschichten, die in Form von Einwanderungswellen gleichsam „die Jahresringe europäischer Krisen“ abbildeten (Diner 13).

Die Romantik schließlich, die in der Forschung gemeinhin als die – wie Diner es ausdrückt – „wohl produktivste Werkstätte langlebiger amerikafeindlicher Bilder und Metaphern“ gilt<sup>5</sup> (Diner, 42), ließ das Land als „Hort der Geldgier“, als „Babel eines schier grenzenlosen Utilitarismus und abstoßender Kulturlosigkeit“ (Diner, 44) erscheinen. Diesen Eindruck von der Neuen Welt vermittelt auch die fingierte und mit reumütiger Rückkehr endende Auswanderungsgeschichte des Dichters Nikolaus Lenau, bekannt geworden unter der Bezeichnung Lenau-Legende. Die in publizierten Briefen nachzulesenden Amerikabeschreibungen, welche auch die Grundlage für Ferdinand Kürnbergers 1855 erschienenen Roman *Der Amerika-Müde* bildeten,<sup>6</sup> waren für die damalige Zeit zwar weder „neu noch sonderlich originell“ (Diner 46), in ihrer sich auf alle Bereiche erstreckenden vernichtenden Kritik übertrafen sie dennoch frühere Urteile über das Land. Grundsätzlich standen aber weder Lenau noch Kürnberger mit dieser Haltung allein, vielmehr repräsentierten sie eine zu ihrer Zeit „weit verbreitete

---

(Hegel, „Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte“ 529). – Die von Henningsen konstatierte Verdrängung Amerikas aus der deutschen Bewusstseinsgeschichte hielt nach Ansicht des Autors bis zum Eintritt der USA in den Ersten Weltkrieg an.

<sup>5</sup> Für eine ausführliche Darstellung des Antiamerikanismus in der Romantik siehe das Kapitel „Keine Nachtigall: Romantische Abspaltung im 19. Jahrhundert“ in Diner, *Feindbild Amerika*. Vgl. auch Schwan, *Antikommunismus und Antiamerikanismus* 41ff.

<sup>6</sup> Kürnbergers Protagonist, Dr. Moorfield, ist an die Figur Nikolaus Lenaus angelehnt. Der Roman stellt darüber hinaus einen Gegenentwurf zu dem 1838 erschienenen, populären amerikafreundlichen Roman *Die Europamüden* von Ernst Willkomm dar. Vgl. dazu Durzak, *Amerika-Bild* sowie Diner, *Feindbild Amerika* 44ff.

Mentalität“, wie sie auch bei Hoffmann von Fallersleben, Karl Gutzkow, Heinrich Laube<sup>7</sup> oder Heinrich Heine<sup>8</sup> zu finden ist. Jedoch blieb die Amerikakritik, die gewissermaßen zum guten Ton zu gehören schien, nicht unwidersprochen. Bekanntermaßen behauptete Goethe in seinem vielzitierten Gedicht „Den Vereinigten Staaten“ nicht nur einleitend, dass Amerika es besser habe, sondern setzt den „verfallene[n] Schlösser[n]“, dem „unnütze[n] Erinnern“ und dem „vergebliche[n] Streit“ auf dem alten Kontinent die „lebendige[...] Zeit“ (Goethe, „Zahme Xenien.“) Amerikas entgegen, die das Land mit Glück benutzen möge.<sup>9</sup>

Auch im 20. Jahrhundert blieb die deutsche Haltung gegenüber den Vereinigten Staaten meist geprägt von einer Gleichzeitigkeit aus Anerkennung und Ablehnung<sup>10</sup> – wobei in Kriegszeiten letztere natürlich deutlich überwog. So unterstellte man den USA im Ersten Weltkrieg, als deren überlegenes militärisches Potential deutlich wurde, ‚unlautere‘ Motive, nämlich ein Bündnis zwischen amerikanischer Wirtschaft und der Entente (vgl. Diner 66). Man warf den Amerikanern vor, eine rein materielle Interessenpolitik zu verfolgen und lediglich an der Ausweitung ihres Macht- und Einflussbereiches interessiert zu sein. Der Vorwurf einer imperialistischen Außenpolitik wird seither nahezu regelmäßig gegen die USA erhoben – auch nach dem 11. September wurde daraus ein Erklärungsansatz für die Terrorangriffe abgeleitet.

---

<sup>7</sup> Für eine ausführliche Darstellung vgl. Moltmann, „Deutscher Anti-Amerikanismus“.

<sup>8</sup> Heine, der sich 1822 noch zum „nordamerikanischen Katechismus“ (*Sämtliche Schriften* Bd. 2, 7) bekannt hatte, beschrieb die USA acht Jahre später als „ungeheures Freiheitsgefängnis, wo die unsichtbaren Ketten mich noch schmerzlicher drücken würden, als zu Hause die sichtbaren, und wo der widerwärtigste aller Tyrannen, der Pöbel, seine rohe Herrschaft ausübt“ (*Sämtliche Schriften* Bd. 6, Teilbd. 1, 101f.).

<sup>9</sup> Für eine ausführliche Darstellung der Amerikawahrnehmung Goethes vgl. etwa Urzidil, „Das Freiheitsideal“. Siehe auch den Vortrag von Hinderer, „Goethe und Amerika“ anlässlich einer Tagung am Goethe Institut Tokio zum 250. Geburtstag des Autors.

<sup>10</sup> Vgl. Schwaabe, *Anti Amerikanismus*. Der Autor beschreibt für den Zeitraum von 1871 bis heute den Wandel von „heroische[r] Verweigerung“ zu „verwestlichte[m] Pro- und Anti amerikanismus“.

1918 wurde der deutschen Öffentlichkeit mit der Anerkennung des Waffenstillstands eine angebliche Zusage des amerikanischen Präsidenten Woodrow Wilsons präsentiert, gemäß der Deutschland ein den Status quo sichernder Friede gewährt werden sollte. Erst vor diesem Hintergrund konnte anschließend der Versailler Vertrag zu einem Vertrauensbruch stilisiert werden, für den der amerikanische Präsident maßgeblich haftbar gemacht wurde. Wilson, und mit ihm das ‚amerikanische System‘, gerieten ins Zentrum der Kritik und es wurde ihnen die wesentliche Verantwortung für die deutsche Misere in den ersten Nachkriegsjahren zugeschoben.<sup>11</sup>

In den zwanziger Jahren schließlich boten kulturelle Einflüsse – insbesondere die „Amerikanismen“ der Massenkultur mit ihrem vorgeblichen Trend zur kulturellen Nivellierung<sup>12</sup> – Anlass zur Kritik: „Alle tragen die selben Anzüge, Stiefel, Farben und Kragen, man liest dieselben Magazine und ist, ohne sich dessen recht bewusst zu werden, das gleiche Produkt einer öden, durch Maschine und keine Grenzen kennende Propaganda geheiligten Gleichmacherei“ (Halfeld 101). Dabei wandelte sich der dem „Amerikanismus“ von Anbeginn an inhärente Vorwurf der „geistigen Verflachung“ und der Degeneration zunehmend in aggressiv-antimoderne und kulturpessimistische Bedrohtheitsgefühle, welche jedoch in Abhängigkeit vom politischen Standort variierten. Während Stimmen von der linken Seite des politischen Spektrums ihre Einwände gegen die amerikanische Massenkultur vorwiegend in gesellschaftskritische Konzepte einbanden, betonte die politische Rechte – wie der zitierte konservative Kulturkritiker

---

<sup>11</sup> Ernst Fraenkel weist darauf hin, dass die Dolchstoßlegende das innenpolitische Äquivalent der nach außen gerichteten Wilson-Legende darstellt; in ihrer politischen Wirkung seien beide ein „siamesisches Zwillingsspaar“ (Fraenkel 119). Diner verdeutlicht in diesem Zusammenhang den Beginn der Verschränkung von Antiamerikanismus und Antisemitismus, aus dem die Nazis schließlich ein geschlossenes Weltbild entwickelten (vgl. Diner, *Feindbild Amerika* 71f.).

<sup>12</sup> Für eine ausführliche Darstellung vgl. Saldern, „Überfremdungsängste“.

Adolf Halfeld – zumeist den Aspekt der Überfremdung und „Kulturzersetzung“: „Wenn wir Deutschen amerikanisches Denken übernehmen, so haben die Griechen umsonst gelebt, so ist die deutsche Mystik ein Irrweg gewesen, und die deutsche faustische Seele ist eine Privatmeinung des seligen Goethe. Amerika tötet den Eros zugunsten der Maschinenmenschen“ (Halfeld 49).

Die 1927 von Halfeld artikulierte Sichtweise einer akuten Gefährdungslage der deutschen Kultur durch „liberalistisch“-pluralistische Einflüsse aus den USA bedurfte nur noch einer geringfügigen Modifikation, um sich dann passgenau in die nationalsozialistische Ideologie einzufügen. So beschrieb Hitler die Vereinigten Staaten als ein

innerlich faules Land mit Rassenproblemen und sozialer Ungleichheit, ein Land ohne Ideen [...]. Meine Gefühle für Amerika sind voller Hass und Widerwillen; halb verjudet, halb vernegert und alles auf dem Dollar beruhend [...] Die Amerikaner haben ein Hühnergehirn. Das Land ist ein Kartenhaus mit ungleichem materiellen Niveau. Die Amerikaner leben wie die Schweine, wenn auch in einem höchst luxuriösen Schweinestall (zit. nach Compton 212).

Fanden modernistische Aspekte Amerikas – wie die Massenproduktion und die Architektur – zwar durchaus das Interesse und die Zustimmung führender NS-Ideologen, so verstand sich der Nationalsozialismus im Ganzen doch als ideologischer Antagonist Amerikas.<sup>13</sup> Nach Kriegseintritt der USA wurde dem Land neben militärischer Unfähigkeit erneut ein imperialistisches Interesse unterstellt<sup>14</sup> – nunmehr allerdings mit

---

<sup>13</sup> Detailliert etwa Gassert, *Amerika im Dritten Reich*.

<sup>14</sup> Siehe beispielsweise Wirsing, *Der maßlose Kontinent*.

dem Ziel einer jüdischen Welt- und Alleinherrschaft, wobei Hitler die Juden bereits in *Mein Kampf* als „Renegaten der Börsenkräfte der amerikanischen Union“ (zit. nach Fraenkel 317) ausgemacht hatte.

Während die Horrorpropaganda des Dritten Reiches kaum Raum für positive Amerikaeinschätzungen ließ, wandelten sich die USA in den Jahren 1933 bis 1945 von einem Auswanderungsziel für die unteren sozialen Schichten zu einem Zufluchtsort der Oberschicht. Obwohl die Motive der Emigranten, die zum Verlassen Deutschlands geführt hatten, unterschiedlicher Art waren, werden auch bei ihnen jene zwei Grundmuster deutlich, in denen sich das traditionell diskrepante Amerikabild Deutschlands widerspiegelt: Einerseits nahm das amerikanische Staats- und Gesellschaftssystem – insbesondere vor dem Hintergrund der rassistischen Gewaltpolitik der Nationalsozialisten – einen ungeahnten Vorbildcharakter an, andererseits wurden die auf die USA projizierten Zukunftshoffnungen von traditionellen Vorbehalten, speziell gegenüber der amerikanischen Kultur, begleitet.<sup>15</sup> Das Leben in der Emigration erwies sich darüber hinaus in vielen Fällen als problematisch: Es galt, bürokratische und finanzielle Schwierigkeiten zu überwinden, und insbesondere Schriftsteller waren mit der häufig deprimierenden Erfahrung konfrontiert, auf einem stärker gewinnorientierten Markt und zudem in einer fremden Sprache publizieren zu müssen.<sup>16</sup>

Akkulturationsprozesse gab es fast immer nur in engen Grenzen, da die meisten Emigranten ihre Zeit in den USA von vornherein als zeitlich begrenzt betrachten.

---

<sup>15</sup> Ausführlich hierzu Ott, *Amerika ist anders* 278f.

<sup>16</sup> Thomas Mann stellt in diesem Kontext sicher zunächst eine Ausnahme dar. Mit Lehraufträgen und Veröffentlichungsmöglichkeiten ausgestattet, präsentieren sich ihm die USA unter Roosevelt als vorbildliches Land der Demokratie und überzeugen den Autor Thomas Mann endgültig von der zuvor von ihm angezweifelte Vereinbarkeit seiner Kulturidee mit einer demokratischen Staatsform. Für eine ausführliche Darstellung der USA-Vorstellungen Thomas Manns siehe Malsch, „Vom Vorbild zum Schreckbild“ 38ff.

Auch nach Kriegsende bestand in Deutschland eine antagonistische Wahrnehmung der USA – jetzt Befreier und Besatzer – fort, und tradierte Stereotypen wurden unter anderem durch den „Morgenthau-Plan“ aktualisiert.<sup>17</sup> Wie bereits nach 1918 befürchtete man, Deutschland sei aufgrund einer übermächtigen amerikanischen Präsenz in seiner kulturellen Identität bedroht.<sup>18</sup> Vertreter der unterschiedlichsten politischen Richtungen hatten beim Thema Amerika keine Verständigungsschwierigkeiten, wetteiferten vielmehr – wie Greiner schreibt – „um die wortgewaltigste Denunziation“ all dessen, was in der angelsächsischen Philosophie eine Rolle spielte (Greiner, „Test“ 23). Zumeist liegt diesen Argumentationen eine aus dem 19. Jahrhundert stammende Entgegensetzung der deutschen „Kulturnation“ und der westlichen „Zivilisation“ zugrunde, welche ein Festhalten am „deutschen Sonderweg“ signalisiert.<sup>19</sup>

Zugleich festigte sich jedoch die politische Verbindung der jungen Bundesrepublik mit den USA – nicht zuletzt vor dem Hintergrund einer antizipierten Bedrohung durch die Sowjetunion – nach 1945 stetig.<sup>20</sup> Dabei wurden Ereignisse wie die Luftbrücke (oder auch der Marshall-Plan) zu wesentlichen Bausteinen in den deutsch-amerikanischen Beziehungen. Die elfmonatige Versorgung der westlichen Stadthälfte Berlins mit Hilfe amerikanischer „Rosinenbomber“ ließ nicht nur Skepsis gegenüber den

---

<sup>17</sup> Eine ausführliche Darstellung des umstrittenen Morgenthau-Plans und der deutschen Reaktionen findet sich bei Greiner, *Morgenthau-Legende*.

<sup>18</sup> Zum „Antiamerikanismus“ der frühen Nachkriegsjahre vgl. Greiner, „„Test the West““ 21f. Greiner dokumentiert, dass die „Geschichte der amerikanischen Besatzungspolitik auch als Geschichte deutscher Verweigerung“ gelesen werden kann. Vgl. ebenfalls Pommerin, ed., *American Impact*, eine Zusammenstellung verschiedener Studien zum tatsächlichen Einfluss der USA auf Deutschland nach 1945.

<sup>19</sup> Für eine ausführlichere Darstellung dieser Position siehe Greiner, „„Test the West““ 23f.

<sup>20</sup> Greiner führt dies darauf zurück, dass die Alliierten den neuen Eliten zunächst „den Rücken frei“ hielten, indem sie „alle Beschwerden, Misserfolge und Enttäuschungen auf ihr Konto nahmen“, sich somit gleichsam „als Blitzableiter“ zur Verfügung stellten und auf diese Weise „das Ressentiment gegen eine parlamentarische Demokratie“ dämpften (Greiner, „„Test the West““ 26).

Amerikanern schwinden, sondern machte auch konkret deutlich, wie vorteilhaft und hilfreich die Integration Deutschlands in den Westen war.<sup>21</sup> Arnulf Baring konstatiert: „In den Anfangsjahren der Bundesrepublik war die Popularität der USA überwältigend groß; die Vereinigten Staaten wurden geradezu zum Ersatz-Vaterland der Westdeutschen. Mächtige Gefühle der Erleichterung, der Dankbarkeit erklären die überschwängliche Begeisterung für Amerika in den fünfziger Jahren“ (Baring 122).

Vor allem für die neue westdeutsche Elite entwickelten sich die USA zum Vorbild einer politisch stabilen wie freiheitlichen Gesellschaftsordnung. So schreibt die spätere *Zeit*-Herausgeberin Gräfin Dönhoff in *Amerikanische Wechselbäder* rückblickend über eine achtwöchige USA-Reise im Jahre 1955:

Nach dem Zusammenbruch und den langen Jahren moralischer Perversion, Intoleranz und geistiger Öde war die moderne, frei diskutierende, offene Gesellschaft der Vereinigten Staaten mit ihrem Optimismus und ihrem Vertrauen in die Zukunft für diejenigen von uns, die damals die Gelegenheit hatten, Amerika näher kennenzulernen, geradezu eine Offenbarung. (7)

Auch Technologie und Wirtschaft der USA wurden unter dem Blickwinkel möglicher – durchaus erstrebenswerter – zukünftiger Entwicklungen in Deutschland und Europa betrachtet. Darüber hinaus stießen amerikanische Kultur und Lebensart – oder das, was man dafür hielt, auswählte und umformte<sup>22</sup> – im Allgemeinen auf großes Interesse und ließen Amerika insbesondere für die Nachkriegsjugend letztlich zum „alltägliche[n]

---

<sup>21</sup> Siehe hierzu auch Schmiese, *Fremde Freunde* sowie Schwan, *Antikommunismus und Antiamerikanismus* 27ff.

<sup>22</sup> Zur Art und Weise, wie Offerten aus den USA angenommen und transformiert wurden, vgl. Greiner, „Test the West“ 26f. sowie Maase, „Amerikanisierung der Gesellschaft“ 222ff.

Vorbild in jedem Lebensbereich“ werden<sup>23</sup> (Schmiese 71). Gerade diese Einflüsse, die ihren Weg nach Deutschland weitgehend ohne Förderung der politisch-staatlichen Ebenen fanden, können in ihrer Bedeutung kaum überschätzt werden, da sie – wie neuere Forschungen belegen<sup>24</sup> – das Ende eines kulturellen Sonderwegs bedeuten.

Während dieser relativ amerikafreundlichen Phase beschloss jedoch ein Emigrant wie Thomas Mann, 77-jährig und mittlerweile amerikanischer Staatsbürger, die USA wieder zu verlassen. Mit dem Kalten Krieg und der Ära McCarthy hatte für die deutsche Emigration nämlich bereits eine neue Phase der kritischen Auseinandersetzung mit den Vereinigten Staaten begonnen. Allerdings standen nun nicht mehr das kulturelle Manko oder das kapitalistische Wirtschaftssystem der USA im Mittelpunkt der Kritik, sondern die (vorgebliche) Beschränkung der Freiheitsrechte durch die antikommunistische Grundstimmung des Kalten Kriegs, in der zuweilen Anzeichen einer „faschistischen“ Tendenz gesehen wurden. Während die Vereinigten Staaten in der jungen Bundesrepublik für viele Intellektuelle zum demokratischen Modell avancierten, büßte das „Land der unbegrenzten Möglichkeiten“ für die Mehrzahl der Exilanten seine politische Vorbildfunktion bereits wieder ein. Damit nahmen diese schon bald nach Kriegsende eine Haltung vorweg, die in Westdeutschland erst ab Mitte der sechziger Jahre evident wurde.

Hier nahm das Gefühl einer Verbundenheit mit Amerika nach der Wahl John F. Kennedys zum amerikanischen Präsidenten in der Tat noch einmal einen starken

---

<sup>23</sup> Ausführliche Darstellungen finden sich u.a. bei Maase, *Bravo Amerika* sowie bei Poiger, *Jazz, Rock, and Rebels*.

<sup>24</sup> Vgl. Poiger, „Rebels with a Cause?“, Fehrenbach, „Cinema, Spectatorship, and the Problem of Postwar German Identity“, Schildt, *Moderne Zeiten* 398-423; Schildt, „Die USA als ‚Kulturnation‘“ sowie Maase, „Amerikanisierung von unten“. Für einen knappen Überblick siehe in Greiner, „„Test the West““ 27ff. den Abschnitt „Aus Karl-Heinz wird Charly oder: Wie die Populärkultur zu uns kam“.

Aufschwung. Die in den deutschen Medien begeistert kommentierte, jugendliche Dynamik des neuen Staatsoberhauptes weckte nicht zuletzt Hoffnungen auf Bewegung in den festgefahrenen Ost-West-Beziehungen. Die mit Kennedy verknüpften Erwartungen ließen die USA aber auch unter Linksintellektuellen, die zuvor bereits gegen den amerikanischen Antikommunismus und gegen die von den USA unterstützte Wiederbewaffnung protestiert hatten, in einem positiveren Licht erscheinen.<sup>25</sup>

Der damalige Bundeskanzler Adenauer hingegen befürchtete bei seinem 44 Jahre jüngeren Kollegen aus dem Weißen Haus eine zu große Risikobereitschaft in der Entspannungspolitik. Die Reaktionen der Amerikaner nach dem Mauerbau – respektive gerade das Ausbleiben entschiedener amerikanischer Reaktionen und Gegenmaßnahmen – empörte nicht nur die deutsche Öffentlichkeit, sondern ließ auch die Kontakte auf höchster Ebene zeitweise wieder abnehmen.<sup>26</sup> Es gelang dem amerikanischen Präsidenten jedoch auf seiner Deutschlandreise 1963 die Wogen zu glätten. Kennedys Charisma und vor allem wohl sein vielzitiertes, als pro-deutsches Bekenntnis interpretierter Satz vor dem Schöneberger Rathaus stimulierten erneut ein durchaus positives USA-Bild (vgl. Schmiese 74).

Nur wenige Jahre später wurde dieses Bild allerdings durch den Vietnamkrieg nachhaltig beschädigt. Dabei ließ nicht nur die vehemente, grundsätzliche Ablehnung des amerikanischen Militäreinsatzes in Südostasien, sondern vor allem das Gefühl, der Krieg

---

<sup>25</sup> Ausführlich hierzu Schmiese, *Fremde Freunde* 71f.

<sup>26</sup> Einen Tiefpunkt in den deutsch-amerikanischen Beziehungen stellte die Abberufung des deutschen Botschafters Wilhelm Grewe aus Washington dar. „Bonn sah sich zu diesem einmaligen Schritt in der Nachkriegsgeschichte beider Staaten genötigt, nachdem die amerikanische Regierung Grewe der Illoyalität verdächtigt hatte. In amerikanischen Regierungskreisen wurde gemutmaßt, der deutsche Botschafter habe amerikanische Überlegungen öffentlich gemacht, mit der Sowjetunion über den Status Westberlins verhandeln zu wollen.“ (Schmiese, *Fremde Freunde* 73). Vgl. auch Schwarz, *Adenauer* 744-746. Auch der deutsch-französische Vertrag von 1963 sowie die Ostpolitik Brandts können im Kontext dieser deutsch-amerikanischen Krise interpretiert werden. Siehe hierzu Hacke, *Weltmacht wider Willen*.

verratte die demokratischen Ideale der USA das einstige Vorbild zur Zielscheibe vorwiegend intellektueller und studentischer Kritik werden. Das im „Verrat“ der eigenen Grundsätze aufscheinende Unvermögen der USA, die an sie gestellten idealistischen Erwartungen zu erfüllen, führte zu einer Korrektur des Amerikabildes: Die einstige „universale[...] Hoffnung“ wurde rasch zu einem „globalen Problem“ (Malsch 37). In einer Rede Martin Walsers zum Internationalen Vietnam-Tag 1968 manifestiert sich mit leicht sarkastischer Note, dass die Loslösung von den positiven Amerika-Gefühlen der Nachkriegszeit nicht ohne Schwierigkeiten war:

Wir kommen nicht so leicht los von unseren Amerika-Gefühlen der 50er Jahre. [...] Es war ja schön und angenehm, aus der Gewissensgrübeleien über die eigene Vergangenheit befreit zu werden durch den demokratischen Ritterschlag der größten demokratischen Gesellschaft.

Wie waren gleich wieder auf der Seite der Besseren. Drüben die Roten, die Diktatur, die Unmenschlichkeit; hier die Vernunft, die Humanität, die Freiheit. Und der wirtschaftliche Erfolg. Und auch dieses sympathische Amerika. Ich habe es nie verstanden, warum man in der Welt vom ‚hässlichen Amerikaner‘ sprach. Ich fand sie sympathisch. Ich fand, wir hatten ungeheuer Glück gehabt. Gerade noch das schlimmste Land der Welt, und jetzt gleich das Schoßkind einer Weltmacht, die überhaupt nicht agierte wie eine Weltmacht. Die besten Witze über sich selbst machten die selbst. Bei denen konnte jeder was werden. Sie luden uns ein, von ihrer legeren Art zu profitieren. Ja, das war eine schöne Zeit: lernen und arbeiten dürfen im Windschatten der humansten Großmacht, die es je gegeben hatte. Selber entstanden durch Revolution [...] hatte sie Cuba von den mittelalterlichen Spaniern befreit. Den Kaiser besiegt. Hitler besiegt. Uns akzeptiert. Das war schon mehr als eine Hoffnung [...]“ (zit. nach Malsch 42)<sup>27</sup>

---

<sup>27</sup> Vgl. zu der von Walser konstatierten Befreiung von der „Gewissensgrübeleien über die eigene Vergangenheit“, welche Deutschland durch „den demokratischen Ritterschlag der größten demokratischen Gesellschaft“ erfahren hatte, die vieldiskutierte These von Alexander und Margarete Mitscherlich, gemäß derer die Deutschen nahezu bruchlos und ohne Auseinandersetzung mit der eigenen Vergangenheit von einer Identifizierung mit Hitler zu einer Identifizierung mit den Vereinigten Staaten übergegangen seien. (Alexander und Margarete Mitscherlich, *Die Unfähigkeit zu trauern*).

In der Erinnerung der Gräfin Dönhoff klingt dieser Wandel so:

Welche Umkehrung der gewohnten Situation! Früher fuhr man nach Washington, weil dort stets eine Fülle neuer Ideen und Anregungen erarbeitet wurde. [...] Neidvoll pflegte man die vielen kenntnis- und ideenreichen Analysen zu betrachten, um dann traurig zu den heimischen ‚Betonbunkern‘ zurückzukehren. Heute hat man den Eindruck, dass umgekehrt in Washington alles knietief im Zement steckt. (117).

Auf den 1968 in nahezu jeder größeren westdeutschen Stadt stattfindenden Kundgebungen gegen den Vietnamkrieg – welche oft zu antiamerikanischen Veranstaltungen gerieten – konnten Vertreter des gesamten politischen Spektrums ausgemacht werden: Linksintellektuelle, Gewerkschaftler, SPD-Mitglieder aber auch Konservative standen der Vietnampolitik der USA äußerst skeptisch gegenüber. Fürsprecher Amerikas, die wie Klaus Harpprecht – allerdings rückblickend – in der Entrüstung über Vietnam bereits eine Mischung aus „moralistischer Arroganz, ideologische[m] Fanatismus und ein[em] abgestandene[n] Kulturhochmut“ (Harpprecht 12) erkannten, waren deutlich in der Minderheit.<sup>28</sup>

Dass vom Vietnamkrieg geprägte Amerikabild wurde zum Topos, mit dem sich viele deutsche respektive deutschsprachige Literaten auseinandersetzen, sei es in ihren Werken oder in essayistischen Texten und öffentlichen Stellungnahmen. So verfasste Hans Magnus Enzensberger 1969 einen – fast zeitgleich in der *Zeit* und im *New York Review of Books* publizierten – offenen Brief an den Präsidenten der Wesleyan University, in dem er „die Klasse, welche in den Vereinigten Staaten von Amerika an der

---

<sup>28</sup> Harpprecht vermutete in *Der fremde Freund* zudem, dass sich im Untergrund der Entrüstung „auch der Inferioritätskomplex des Besiegten“ regte und nicht jeder der Versuchung widerstand, „sich der kollektiven Verantwortung für die Verbrechen des Dritten Reiches mit dem Hinweis auf die Schuldverstrickung der Amerikaner zu entziehen“ (12).

Herrschaft ist, und die Regierung, welche die Geschäfte dieser Klasse führt, für gemeingefährlich“ (Schickel 237) erklärte.<sup>29</sup> Ganz im Sinne dieser neuen Leitmotivik versuchte beispielsweise auch Reinhard Lettau<sup>30</sup> 1971– unter dem vielsagenden Titel *Täglicher Faschismus. Amerikanische Evidenz aus 6 Monaten* – durch eine Zusammenstellung amerikanischer Zeitungsartikel die (vermeintliche) Beschneidung der Bürgerrechte in den USA zu dokumentieren (vgl. Durzak, „Abrechnung“ 548).<sup>31</sup>

Die literarische und essayistische Auseinandersetzung mit den Vereinigten Staaten, die Mitte der sechziger Jahre begann, machte in vielen Fällen – unabhängig davon, wie differenziert die Argumentation und wie berechtigt die Kritik war – deutlich,

---

<sup>29</sup> Siehe hierzu ausführlich Kapitel 4 dieser Arbeit. Uwe Johnson erkennt in dem offenen Brief Enzensbergers ein „Schlüsseldokument für das Verhältnis der zeitgenössischen deutschen Intellektuellen“ zu den USA (Durzak, „Abrechnung“ 547), da Enzensbergers letztlich wenig überzeugenden Behauptungen den Autor zum Sprachrohr einer ganzen Generation gemacht hätten. Entsprechend stellte Johnson eine kritische Auseinandersetzung mit den Behauptungen Enzensbergers in den Mittelpunkt des zweiten Bandes der *Jahrestage*. Vgl. auch Lau, *Enzensberger* 242ff.

<sup>30</sup> Lettau hatte in Harvard promoviert, anschließend in den USA gelehrt, sich aber 1965 in Berlin niedergelassen und in der Studentenbewegung engagiert. 1967 ging er in die USA zurück, wo er eine Stelle als Professor für Vergleichende Literaturwissenschaft an der University of California in San Diego annahm (vgl. Killy, *Literaturlexikon* Bd. 7, 250).

<sup>31</sup> Einige der weiteren einschlägigen Publikationen sind die folgenden: Eine gewisse „Vorbildfunktion“ für die Auseinandersetzung mit der in Südostasien Krieg führenden Supermacht kommt Leo L. Matthias zu, der bereits 1964 in *Die Kehrseite der USA* ein äußerst kritisches Amerikabild gezeichnet – und damit die Vorlage für Rolf Hochhuths 1970 publiziertes Stück *Guerillas* geliefert – hatte. 1968 brachte Joachim Hans Schwelien seinen Lesern *Amerikas brutales Antlitz* näher und auch *Der große Knock-out in sieben Runden*, ein vier Jahre darauf von Herbert Heckmann publizierter Amerikaroman, ist geprägt von zeitgenössischen Amerikaklischees.

Differenziertere Einblicke gewähren hingegen die von Max Frisch in seinem *Tagebuch* zusammengestellten USA-Eindrücke aus den Jahren 1966-1971. Zwar verleitete ihn bei einem Besuch im Weißen Haus die Meinung Kissingers über ‚the intellectuals‘ zu einer Bemerkung über die „bräunliche Stube“ (298), in der das Gespräch stattfand, gleichzeitig stellte Frisch aber auch eine begrüßenswerte Spur von Selbstzweifeln bei den Amerikanern fest. Die „Arroganz der Macht“ (313) sei im Schwinden, Amerika habe „Angst vor Amerika“ (314). Für eine ausführlichere Auseinandersetzung mit dem Amerikabild in Max Frisch *Tagebuch* siehe Malsch, *Vom Vorbild zum Schreckbild* 47ff sowie Krätzer, *Studien zum Amerikabild* 61ff.

Auch Uwe Johnson ist in den *Jahrestagen* eher zögernd um gerechte Kritik bemüht. Dem Autor gelingt es, eine stereotype Abrechnung mit der amerikanischen Utopie zu vermeiden und stattdessen neue Perspektiven an eine Auseinandersetzung mit deutscher Gegenwart und Vergangenheit heranzutragen, indem seine Protagonistin ihre Eindrücke und Erfahrungen in den USA zum Anlass nimmt, die Bundesrepublik und die DDR sowie die Vergangenheit Deutschlands zu reflektieren. Für eine ausführlichere Darstellung des Amerikabildes in Johnsons *Jahrestage* vgl. Krätzer, *Studien zum Amerikabild* 95ff. sowie Durzak, *Amerika-Bild* 189-194.

dass „der große Bruder, der sich zum Hüter der westlichen Freiheit in der Welt aufgeschwungen hatte, an rapider moralischer Auszehrung zu erkranken“ begann<sup>32</sup> (Durzak, *Amerika-Bild* 177). Wie Henningsen konstatiert, hatten gerade die „gebrannten Kinder des Faschismus“ eine besondere Gabe dafür, den Faschismus „beim Sieger über den Faschismus im Anmarsch zu sehen“ (Henningsen 26). In der Tat wurden in der politischen Gegenwart Amerikas eben jene gefährlichen Symptome erkannt, die das Ende der Weimarer Republik geprägt hätten: „Das paradiesische Ursprungsland hatte sich in eine kapitalistische Sumpflüte gewandelt. Die Freiheitsgöttin enthüllte nun ihr politisches Janusgesicht. Kapitalismus und Faschismus wurden zu Leitmotiven in den rituellen Beschwörungen, mit denen man das einstige Vorbild nun ebenso emphatisch verdammt“ (Durzak, *Amerika-Bild* 177).

Die schriftstellerischen Auseinandersetzungen mit dem Krieg der westlichen Supermacht in Südostasien bildeten indes nur den Beginn einer sich bis heute fortsetzenden Reihe von Diskussionen über die jeweiligen militärischen Interventionen der USA. So unterstrichen beispielsweise Peter Schneider, Günter Grass, Sarah Kirsch und Thomas Brasch 1980 nach dem Einmarsch sowjetischer Truppen in Afghanistan, ihre in einem offenen Brief an den damaligen Bundeskanzler Schmidt dargelegte Aufforderung, Distanz zur amerikanischen Politik zu wahren, mit dem Hinweis, dass die amerikanische Regierung „spätestens seit Vietnam jedes Recht auf moralische Appelle verloren“ habe (Schneider et. al., zit. nach „US-Regierung hat Recht auf moralische Appelle verloren.“). Höhepunkte dieser stets in ähnlicher Form aufflammenden Debatten

---

<sup>32</sup> Als Ausnahme sei an dieser Stelle auf Peter Handkes *Der kurze Brief zum langen Abschied* hingewiesen. Der Autor nimmt keinerlei – oder kaum – Bezug auf politische Dimensionen, vielmehr beschreibt er eine Reise als Versuch, das Scheitern eine Ehe zu verarbeiten und nach der eigenen Zukunft zu suchen. Damit knüpft Handke freilich an die literarische Tradition einer Amerika-Utopie an.

um amerikanische Interventionen waren der Golfkrieg, der Krieg im ehemaligen Jugoslawien sowie natürlich in jüngster Zeit die Kriege in Afghanistan und im Irak. Die in diesen Auseinandersetzungen für evident erklärten Anzeichen einer sich verändernden Haltung gegenüber den Vereinigten Staaten wurden häufig als Folge der Wiedervereinigung interpretiert.<sup>33</sup>

Sicher ist nur, dass sich in den neunziger Jahren das nach wie vor ambivalente Verhältnis zu den USA in raschen Meinungsumschwüngen manifestierte. Während insbesondere für die Regierungszeit Clintons ein relativ entspanntes Verhältnis zu den USA zu konstatieren ist, überwogen mit Beginn der Bush-Administration und infolge des angekündigten Rückzugs aus dem ABM-Vertrag und der Weigerung, das Kyoto-Protokoll zu unterzeichnen, erneut amerikakritische Stimmen. Gemäß einer Umfrage der *International Herald Tribune* in vier europäischen Ländern, missbilligten beispielsweise im Sommer 2001 65% der Deutschen Amerikas Außenpolitik (vgl. Siemons). Es ist nicht übertrieben, wenn dahinter „ein grundsätzliches Befremden [...] über das, was Amerika eigentlich ist“, vermutet wird. Während das Land unter Clinton „wie eine – allerdings mächtige – Verdopplung Europas“ erschien, sehe es „unter Bush [...] jetzt wieder wie eine Zone des ganz Anderen, ja Unheimlichen, aus“ (Siemons).<sup>34</sup> Dabei hatten sich die Kritikpunkte verschoben: Es ging nicht mehr (nur) um „die Untiefen der sogenannten Massenkultur“, vielmehr entzündete sich das Misstrauen nunmehr am Begriff des „nationalen Interesses“, also daran, dass Bush seine Außenpolitik „ausdrücklich nicht

---

<sup>33</sup> Zur Debatte deutscher Intellektueller über Wiedervereinigung und nationale Identität siehe etwa Müller, *Another Country*. Vgl. auch Schmiese, *Fremde Freunde*.

<sup>34</sup> Vgl. zur Haltung gegenüber Präsident Bush hier nur Lau, „Barbar an der Macht“. Der Artikel wurde zum Erscheinen von *The Bush Dyslexicon*, einer Sammlung der ärgsten grammatikalischen und lexikalischen Schnitzer des amerikanischen Präsidenten, veröffentlicht.

unter das Diktat universalistischer Ideen“ zu stellen schien, sondern bewusst „wieder partikuläre Maßstäbe in den Vordergrund“ (Siemons) rückte. Spätestens mit Beginn des Irakkriegs bildete jedoch auch der seit dem Vietnamkrieg bekannte Vorwurf einer (illegitimen) Einmischung in die Belange anderer Staaten einen neuerlichen Ansatzpunkt für Kritik an den USA.

Amerika ist damit auf den ersten Blick – so könnte man mit Greiner schlussfolgern – jener „mythische Ort geblieben, der es am Tag seiner Entdeckung war: den einen Verheißung und Vorbild, den anderen ein Symbol des Schreckens“ (Greiner, „Test“ 17). Inwieweit diese These zutrifft oder ob sich zu Beginn des 21. Jahrhunderts möglicherweise nicht doch Ansätze eines modifizierten Umgangs mit den Vereinigten Staaten von Amerika zeigen, wird im Folgenden anhand der Reaktionen verschiedener Schriftsteller und Intellektueller auf die Terroranschläge vom 11. September 2001 untersucht.

## KAPITEL 3

### DIE TERRORANSCHLÄGE IN TAGEBÜCHERN UND PERSÖNLICHEN AUFZEICHNUNGEN

Die Terroranschläge vom 11. September 2001 haben – so kann man annehmen – Eingang in unzählige Tagebücher gefunden. Auch die vier in diesem Kapitel behandelten Autoren, Kathrin Röggla, Else Buschheuer, Durs Grünbein und Max Goldt, haben sich im weitesten Sinne dieser chronologischen, meist taggenau datierten Prosaform<sup>1</sup> bedient, um ihre Eindrücke, Erlebnisse und Erfahrungen vom 11. September und den darauf folgenden Tagen festzuhalten.<sup>2</sup> Von den meisten der unzähligen anderen Chronisten

---

<sup>1</sup> Zur Problematik der Gattungsbestimmung vgl. Börner: „Das Tagebuch an sich ist weder von der Form noch vom Inhalt her zu greifen, bleibt amorph, besticht andererseits aber durch seine Vielverwendbarkeit.“ (34). Auch Wuthenow verweist darauf, dass das Tagebuch „vielgestaltig“ sei und es keine eindeutige und gültige Definition gebe, es aber als „eigene, wiewohl oft rudimentäre, legitime, autobiographisch geprägte literarische Gattung zu verstehen“ sei (IX). Auch die knappen gleichwohl instruktiven Ausführungen zum Tagebuch, die im Rahmen des Projekts „Einladung zur Literaturwissenschaft“ an der Universität Essen entstanden, verweisen darauf, dass das Tagebuch nicht nur „ähnlich wie der Brief als alltäglich Gebrauchsform verbreitet“, sondern auch „nach Themen und Schreibweisen (z.B. narrativ, deskriptiv, reflexiv) ähnlich offen und multifunktional wie der Brief“ sei (sich von diesem jedoch durch seine prinzipielle monologische Struktur unterscheide). Vgl. *Einladung zur Literaturwissenschaft*. Beispiele der thematischen und funktionalen Vielfalt der Diaristik reichen von Johann Gottfried Herders nachträglich aufgezeichnetem Reisetagebuch *Journal meiner Reise im Jahre 1769*, das an einen anthropologischen Essay erinnert, über Goethes meist mit alltäglichen Rechenschaftsberichten befassten *Tagebüchern* (1775 bis 1832) bis zu Friedrich Hebbels selbstanalytischem Seelen- und Gefühlstagebuch *Reflexionen über Welt, Leben und Bücher, hauptsächlich aber über mich selbst* (verfasst 1835 bis 1863). Für das 20. Jahrhundert verweisen die nahezu buchhalterischen – auch Verdauungsprobleme festhaltenden – Aufzeichnungen Thomas Manns, das beinahe alles Private aussparende Arbeitsjournal Bertold Brechts und die radikale Selbstanalyse in den *Tagebüchern* Franz Kafkas (alle posthum publiziert) exemplarisch auf die Varianten der Diaristik. Als Beispiele für Tagebücher, die sich mit historisch politischen Ereignissen befassen, seien Ernst Jüngers *In Stahlgewittern* sowie *Das Tagebuch der Anne Frank* genannt. Vgl. *Einladung zur Literaturwissenschaft*.

<sup>2</sup> Während die Aufzeichnungen Buschheuers, Grünbeins und Goldts jeweils mit einem Datum versehen sind und somit in ihrer äußeren Gestaltung bereits auf die Form des Tagebuchs verweisen, berichtet Röggla in einzelnen Beiträgen – die sie jeweils mit Überschriften versieht – über die Ereignisse mehrerer Tage. Da

unterscheidet sie allerdings, dass ihre Aufzeichnungen im Internet, im Feuilleton verschiedener Zeitungen sowie später meist auch in Buchform<sup>3</sup> publiziert und der Öffentlichkeit zugänglich gemacht wurden.

Alle vier Autoren haben sich damit – zumindest vorerst – gegen eine (eindeutig) fiktionale Auseinandersetzung mit dem Stoff entschieden<sup>4</sup> und für ihre mehr oder minder regelmäßigen, (meist) zeitnah vor dem Hintergrund des aktuellen Zeitgeschehens entstandenen Aufzeichnungen aus dem eigenen Leben die Form des – möglicherweise fingierten oder fiktionalisierten – Tagebuchs gewählt. Folgt man den gängigen Definitionen,<sup>5</sup> so ermöglicht gerade diese Gattungsform einen dramaturgischen Zuschnitt, der dem Text Unmittelbarkeit verleiht und die Subjektivität der Eindrücke profiliert; sie lässt Perspektiv- und Stimmungswechsel sowie unausgewogene oder gar widersprüchliche Deutungen und Urteile zu. Auch vermeintlich irrealer Vorgänge können glaubhaft präsentiert werden. Darüber hinaus erlaubt die diaristische Form „künstlerische Aussagen ohne den Zwang zur Gesamtkomposition“ (Börner 65f.) und ermöglicht so eine Betonung des Fragmentarischen. Entsprechend kann sich der Diarist auf die Beschreibung überschaubarer Details konzentrieren, wodurch das Gewicht der Darstellung sich „vom Zeitzusammenhang auf den Augenblick“ verlagert und „die

---

die Autorin dennoch mit einer gewissen Regelmäßigkeit aus New York berichtet und die einzelnen Niederschriften deutlich voneinander getrennt sind (vgl. zu den formalen Kennzeichen des Tagebuchs Börner 11), erscheint es gerechtfertigt, die Ausführungen Rögglas dieser Form zuzuordnen.

<sup>3</sup> Vgl. hierzu Börners Anmerkungen zur „Hausse des Tagebuchs“, deren Ursache der Autor im zeitgenössischen Lebensstil begründet sieht: „Der Drang des modernen Menschen, überall dabei zu sein und sein Verlangen nach authentischer Unterrichtung über alle Weltvorgänge, haben dazu geführt, dass literarische Äußerungen in immer schnellerer Folge verlegt, aber auch flüchtiger gelesen und dementsprechend eher vergessen werden als früher. (53). Zum Wandel der Funktion des Tagebuchs vgl. Görner.

<sup>4</sup> Kathrin Rögglas erstes Theaterstück *fake reports*, das im Oktober 2002 uraufgeführt wurde, setzt sich ebenfalls mit den Terroranschlägen vom 11. September 2001 auseinander.

<sup>5</sup> Vgl. hierzu Börner 28f.

Synopsis des Geschehens sich in eine Unzahl von Teilansichten“ auflöst (Börner 65f.). Damit erscheint das moderne Tagebuch „als die angemessene literarische Form für einen Autor, der keinen festen Standpunkt einnehmen kann oder will“ (Börner 65). Vor diesem Hintergrund ist es mithin unerheblich, ob es sich um ‚authentische‘ Tagebuch- oder Arbeitsjournaleinträge – also um Inskriptionen ad se ipsum – handelt, ob der Diarist seine Aufzeichnungen bereits im Hinblick auf eine Publikation vornimmt oder ob es sich um rein fiktive Tagebucheintragungen handelt, bei denen der Autor die dem Tagebuch eigenen Stilmittel lediglich imitiert.

Unter der Prämisse, dass sich die vier oben genannten Autoren gezielt für das Tagebuch „als einen ihren ganz spezifischen Absichten entsprechenden Rahmen“ (Börner 58) entschieden haben, wird diskutiert, inwieweit ihre verschiedenen Texte von den bereits kurz umrissenen, funktionalen und inhaltlichen Besonderheiten des Tagebuchs geprägt sind bzw. wo sie diese konterkarieren. Darüber hinaus werden die signifikanten Charakteristika dieser Schreibform – etwa die Akzentuierung persönlicher Sichtweisen und der unmittelbaren Nähe zum Geschehen, eine fragmentarische, un abgeschlossene Präsentation oder eine herausgestellte Selbstvergewisserung als funktionale Orientierungshilfe – auf ihren Stellenwert für die Darstellung und Kommentierung der USA geprüft. Schließlich wird analysiert, welche – an den Leser gerichteten – Deutungsambitionen und Erklärungsansprüche sich hierin niederschlagen bzw. in welchem Umfang gerade mit der gewählten Tagebuchform die Teilnahme an einem öffentlichen Diskurs verweigert wird. Denn es besteht die begründete Vermutung, dass die Wahl der Textsorte nicht nur in komplexer Weise mit den zugrunde liegenden Amerikabildern und Amerikawahrnehmungen verknüpft ist, sondern dass es darüber

hinaus einen Zusammenhang zwischen dem – etwa vorbewussten oder gezielten, spielerischen oder ernsthaften – Umgang mit dem Tagebuch und der Positionierung innerhalb der deutschen Amerikadiskurse gibt.

Die Untersuchung trägt der Komplexität dieser Fragestellung mit einer differenzierten und gestaffelten Vorgehensweise Rechnung. Einer kurzen biographischen Einordnung eines Autors bzw. einer Autorin schließt sich eine detaillierte Darstellung der jeweiligen Reaktionen auf den 11. September an, gefolgt von einer knappen Analyse genrespezifischer Besonderheiten im Hinblick auf eine erste Positionierung des jeweiligen Schriftstellers innerhalb der deutschen Debatten über die USA.

In einem ersten Abschnitt (3.1) werden die Ausführungen der Autorinnen Kathrin Röggl und Else Buschheuer untersucht, die sich beide zum Zeitpunkt der Terroranschläge in Manhattan in Sichtweite des ehemaligen World Trade Centers aufhielten. Dieser eher zufällige Umstand geographischer Präsenz wirkte aber, so lässt sich zumindest vorab vermuten, als unmittelbarer Verstärker auf die vorhandenen Amerikabilder, so dass sich die Verklammerung und Kontrastierung der Perspektiven dieser beiden Autorinnen zunächst im Rahmen eines Binnenvergleiches anbietet. Der Analyse der sozusagen „vor Ort“ entstandenen Schilderungen schließt sich im nachfolgenden Abschnitt (3.2) die Untersuchung der Berichte Durs Grünbeins und Max Goldts an. Diese beiden Autoren erfuhren in Berlin von den Anschlägen und reagierten somit im Gegensatz zu ihren Schriftstellerkolleginnen nicht nur in einem zeitlich wie topographisch differenten Kontext, sondern vornehmlich auf massenmedial vermittelte

Bilder und Eindrücke; auch hier bietet sich diese Paarung mit Blick auf die sich daraus ergebenden Konsequenzen sowohl für das diaristische Schreiben wie auf die – möglicherweise eher durch Distanz geprägte – Amerikawahrnehmung an.

### 3.1 DIFFERENZIERTE BETRACHTUNGEN UND DIFFUSES BAUCHWEH: KATHRIN RÖGGLA UND ELSE BUSCHHEUER

#### *KATHRIN RÖGGLA – ZUR PERSON*

Die 1971 in Salzburg geborene Kathrin Rögglä studierte – zunächst in ihrer Geburtsstadt und ab 1992 in Berlin, wo sie heute als freie Autorin lebt – Germanistik und Publizistik. 1995 debütierte sie mit dem Erzählungsband *Niemand lacht rückwärts*, für den die Autorin den Reinhard-Priessnitz-Preis erhielt; es folgte 1997 in 43 – wie eine Rezensentin der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* meinte – „etwas übermütig als Roman deklarierten Prosastücken“ (Maidt-Zinke) mit Titel *Abrauschen* eine in „Bilder[n] von erfrischender Originalität und Skurrilität“ (Maidt-Zinke) beschriebene Reise von Berlin nach Salzburg. Zwei Jahre später erschienen unter dem Titel *Irres Wetter* die Streifzüge der „analytisch genaue[n] und poetisch schlagfertige[n] Chronistin“ durch „das auf Kapitale getrimmte Berlin der Neunziger“ (Kramatschek), mit denen der Autorin der Sprung auf die Bestenliste des WDR gelang.

Darüber hinaus schrieb Rögglä mehrere Hörspiele für den Bayrischen Rundfunk und für Deutschlandradio (Hochdruck/dreharbeiten; soundstories/materialmeeting: Ein Riesen Abgang; selbstläufer; Elektronisches Träumen; nach Köln; das firmenwir). Im

Internet publizierte die „wache Beobachterin“ (Maidt-Zinke) den Hypertext *nach mitte* und beteiligte sich an den Projekten [www.werkleitz.com](http://www.werkleitz.com)<sup>6</sup>, [www.elektrotraum.de](http://www.elektrotraum.de)<sup>7</sup> und [convex tv](http://convextv.de)<sup>8</sup> bzw. [testbed](http://testbed.de)<sup>9</sup>.

Ende 2001 publizierte Röggl im Fischer Verlag *really ground zero. 11. september und folgendes*, eine überarbeitete und ergänzte Fassung der zuvor hauptsächlich in der *tageszeitung* (taz), aber auch im *Tagesspiegel* und im Wiener *Falter* veröffentlichten Eindrücke aus New York, wo sich die Autorin als Stipendiatin des Deutschen Literaturfonds aufhielt. Thematisch ähnlich gelagert ist Rögglas erstes Theaterstück *fake reports*, ein Auftragswerk für den „Steirischen Herbst“, das im Oktober 2002 im Wiener Volkstheater unter der Regie der 2003 von *Theater heute* zur besten Nachwuchsregisseurin gekürten Tina Lanik uraufgeführt wurde.<sup>10</sup> Röggl setzte sich darin mit der medialen Verarbeitung der Terroranschläge vom 11. September auseinander und versuchte, das Unvermögen, die Ereignisse in vorhandene Strukturen einzuordnen sowie die aus diesem Unvermögen folgende individuelle Distanz zum Geschehen zu vermitteln, indem sie die Akteure ihren Text lediglich im Konjunktiv und in der dritten Person vortragen lässt. Eine Adaption des Stückes wurde 2003 unter dem Titel *Die fünfzig Mal besseren Amerikaner / fake reports* vom Theaterhaus Jena, dem Theater in der Fabrik (TIF) / Staatsschauspiel Dresden und den Sophiensälen Berlin in

---

<sup>6</sup> Hierbei handelt es sich um ein Projekt der Werkleitz Gesellschaft, einem 1993 gegründeten gemeinnützigen Verein zur Förderung und Realisierung von Film-, Kunst- und Medienprojekten.

<sup>7</sup> Dieses Webforum sammelte „Elektoräume“ und diente der Zusammenstellung von Material für ein Hörspiel zum Thema elektronisches Träumen, das von der Gruppe [testbed](http://testbed.de) für die im März 2002 in Karlsruhe stattfindende Medienkunstbiennale *intermedium 2* produziert wurde.

<sup>8</sup> [convex tv](http://convextv.de) (1996-1999) ist eine in einem halb-öffentlichen Arbeits- und Präsentationsraum namens „test bed“ in einer ehemaligen Glühlampenfabrik in Berlin-Mitte residierende Gruppe von Künstlern, Journalisten, Architekten und Psychologen, die sich mit der kritischen Betrachtung und Anwendung neuer digitaler Technologien in künstlerischen Produktionen beschäftigt.

<sup>9</sup> [testbed](http://testbed.de) ist eine aus [convex tv](http://convextv.de) hervorgegangene Gruppe von Autoren und Netzentwicklern.

<sup>10</sup> Siehe hierzu Uka, „Der 11. September auf dem Theater“ 155.

Zusammenarbeit mit dem Hamburger Thalia Theater, dem auawirleben Bern sowie dem Theaterhaus Gessnerallee in Zürich produziert.<sup>11</sup> Ebenfalls mit der Thematik der Terroranschläge befasst sich Röggl in einem vom Bayrischen Rundfunk gesendeten Hörspiel mit dem Titel *really ground zero – anweisungen zum 11. september*.

Im Dezember 2003 wurde Rögglas *totficken. totalgespenst. topfit.* im Burgtheater in Wien im Rahmen einer Hommage an Werner Schwab<sup>12</sup> uraufgeführt. Im Frühjahr 2004 erschien *wir schlafen nicht*, der vorerst letzte Roman der Autorin, in dem sie – wiederum ausschließlich in indirekter Rede – mittels auf einer Messe geführter Interviews die Bedeutung des Berufs für die persönliche Identität (von Arbeitssüchtigen) thematisiert. Eine Hörspielversion des Romans wurde vom Bayrischen Rundfunk produziert und gesendet, eine Bühnenversion kurze Zeit darauf im Kleinen Haus des Düsseldorfer Schauspielhauses uraufgeführt. Für den Bayrischen Rundfunk schrieb Röggl darüber hinaus die 2006 gesendeten Hörspiele *junk space* (eine Theaterversion wurde am Neumarkttheater in Zürich uraufgeführt) sowie *ein anmassungskatalog für herrn fichte*; im Schweizer Radio DRS wurde *draussen tobt die dunkelziffer* (Uraufführung der Theaterversion im Volkstheater) gesendet. Im August 2006 erschien im Literaturverlag Droschl der Dopplessay *disaster awareness fair. zum katastrophischen in stadt, land und film*, eine Analyse des ambivalenten Umgangs mit Katastrophen.

---

<sup>11</sup> Das erste Theaterstück über die Terroranschläge vom 11. September, ein vom amerikanischen Dramatiker Israel Horowitz verfasster Monolog, wurde bereits im November 2001 in New York und Anfang Dezember 2001 im Dresdner Staatsschauspielhaus aufgeführt. Unter dem Titel „3 Weeks After Paradise“ bzw. „Drei Wochen nach dem Paradies: Eine Stimme aus New York“ hat der in New York lebende Autor eigene Eindrücke verarbeitet. Weitere Aufführungen gab es im österreichischen Lins, in Karlsruhe und in Hamburg. (Siehe dazu Uka, „Der 11. September auf dem Theater“ 151f.).

<sup>12</sup> Der ab 1990 innerhalb kürzester Zeit zu einem der meistgespielten Dramatiker deutscher Sprache aufgestiegene Werner Schwab (1992 Dramatiker des Jahres der Zeitschrift *Theater heute*) war in der Neujahrsnacht 1994 – vermutlich an einer Alkoholvergiftung – gestorben.

Ausgezeichnet wurde die Autorin neben den bereits genannten Ehrungen unter anderem mit dem Kolik-Literaturpreis (2000), dem Alexander von Sacher-Masoch-Preis, dem Italo-Svevo-Preis (beide 2001) sowie dem RIAS-Preis (2003). Im Jahr 2004 erhielt sie zudem den Förderpreis zum Schiller-Gedächtnis-Preis, den Preis der SWR-Bestenliste, sowie den Österreichischen Förderungspreis.

### *KATHRIN RÖGGLA – ZUM 11. SEPTEMBER 2001*

„einen tower haben wir hier eben brennen und einstürzen sehen, etwa einen kilometer entfernt von unserem platz auf der ecke houston/wooster street mit ziemlich guter perspektive auf das, was man euphemistisch ‚geschehen‘ nennen könnte und was doch weitaus zu groß zu sein scheint, um es irgendwie integrieren zu können in eine vorhandene erlebnisstruktur“ (Röggla, „ground zero“).

So beschreibt Kathrin Röggla in einem am 14. September 2001 in der *tageszeitung* (*taz*) erschienenen Artikel den Einsturz des ersten Towers um 10:01 Ortszeit. Zwei Tage zuvor hatte die Kulturredaktion der *taz* ihren Autoren und Mitarbeitern mitgeteilt, dass in der nächsten Zeit das übliche Format aufgegeben und ausschließlich über den 11. September berichtet werden solle. Über eine Mitarbeiterin des Deutschen Literaturfonds entstand dann der Kontakt der Zeitung zu der sich in New York aufhaltenden Autorin, die bereits zwei Tage nach den Anschlägen ihren ersten Bericht per Email an die Redaktion schickte. Von Mitte September bis Anfang November veröffentlichte Röggla in loser Folge ihre Versuche, sich den Ereignissen des 11. September zu nähern, nicht zuletzt um diese – auch wortwörtlich – kleinzuschreiben. Im Dezember 2001 erschienen die Berichte schließlich in überarbeiteter Fassung unter dem Titel *really ground zero. 11. september und folgendes* im Fischer-Taschenbuch Verlag.

Die folgenden Überlegungen beschränken sich vornehmlich auf die in der *taz* veröffentlichten Artikel. Auf diese Weise können – neben der reinen Textanalyse – auch die unterschiedlichen Zeitpunkte, zu denen die Autorin sich zu bestimmten Themenstellungen äußert, berücksichtigt werden. Ergänzend werden die im *Tagesspiegel* bzw. im *Falter* publizierten Artikel herangezogen sowie – sofern diese aufschlussreiche Einblicke versprechen – Abweichungen zwischen den Zeitungs- und Buchfassungen angezeigt.

Die ersten Aufzeichnungen Rögglas erscheinen unter dem Titel „really ground zero“;<sup>13</sup> gemäß Untertitel handelt es sich dabei um „Szenen aus dem Ausnahmezustand“, die in „1. life“ und „2. update“ unterteilt sind. Die Autorin beginnt mit der ebenso ironisch wie hilflos klingenden Feststellung: „jetzt habe ich ein leben. ein wirkliches.“<sup>14</sup> (Röggla, „ground zero“) Entsprechend bezieht sich „Leben“ als zentrales Thema des ersten Teils auch nicht – wie man im Hinblick auf die Terroranschläge meinen könnte – auf das Überleben; vielmehr sind damit die verschiedenen am 11. September 2001 unternommenen Versuche gemeint, „sich in seine wahrnehmung wieder einzubinden, sich einer realität zu versichern“ (Röggla, „ground zero“). Im Mittelpunkt der Ausführungen stehen keine Schilderungen der Anschläge oder der einstürzenden Zwillingstürme, vielmehr konstatiert Röggla ein allgemeines Unvermögen der New Yorker Bevölkerung, die Bilder, Geräusche und Gerüche als Realität zu begreifen. Darin inbegriffen sind freilich zunächst auch die Realitätsverzerrungen der Autorin selbst, die –

---

<sup>13</sup> Unter dem gleichen Titel erscheint dieser Bericht Rögglas – gemeinsam mit drei weiteren am 29. September 2001 auch im *Falter*.

<sup>14</sup> In den am 1. Juni 2002 von Röggla in der *Frankfurter Rundschau* veröffentlichten „das letzte hemd. überlegungen zur kinogier“ konstatiert die Autorin, dass wir in einer Zeit lebten, „die bestimmt ist von dem gefühl eines gewaltigen realitätsverlustes und dem daraus resultierenden hunger nach dem ‚wirklichen leben‘“.

gerade mit dem Fahrstuhl ihres Wohnhochhauses auf dem Weg nach oben – imaginiert, sich selbst unten vor dem Haus stehen zu sehen, „wie ich für einen augenblick nicht mehr in meinem richtigen leben vorhanden bin“. Später läuft sie ihrem „wirklichen leben etwas hinterher durch greenwich village richtung hudson river“ (Röggla, „ground zero“).

Die von Röggla beobachteten Versuche der New Yorker, noch am Tag der Terroranschläge einen Bezug zwischen dem gerade Erlebten und der Realität herzustellen, sind vielfältig: Man führt auf den Straßen Gespräche, die – so interpretiert es die Autorin – vornehmlich Versuche sind, sich „in kleinen kommunikativen gesten voller redundanzen und wiederholungen“ (Röggla, „ground zero“) der Realität anzunähern. Ebenso beschreibt sie ununterbrochene, meist erfolglose Versuche, sich mittels des Telefons Zugang zur Realität der Außenwelt zu verschaffen: „immer noch versuchen alle zu telefonieren. jeder zweite hält in einer mischung aus lethargie und hektik ein handy am ohr. nur selten kommt jemand durch, aber alle versuchen es immer wieder“ (Röggla, „ground zero“).

Neben den Versuchen einer verbalen bzw. kommunikativen Rückgewinnung von Realität stehen die Bemühungen, die Ereignisse mit Hilfe von Bildern begreifbar zu machen – so werden die in Endlosschleifen gezeigten Wiederholungen im Fernsehen verfolgt oder es wird versucht, die Katastrophe eigenhändig mit der Kamera festzuhalten.<sup>15</sup> Auch Röggla beginnt zu fotografieren, man könne sie – so die Autorin –

---

<sup>15</sup> Vgl. hierzu folgende Passage aus Rögglas *fake reports* (4):

- 3 irgendwann vorher habe man begonnen, wahllos loszufotografieren.
- 4 man sei schon eine ganze weile wahllos vor den wohnblocks herumgestanden, und plötzlich habe man begonnen, wahllos loszufotografieren.
- 3 eben habe man noch keine bilder gemacht, und plötzlich habe man dann begonnen, bilder zu machen.

also ruhig „unter die perverts einreihen“ – wie eine Nachbarin die Menschen bezeichnet hatte, die Fotos von der Katastrophe machen. Rögglä hingegen erscheinen „moralische Urteile auf dieser Ebene“ an jenem Tag „seltsam dysfunktional“; sie gesteht jedem eine individuelle Art des Umgangs mit den Ereignissen zu. Das Fotografieren allerdings erweist sich für die Autorin als wenig hilfreich, „es bleibt eine seltsam leere Geste, denn nichts wird darauf zu sehen sein, absolut nichts“ (Rögglä, „ground zero“). Die Kluft zwischen den bis dato gemachten individuellen Erfahrungen und der diesen Horizont übersteigenden neuen Realität bleibt bestehen.

Auch eine Annäherung an die Ereignisse über die Medien funktioniert nicht, denn Ground Zero scheine „im Fernsehen nicht abbildbar zu sein“. Der gesamte Bereich wirke „wie überbelichtet, seltsam flächig, denn dieses bräunliche Weiß schluckt alle Kontraste, kassiert die räumliche Tiefe, zementiert das Bild in einer Monochromie.“ Rögglä stellt fest, dass alle Versuche, einen Bezug zur Realität herzustellen, letztlich scheitern müssen, da das „was man euphemistisch ‚geschehen‘ nennen könnte, [...] weitaus zu groß zu sein scheint, um es irgendwie integrieren zu können in eine vorhandene Erlebnisstruktur“. Darüber hinaus fehlten „die politischen und historischen Kategorien“, um die Ereignisse „in einem größeren Zusammenhang zu beschreiben und zu situieren“ (Rögglä, „ground zero“).

Die Medien verlegten sich – so Rögglä – derweil darauf, ihre Zuschauer mit neuen Informationen oder „updates“ zu versorgen, die auf allen Programmplätzen ständig

---

4 nachdem man schon eine ganze Weile vor den Wohnblocks gestanden war mit all den anderen Leuten und in die Richtung geglottzt habe und sich darüber beschwert habe, daß die anderen Leute Fotos davon machten.

3 man habe sich zusammen darüber beschwert, bis man angefangen habe, selber Fotos zu machen.

4 man habe ja eher weg fotografiert als fotografiert, man habe sich eher weginformiert als informiert.

gestellte Frage laute: „What’s next?“ Rögglä erkennt dahinter eine Rhetorik, die „Pragmatismus“ und „vernünftiges Handeln“ behauptet, aber „deutlich hysterische Züge“ trage. Da es nur wenig neue Informationen gebe, würden die Flugzeugeinschläge und die einstürzenden Zwillingstürme in Endlosschleifen gezeigt. Hin und wieder würden Augenzeugen und Experten interviewt, man versuche Vergleiche zu finden – so zum Beispiel „second pearl harbor day“, wie Rögglä ungläubig vermerkt (Rögglä, „ground zero“). Die Autorin hingegen zeigt keine (vermeintlichen) Parallelen auf; es gelingt ihr, ihre auf detaillierten Beobachtungen und behutsamen Einschätzungen beruhenden Eindrücke wiederzugeben, ohne andere Ereignisse als Vergleichsmaßstab heranzuziehen.

Das Unvermögen, die Erfahrungen des 11. September 2001 mittels einer bestimmten Reaktion in bereits existente Erlebnisstrukturen einzuordnen, führt – wie Röggläs Selbstbeobachtung zeigt – zu beständigen Strategiewechseln. So wendet sich die Autorin, als sich die mediale Wirklichkeit der Fernsehbilder als fruchtlos erweist, erneut der New Yorker Realität zu.<sup>16</sup> Sie beschreibt die Veränderungen in Manhattan – die Geräusche der Hubschrauber und Kampfflugzeuge, die Sirenen der Einsatzfahrzeuge sowie den Geruch von Rauch, der die Autorin schließlich dazu bewegt, sich entgegen ihrer anfänglichen Intention doch auf eine Odyssee nach „oxygen masks“ zu begeben. Vor diesem Hintergrund wird Rögglä „die berühmte fähigkeit der new yorker zum alltag“ (Rögglä, „ground zero“) deutlich. Sie stellt fest, dass die Geschäfte – entgegen offiziellen

---

<sup>16</sup> Volker Hage verweist in einem Bericht im *Spiegel* auf das in den Aufzeichnungen verschiedener US-Autoren wie Paul Auster, Louis Begley, Erica Jong, Stewart O’Nan oder John Updike deutlich werdende Unvermögen, der eigenen Wahrnehmung zu trauen und der Schwierigkeit, „sich zwischen dem unmittelbaren Blick auf das Geschehen und dem synchron laufenden TV-Bild“ zu entscheiden (Hage, „Literatur“ 226). So schreibt beispielsweise Paul Auster, der mit seiner Frau und Kollegin Siri Hustvedt in Brooklyn, direkt gegenüber der Skyline von Manhattan lebt: „Gemeinsam liefen wir zwischen Dach und Fernseher hin und her. Wir wussten nicht, welchen Bildern wir glauben sollten.“ (zit. nach Hage, „Literatur“ 226).

Ankündigungen – am Tag nach den Anschlägen geöffnet sind, dass es – auch wenn einige Menschen, so auch die Autorin selbst, nicht davor gefeit sind, Panikkäufe zu tätigen – in begrenztem Umfang bereits wieder so etwas wie ‚Normalität‘ gibt.

Röggla gelingen feinfühlig Beschreibungen der Menschen in Manhattan, indem sie ihre eigene Perspektive und ihr eigenes Verhalten einbezieht und es somit vermeidet, aus dem Blickwinkel einer überlegenen oder abgeklärten Beobachterin zu berichten: Sie betrachtet einen Mann, der nachdenklich an einer Ampel steht und die verschiedenen Ampelphasen verstreichen lässt, ohne jemals die Straße zu überqueren. Sie begegnet einem New Yorker, der an einer gesperrten Straßenkreuzung „mit militärische[n] und zugleich panische[n] gesten“ den nicht vorhandenen Verkehr regelt. Später sieht sie „noch zwei dieser zivilen fanatiker [...], die sich in diesen ritus des verkehrsregels retten“. Für Röggla handelt es sich dabei um „ein eigenartiges amerikanisches phänomen“ und sie ist versucht, in den Protagonisten Vietnamveteranen auszumachen, wären diese nicht zu jung dafür. So räumt die Autorin selbstkritisch ein, dass das Verhalten vielleicht letztlich der eigenen Bewältigungsmethode des Fotografierens verwandt sei (Röggla, „ground zero“). Mit Ausnahme dieses einen Hinweises gibt es keine Passagen im Text, die bestimmte Vorgehens- oder Verhaltensweisen der New Yorker als „typisch amerikanisch“ charakterisieren. Röggla verzichtet darauf, Deutschland bzw. Europa und die USA als Gegensatzpaar abzubilden, sie versucht vielmehr mittels einer Vielzahl von Anglizismen<sup>17</sup> den Text im amerikanischen Kontext zu situieren. Die Einsatzkräfte am World Trade Center – „or the place formerly known as

---

<sup>17</sup> Anglizismen sind bei Röggla kein Novum, auch ihre früheren Texte sind von zweisprachigen Konstruktionen durchsetzt. Für die Rezensentin der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* mag die Sprache in *Abrauschen* „zwar millieugetreu wiedergegeben sein“, auch mute sie „auf den ersten Blick so schick verwildert und experimentierfreudig“ an, dennoch wirke sie letztlich „leider bloß albern“ (Maidt-Zinke).

world trade center“ – sind die „fire-workers“, in den „news“ hört man „can you tell me what’s exactly happening there?“, „thank you for your update“ und – wie bereits erörtert – „what’s next?“ (Röggla, „ground zero“) Die kontinuierlichen englischen Einschübe verweisen auf ein Ineinandergreifen der deutschen und der amerikanischen Perspektive. Eine Trennung beider Perspektiven mittels einer Positionierung der eigenen Person als reservierte ausländische Beobachterin ist Röggla bei der Beschreibung der Menschen in New York – zumindest vorerst – nicht möglich.

Als Röggla sich jedoch mit den Reaktionen des amerikanischen Präsidenten auseinandersetzt, manifestiert sich in ihren Ausführungen eine zuvor nicht existente Distanz. Zwar belässt sie Bushs bekannte Kommentare wie „this was an act of war“, „we will hunt them down“ und „punish those responsible“ im Originalton und verweist lediglich mit „ja, das ist er, unser bush“ (Röggla, „ground zero“) auf die Quelle (wobei das Possessivpronomen an dieser Stelle eher auf Ironie als auf Zugehörigkeitsgefühle hindeutet). Weitere Aspekte der Rede Bushs übersetzt, paraphrasiert und kommentiert Röggla dann gleichwohl: Der Präsident präsentiere sich als „der starke mann der stunde“, der auch genau wisse, wer der Feind sei, nämlich einer, der sich „feige“ verstecke. Außerdem wundert sich die Autorin über einen „merkwürdigen satz“ von George W. Bush, in welchem dieser betont, „dass ‚sie‘ den amerikanische stahl nicht wirklich schmelzen könnten“. Das „not really!“ werde nach Ansicht Rögglas trotzig als „verbalwaffe gegen die massive narzisstische kränkung amerikanischen nationalbewusstseins“ (Röggla, „ground zero“) hochgehalten.

Vier Tage später, am 18.09.2001, erscheint der zweite Bericht Rögglas in der *taz*. Unter der Überschrift „Im Land der wehenden Fahnen“<sup>18</sup> beginnt die Autorin mit einer Wiedergabe der morgendlichen Fernsehberichterstattung, in welcher „äußerst gefühlvoll das neueste von den trauer-services“ übertragen werde: „oh, how beautiful it looks there in the 5th avenue...“, so erkläre „uns“ die Frau die Situation vor der St. Patrick’s Cathedral und setze gleich fort „...the flags are flying“ (Rögglä, „Fahnen“). Die Autorin kann diese Beobachtung bestätigen: „ja, die fahnen wehen, selbst in der kirche sind sie angebracht. man entdeckt sie überall, auf der straße, auf kühlerhauben, in blumen, auf fahrrädern, in zeitungem zum ausschneiden, in gebäck steckend, in müsli-packungen – hätte ich beinahe gesagt, und am ende mir selbst geglaubt“ (Rögglä, „Fahnen“). Mit diesem letzten Halbsatz ironisiert die Autorin die allumfassende Beflaggung, allerdings folgen keine Werturteile, vielmehr bemüht Rögglä sich zu erkennen, welche Botschaft die Fahnen an unterschiedlichen Orten übermitteln sollen. Die Vielfalt erscheint allerdings verwirrend, sind doch beispielsweise „im east village in zwei schaufenstern karge punk-altäre aufgebaut, kerzen, barocke silberkreuze, um die us-fahnen drapiert sind“ (Rögglä, „Fahnen“). Die Autorin überlegt, ob es sich um eine Kunstinstitution handeln könne oder gar um Ironie, der örtliche Rahmen lasse eine solche Vermutung zu, die Stimmung allerdings eher nicht. Die Frage bleibt ungeklärt.

Weniger Raum für Interpretationen lässt ein anderer, der Autorin merkwürdig anmutender Aspekt: Sie konstatiert nicht nur Fahnen in den Kirchen, sondern auch eine „vermischung von politischem und religiösem sprechen“, welche sich „durch alle

---

<sup>18</sup> Eine leicht veränderte Fassung dieses Berichts ist Bestandteil des Artikels „really ground zero“ im *Falter*. Allerdings schließt dieser Teil nicht direkt an „life“ und „update“ an, vielmehr finden sich in dem Artikel unter der Überschrift „bildausgänge“ weitere Eindrücke aus New York sowie Reflexionen über die Rolle der Medien und die zu erwartenden außenpolitischen Schritte der USA.

bereiche des öffentlichen diskurses“ ziehe. Selbst in der „archaisch anmutenden, förmlichen zeremonie der kongressabstimmung“ sei in den einzelnen Reden der Abgeordneten viel von „gebeten, ‚god bless america!‘, gott im allgemeinen und im besonderen die rede“ gewesen. Auch der „singsang in der stimme“ und die „aufzählungen“ seien – so Rögglä – Rückgriffe auf Rhetoriken, die ihr eher aus dem „liturgischen Fundus“ bekannt seien (Rögglä, „Fahnen“). Als Illustration dienen der Autorin drei Abgeordnete, die sich wie folgt äußerten: „we stand against the forces of darkness“ (Jim Turner), „tonight, mr. speaker, evil again is on the march and we must respond. and respond we will“ (Gary Ackermann)<sup>19</sup> sowie „tonight we are walking on holy ground. yes, we are walking on holy ground“ (Nancy Pelosi) (Rögglä, „Fahnen“). Während die Vielzahl der Flaggen Rögglä befremdlich erscheint, erregen die „übelste[n] Metaphern“, die der Kongressabstimmung die Anmutung eines kirchlichen Gottesdienstes geben, empörte Ablehnung bei der Autorin. Dennoch bleiben ihre Kommentare im Ganzen moderat, scheinen die religiös motivierten Aussagen der Abgeordneten für Rögglä letztlich immer noch eher nachvollziehbar zu sein als das Verhalten von Präsident Bush, der „vor laufender Kamera beinahe in Tränen“ ausgebrochen sei und „immer wieder“ beteuert habe, dass man siegen werde: „we will lead the world to victory.“<sup>20</sup> Sarkastisch bemerkt die Autorin, dass dieser Auftritt „weniger unter religiösen als vielmehr unter psychologischen Aspekten betrachtet werden“ sollte (Rögglä, „Fahnen“).

---

<sup>19</sup> Rögglä bescheinigt den New Yorkern, wie sie in ihrem im *Tagesspiegel* erschienenen Artikel „geisterfahrer“ schreibt, eine gewisse Resistenz gegenüber einer „good-and-evil-rhetorik“, welche „in new york ohnehin von anfang an schlecht greifen konnte“ (Rögglä, „geisterfahrer“; vgl. auch Rögglä, *really ground zero* 74).

<sup>20</sup> Auf Bushs Ankündigung vom 17. Oktober 2001, man wolle Bin Laden „tot oder lebendig“, geht Rögglä nicht ein.

Neben der Stimmung in New York und im gesamten Land beschäftigt Röggl in diesem zweiten *taz*-Artikel auch der zu dem Zeitpunkt immer wahrscheinlicher werdende Militäreinsatz – wurde doch, einen Tag nachdem US-Verteidigungsminister Rumsfeld den in Afghanistan untergetauchten Osama Bin Laden als Hauptverdächtigen benannt hatte, Präsident Bush vom Kongress ermächtigt, das Militär gegen Urheber und Helfer des internationalen Terrorismus einzusetzen. Bereits zwei Tage später, am 15. September 2001, hatte der amerikanische Präsident einen umfassenden Angriff auf den internationalen Terrorismus und dessen staatliche Helfer angekündigt. Die zielstrebigen Kriegsvorbereitungen, verbunden mit der allgegenwärtigen Beteuerung „we are united“, lassen in Röggl den Verdacht entstehen, es gehe hauptsächlich darum, den Krieg zu erklären, dann sei „wieder ruh in der amerikanischen seele, diesem weiten land so ganz ohne plural“ (Röggl, „Fahnen“). Zwar befremdet dieser medial vermittelte Eindruck von Einigkeit und Geschlossenheit aller Amerikaner die Autorin, dennoch nimmt sie die Befindlichkeiten der Amerikaner gelassen hin und erklärt, dass gegen diese „wohl im augenblick nichts zu machen“ sei (Röggl, „Fahnen“). Anstatt sich Überlegenheitsgefühlen hinzugeben oder gar Verhaltensmaßregeln für Amerikaner aufzustellen, beginnt Röggl sodann über ihr eigenes Verhalten zu reflektieren: „auch dagegen ist kein kraut gewachsen, langsam werde ich hier immer blöder.“ Anlässlich eines zufälligen Zusammentreffens mit einer Gruppe Jugendlicher, die ein dreißig Meter langes Wandplakat mit der Aufschrift *peace* erstellten, habe sie gefragt, ob das Plakat „etwa gegen den Krieg sein könnte“. Nachdem ihr dies bestätigt worden sei, höre sie sich „aber schon weiterfragen in noch immer demselben idiotischen Tonfall“, ob „„most of the

kids against the war?“ seien.<sup>21</sup> Der Angesprochene habe ihr daraufhin ein sanftes Lächeln geschenkt und erklärt, dass er vermute, „all the people, who are sane, are against the war“ (Röggla, „Fahnen“).

Die eigene Verblödung, die Röggla konstatiert, bezieht sich somit auf ihre unfreiwillig eindimensionale Wahrnehmung der Stimmung in den USA. Reflexartig scheint sich aus den medial verfügbaren Informationen über die Terroranschläge die Vorstellung von einem „weiten Land so ganz ohne Plural“ ergeben zu haben. Dieser Eindruck hat wiederum zur Folge, dass – wie Röggla am eigenen Beispiel eindrucksvoll schildert – die Fähigkeit abnimmt, Pluralität generell wahrzunehmen. Nach den vorsichtigen Schilderungen der unmittelbaren Erlebnisse in ihrem ersten Bericht bleibt Röggla somit auch in dem am 18. September 2001 veröffentlichten Artikel bemüht, eine die Vielfalt berücksichtigende Perspektive einzunehmen und Fehl- wie vorschnelle Urteile zu vermeiden.

Fast einen Monat später, am 12. Oktober – und damit fünf Tage nach Beginn der amerikanischen und britischen Luftangriffe auf Kabul, Kandahar und Dschalalabad –, veröffentlicht Röggla unter dem Titel „geheimamerika dehnt sich aus“ ihren dritten Artikel in der *taz*. Im Zentrum ihrer Ausführungen stehen nunmehr der Krieg und die Frage, inwieweit dieser im New Yorker Alltag zu spüren ist.

Röggla beginnt mit der Beschreibung eines Kinobesuchs. Sie hat den David-Lynch-Film *Mulholland Drive*<sup>22</sup> gesehen und stellt fest, dass dieser zur Situation in New

---

<sup>21</sup> In der Buchversion macht die Autorin deutlich, welchem Umstand ihre spezifische Intonation in diesem Augenblick geschuldet ist: Die Frage, ob die meisten Kinder gegen den Krieg seien, stellt die Autorin „in demselben idiotischen Tonfall, made in one week of us-television.“ (Röggla, *really ground zero* 39).

<sup>22</sup> In dem Thriller des Twin Peaks-Erfinders und Regieexzentrikers David Lynch verliert eine geheimnisvolle Unbekannte, die sich zunächst Rita nennt, nach einem Autounfall ihr Gedächtnis und

York passe, es sei „eben david-lynch-zeit in new york“; eine Zeit „für eine düstere vision, eine überbordende anti-dramatik, die ihre erzählstränge einfach in der luft stehen lässt, und so das ganze ebenso mit bedeutung auflädt, wie es die hohe symbolische besetzung der bilder tut“ (Röggla, „geheimamerika“). Die von Röggla konstatierte allegorische Bedeutung der Bilder kann in New York im Herbst 2001 ebenso auf die Terroranschläge wie auf die Bilder vom Krieg in Afghanistan bezogen werden. Die in der Luft stehen gelassenen Erzählstränge verweisen darauf, dass die insbesondere im ersten Artikel thematisierten Versuche einer Anbindung der Ereignisse an die Realität nach wie vor fehlschlagen. Das genuin Amerikanische an dem Film aber sei wohl – so Röggla –, dass keine der Filmfiguren eine Erinnerung besitze – zumindest sei dieser Umstand amerikanisch, sofern man Amerika verstehe „als das land der sich perpetuierenden ahistorik, der fortgesetzten ausblendung eines geschichtlichen blicks, also so, wie es sich in den letzten wochen wieder deutlich gezeigt“ habe<sup>23</sup> (Röggla, „geheimamerika“).

Zwar wird hier durchaus Kritik an den USA deutlich, gleichzeitig vermeidet es die Autorin jedoch, den USA die Ausblendung geschichtlicher Zusammenhänge pauschalierend als determinierendes Charakteristikum zuzuweisen. Vielmehr macht sie differenzierend deutlich, dass das Land unter diesem Aspekt betrachtet werden kann – und es wohl auch wird – und dass insbesondere die politischen Aktionen und Reaktionen Amerikas gerade in den Wochen nach dem 11. September einer solchen Wahrnehmung Vorschub leisten.

---

bekommt Hilfe von der naiven Betty. Betty möchte zwar eigentlich Filmstar werden, hilft Rita jedoch bei der Suche nach ihrer Vergangenheit. In Lynch-typischer Rebellion gegen das Verständnis wird den beiden Frauen ebenso wie den Menschen in ihrem Umfeld dabei der Boden der Realität unter den Füßen weggezogen.

<sup>23</sup> Vgl. hierzu die Ausführungen Grünbeins (Seite 95 dieser Arbeit), der im Hinblick auf die Terroranschläge konstatiert, dass mit Amerika das erste Land, das auf Geschichte verzichten wollte, nun auf grausame Weise von der Geschichte eingeholt worden sei.

Wenngleich *Mulholland Drive* der Situation in New York angemessen zu sein scheint, so trifft Rögglä außerhalb des Kinos dennoch auf das Gegenprogramm zum Film: „der krieg ist jedenfalls weit weg an jenem montag abend“. Zwar habe man „eifrig militärischen wortschatz angenommen“, dennoch seien Schilder mit der Aufschrift „our grief is not a cry for war“ verschwunden aus dem „unsichtbaren amerikanischen kriegsalltag“ (Rögglä, „geheimamerika“). Deutlich wird der Konflikt in Afghanistan nur durch verschiedene Friedensbekundungen, bei denen es sich nach Rögglä um Veranstaltungen handele, „zu denen man jetzt zu gehen“ habe, „zumindest die jungen menschen, die es sich leisten können, im east village zu wohnen“ (Rögglä, „geheimamerika“). Die Autorin konstatiert aber nicht nur den zu einer frivolen Freizeitbeschäftigung einer Gruppe junger, elitärer New Yorker Bohemiens gewordenen Protest gegen den Krieg, sondern verweist zugleich auf die Absurdität der „friedenslieder abspulend[en]“ „gitarrengespenster“ am Union Square. Somit hinterfragt Rögglä die Proteste der unterschiedlichen Studenten- und Aktivistengruppen<sup>24</sup> ebenso kritisch wie das Verhalten der Regierung und vermeidet ein unreflektiertes Rühmen aller Darbietungen, die unter dem Rubrum „peace“ firmieren.

Darüber hinaus beobachtet Rögglä – etwas erstaunt –, dass nicht nur der Krieg, sondern auch die Anschläge in die Ferne rücken und der Alltag zurückkehrt. Es überrascht sie ein Vortrag Derridas an der New York University: „ich weiß nicht, warum ich gedacht habe, dass derrida irgendetwas sagen würde zum krieg. ich wusste ja gar nicht, was er machen würde, es hieß nur: ‚derrida spricht.‘ dass er eine ganz normale vorlesung hält [...], erscheint mir komisch“ (Rögglä, „geheimamerika“). Auch der von

---

<sup>24</sup> Für eine detaillierte Schilderung der ersten „gehsteigdemo“, an der die Autorin teilnimmt, vgl. Rögglä, *really ground zero* 52-55.

Röggla beschriebene, wieder einsetzende Bürgermeister-Wahlkampf in New York und die Tennisspieler, die sie wie ehemals vom Fenster ihres Arbeitsplatzes aus beobachten kann, vermitteln ein Gefühl alltäglicher Normalität. Allerdings bestimmt noch immer „der süßliche Geruch [...] den Luftraum weit über Greenwich Village hinaus, ebenso wie der Emergency-Lärm der Feuerwehren.“ Mit dieser Beschreibung nimmt Röggla die Motive „Geruch“ und „Geräusche“ wieder auf, mittels derer sie bereits unmittelbar nach dem 11. September versuchte, die veränderte Situation in Manhattan zu beschreiben. Neu sei allerdings – wie Röggla ironisch anmerkt –, dass man jetzt immerhin wisse, was zu tun sei, da der „democratic leader im Abgeordnetenhaus kurz nach Beginn des Bombardements im sonntäglichen Fernsehen“ die Pflichten benannt habe: „our patriotic duty, which is doing normal things, that you would be doing anyway“ (Röggla, „Geheimamerika“). Auf dieser Ebene wird erneut Rögglas Außenperspektive deutlich; sie erkennt die Paradoxie einer simulierten „Normalität“ und konstatiert spöttisch, dass sie als nicht-Amerikanerin von der patriotischen Pflicht, „normale“ Dinge zu tun, wohl entbunden sei.

Während die Momente, in denen Röggla ihre ‚Nichtzugehörigkeit‘ deutlich machte, in den vorangegangenen Artikeln nicht notwendig dazu führten, eine eigene Zugehörigkeit zu definieren, setzt die Autorin sich in diesem Beitrag vom 12. Oktober 2001 zum ersten Mal mit der Rolle Deutschlands auseinander. Wie Röggla in einem Telefonat mit der Berliner Publizistin Silvia Bovenschen erfährt,<sup>25</sup> beherrscht das Thema

---

<sup>25</sup> Eine ausführlichere Darstellung des telefonischen Informationsaustauschs mit Silvia Bovenschen findet sich in Röggla, *really ground zero* 62. In einem am 10. Oktober 2001 im *Tagesspiegel* erschienenen Artikel beschreibt die Autorin unter dem Titel „Geisterfahrer“ mit Bezug auf Melvilles *Bartleby*, „einen Schreiber, der seinen Beruf nicht ausüben will und lieber schweigt“, dass eben diese Haltung Autoren in Deutschland wieder einmal empfohlen werde und „man am Telefon ganze Schweigegegespräche zu führen“ beginne. Der

innere Sicherheit den öffentlichen Diskurs in der Bundesrepublik: „alle möglichen sinnvollen und nicht sinnvollen sachen“ würden in „einem affentempo durchgezogen“.

Röggla scheint überrascht: „da dachte man, geheimamerika ist nur geheimamerika vorbehalten, und jetzt dehnt es sich also auch auf deutschland aus“ (Röggla, „geheimamerika“). Die Autorin vermutet, dass man sich auf internationaler Ebene jetzt wohl nicht mehr lustig mache „über die deutschen, die sich dauernd angeboten haben zum krieg und die nicht gewollt wurden“. Zumindest aber – so entnimmt Röggla wiederum den amerikanischen Medien – sei „germany“ jetzt Bestandteil eines öffentlichen Diskurses in den USA. Mit dem Wort „germany“ bezeichne man „wohl einen bündnispartner, dessen militärische hilfsbereitschaft man schon auf die eine oder andere weise brauchen könnte“, so ganz genau wisse man es noch nicht, und so ganz genau versteht es die Autorin – wie sie selbst einräumt – auch nicht (Röggla, „geheimamerika“). Ihre eigene Position bleibt an dieser Stelle entsprechend unklar.<sup>26</sup>

Deutlich wird lediglich, dass auf internationaler Ebene das Gegensatzpaar USA-Europa bzw. USA-Deutschland – wie die Verwerfungen des 11. September zeigen – überholt zu sein scheint.

Nach dem – gedanklichen – Abstecher in die Alte Welt beschäftigt Röggla sich in dem folgenden Artikel wiederum ausschließlich mit den USA. Dieser Beitrag – überschrieben mit „deswegen hassen sie uns“ – erscheint am 24. Oktober, fünf Tage nachdem das Pentagon bestätigt hatte, dass mittlerweile Bodentruppen in Afghanistan im Einsatz seien. Die Diskussion in Deutschland wird zu jenem Zeitpunkt von der Frage der

---

Autorin erscheint es nicht einfach, in „dieses bartleby'sche hineinzukommen und vielleicht auch nicht wirklich sinnvoll.“ (Röggla, „geisterfahrer“).

<sup>26</sup> In der Buchfassung konstatiert Röggla dann bereits weitaus kritischer „wieder ganz klar deutschland mit dem festen willen zum einsatz“ (Röggla, *really ground zero* 65).

Vertretbarkeit von „Kollateralschäden“ beherrscht. In den USA – oder zumindest in New York – beschäftige man sich, so Röggl, hingegen mit der Frage, warum das eigene Land zum Ziel terroristischer Angriffe wurde: „ja, warum man gehasst wird, das interessiert einen hier schon. hinter dieses geheimnis will man einmal kommen“ (Röggl, „deswegen“). In New York kursierten unterschiedliche Erklärungsansätze, meist werde zunächst gesagt „wegen der freiheit.“ dann werde dies bekräftigt: „die freiheit! und noch mal, mit nachdruck: freiheit!“ Nach Ansicht Rögglas nütze alle Nachdrücklichkeit jedoch nichts, glauben tue diese Erklärung niemand. Selbiges gelte auch für das „demokratiegerede“, welches allzu schnell eher „ideologische funktion als inhalt“ sei, ebenso wie der „inflationär verwendete begriff der ‚open society‘“, die es zu schützen gelte, indem man sie abschaffe – wie Röggl trocken bemerkt (Röggl, „deswegen“). Der neuste Erklärungsansatz hingegen besage, dass man gehasst werde, „weil hier alles so gut läuft, solange das Geld fließt“. Obwohl sich beim Einkaufen und in der U-Bahn Gespräche über dieses Thema ergeben, gewinnt Röggl den Eindruck, dass man hier letztlich doch nicht allzu sehr an den Ursachen des Hasses interessiert sei, „schließlich müssen die dinge weiterlaufen.“<sup>27</sup> Inwieweit Röggl das nur begrenzte Interesse an Erklärungsansätzen als zu kritisierende Oberflächlichkeit oder als notwendigen Pragmatismus der New Yorker begreift, bleibt offen. Da die um differenzierte Darstellungen bemühte Autorin wohl aber keine einfachen, die Terroranschläge

---

<sup>27</sup> Ähnliches konstatiert Stanley Hoffmann, Politikwissenschaftler in Harvard, in einem Beitrag für *Die Zeit*: „Während Presse und Fernsehen in befreundeten Ländern, meist ohne jeden kritischen Beigeschmack, der Frage nachgehen, warum die Vereinigten Staaten das Ziel so großer Feindschaft sind (beileibe nicht nur in der islamischen Welt), interessiert diese Frage in Amerika kaum jemanden. Oder die Antwort bleibt selbstbezogen, schlicht und allgemein: Es seien die Tugenden der Demokratie, des Kapitalismus oder der offenen Gesellschaft, die den Neid und die Wut anderer weckten.“ (Hoffmann, „Vom neuen Kriege“).

erklärenden Kausalzusammenhänge vermutet, mag sie den Pragmatismus durchaus für nachvollziehbar halten. Ihre Kritik scheint sich somit eher auf die Naivität der Fragestellung und die stereotypen Antworten zu beziehen.

Neben der Frage nach den Gründen, welche Amerika zum Ziel der Anschläge werden ließen, beschäftigt die New Yorker weiterhin die Rückkehr zur Normalität. Wie Röggl auf einer Dinner Party feststellen kann, werde zwar jedem, der „anthrax-geschichten“ zu erzählen habe, „absolute aufmerksamkei“ zuteil, daneben gehe es aber um einen Achtjährigen „mit einer vorliebe für spielzeugwaffen aller art“ sowie um die Biografien der Anwesenden, wobei es sich meist um „einwanderungsgeschichten“ handele (Röggl, „deswegen“). Diese Eindrücke lassen die Autorin zu dem Schluss gelangen, dass es zwar keine „richtungsangaben für die gespräche“ gebe, es aber zu vermuten sei, „dass irgendwie ‚towards normality‘ angesagt“ sei. Auch auf den Straßen schrieen sich die Taxifahrer mittlerweile wieder an und die „langsame freundlichkeit der passanten“ habe sich ebenfalls längst wieder verflüchtigt (Röggl, „deswegen“).

Letztlich bleibe jegliche Normalität aber oberflächlich, drohe dahinter noch immer der „soundtrack der paranoia“: „denn plötzlich kann ja alles wieder finster werden.“ Die Gründe für diese Befürchtung sind vielfältig, „da wäre die anthrax-spur, die giftgasattacke, die nächste flugzeugentführung und auch noch das ‚nobody knows what’s next‘“ (Röggl, „deswegen“). Dabei handele es sich zumeist nur um ein vages Gefühl, das anzeige, wie kümmerlich die eigenen Möglichkeiten seien. In diesen Momenten bemerke man wieder den Geruch und man reagiere überempfindlich auf die Feuerwehrsirenen. Indem Röggl erneut auf diese Motive Bezug nimmt, verweist sie auf

die Brüchigkeit jeglichen Anscheins von ‚Normalität‘ und zeigt, dass sie die Situation in New York im Oktober 2001 – entgegen der kollektiven Bemühungen – keinesfalls für ‚normal‘ hält.

In Momenten der Verunsicherung halte man – so die Autorin – mit Sicherheit wieder eine Zeitung in der Hand, höre Radio oder sehe fern. Diese Verhaltensmuster replizieren die bereits am 11. September von Rögglä beschriebenen Versuche, das jeweils gegenwärtige Gefährdungspotential einschätzen zu können. Dass diese Bemühungen seinerzeit erfolglos blieben, scheint erneute Rückgriffe auf diese Strategien nicht zu beeinträchtigen. Fortwährende Versuche, das Geschehene zu erfassen, werden auch am St. Vincent Hospital, „dem katastrophenkrankehaus in greenwich village“, deutlich. Dort gebe es noch immer eine Wand voller „missing people“ [...], davor kerzen und blumen“, allerdings habe sich die funktion der kopierten Zettel verändert: „man liest sich einfach still und eifrig durch die personenangaben durch, als könnte man damit das ereignis endlich begreifen“ (Rögglä, „deswegen“). Man bemüht sich also nach wie vor, die Anschläge vom 11. September zu erfassen und zu verstehen, sie – wie Rögglä bereits in ihrem ersten artikel schrieb – „in eine vorhandene Erlebnisstruktur“ (Rögglä, „ground zero“) zu integrieren.

Am 3./4. November 2001 erscheint in der *tageszeitung* der letzte Bericht Rögglas, in dem sich ein gewisser abstand gegenüber der bevölkerung New Yorks manifestiert. Erneut das Spannungsverhältnis zwischen gelebter Normalität und realem Ausnahmezustand aufgreifend, beschreibt die Autorin unter dem Titel „das große und das kleine gruseln“ das alljährliche Halloween-Fest als „kampf [...] zwischen den vielen kleinen unheimlichkeiten, die man noch selbst erzeugen kann, mit den großen, denen

man unterworfen ist“.<sup>28</sup> Halloween werde gefeiert, denn die Bevölkerung wolle „sich des rechts nicht entledigen, sich selber noch zu erschrecken, dies also noch nicht vollständig als staatsmonopol betrachten“ (Röggla, „gruseln“). Zwar lebe man Ende Oktober 2001 in New York „im zeitalter der zweiten offiziellen warnung“, welche jedoch nach Ansicht Rögglas ebenso unsinnig daherkomme wie die erste, da unklar sei, was man mit der Information, eine weitere Terrorattacke stehe unmittelbar bevor, Genaueres wisse man aber nicht, anfangen solle. Zwar verlange Justizminister Ashcroft von der Bevölkerung einen „erhöhte[n] sinn der wachsamkeit“, doch gewinnt Röggla beim Betrachten „der alljährlichen halloween-parade in der 6th avenue“ nicht den Eindruck, dass die Bevölkerung eine erhöhte Aufmerksamkeit aufbringe: „denn was macht sie gerade? sie kreischt. sie quietscht, sie lacht, sie ruft, und scheint überhaupt auf jede zivile kriegstugend zu pfeifen.“ Dies werde noch bis in den frühen Morgen hinein so weitergehen, „im village [wird] noch das gekreische der feiernden zu hören sein, immer wieder das gespielte entsetzen und laute, die eine scheinbare überraschung ausdrücken sollen, während man die wirklichen überraschungen schon so ziemlich satt hat“ (Röggla, „gruseln“).

---

<sup>28</sup> Vgl. auch Mejias, „Halloween ist jeden Tag“. Der USA-Korrespondent der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* beschreibt anlässlich der New Yorker Halloween Parade den Zwiespalt zwischen Normalität und Belagerungszustand, in dem es sich unruhiger als zuvor, aber auch bewusster lebe: „Kein New Yorker kann vergessen, daß die Stadt sich im Belagerungszustand befindet. Jede U-Bahn-Fahrt, jeder Kinobesuch, jede Dinnerparty wird zu einer Expedition ins Ungewisse. Das klingt dramatischer, als es sich im alltäglichen Leben anfühlt. Denn die Routine, die sich über die Jahre hin eingestellt hat, ist auch von einer Wahnsinnstat nicht so leicht zu zerstören. Womöglich ist dies der eher unheroische Grund für die Zähigkeit einer Stadt, die ohnehin dem Land um eine entscheidende Qualität voraus ist. Auch vor dem Angriff war New York nicht dafür bekannt, ein Ort heimeliger Geborgenheit zu sein. Im Blick zurück verklärt sich jetzt nur mancher Verdruß.“ (Mejias, „Halloween ist jeden Tag“). Mejias beschreibt nicht nur das von Röggla ebenfalls thematisierte Spannungsverhältnis, sondern sieht darüber hinaus eben jenen in den Ausführungen Rögglas manifesten Unterschied zwischen New York und Amerika.

Gleichwohl werden weiterhin Versuche unternommen, reale und abstrakte Bedrohungspotentiale mittels unterschiedlicher, eine seltsame Mischung von Vision und Realität generierender Prognosen zu eruieren: So wird die Autorin – unter der einleitenden Fragestellung „do you really want to get paranoid?“ – von einem Bekannten darüber in Kenntnis gesetzt, dass „die Stärke der Sicherheitsvorkehrungen an einem Ort umgekehrt proportional zu der Wahrscheinlichkeit eines Terrorakts“ an jenem Ort sei (Röggla, „gruseln“). Die stundenlangen Durchsuchungen am Flughafen Cedar Rapids, Iowa und der kurze Check am Flughafen in New York gäben demnach aufschlussreiche Informationen über das Ausmaß der Gefährdung in der Stadt. Auch zu den Anthrax-Briefen kann der Bekannte der Autorin eine Theorie vorweisen, gemäß der die „aryan nation people“ die Absender seien; der Charakter der Anthrax-Attacken sei demnach „christian-fundamentalistic“, der Beweggrund Antisemitismus. Schließlich erklärt er Röggla noch, dass es letztlich nur um Geld gehe: „it’s all about money“.

Beweisgrundlage dieser Aussage ist die Tatsache, dass die Frau des Senators Tom Daschle eine hochrangige Mitarbeiterin in der Flugindustrie sei „und zwar von jener company, die sehr viel Geld bekommen habe von der Regierungssoforthilfe“. Der Bekannte wisse genau – so Röggla –, dass er seine Geschichten nach dem Muster amerikanischer Mythen spinne, er necke die Autorin ein wenig damit und meine es doch gleichzeitig ernst, „denn es sind Mythen, die des Realitätscharakters im Augenblick nicht entbehren“ (Röggla, „gruseln“). Erneut thematisiert die Autorin ‚Normalität‘ als Verhaltensprinzip in einer Stadt, die knapp zwei Monate nach den Terroranschlägen nur zu einer oberflächlichen Normalität zurückgefunden hat. Und wieder stellen das

Verhalten der Bevölkerung New Yorks und die offiziellen Vorgaben bzw. das offizielle Vorgehen der Regierung zwei unterschiedliche – wenn nicht gar gegensätzliche – Ebenen dar, auf die Rögglas entsprechend differenziert reagiert.

Eine Betrachtung der fünf Artikel Rögglas lässt eben diesen Gegensatz als zentrales Element erscheinen. Während die Autorin differenzierte und detaillierte Beschreibungen der Situation in New York gelingt, sie Einblicke gewährt und sich gleichzeitig davor hütet, ein Gesamtbild erstellen zu wollen, wird in Passagen, die sich mit ‚den USA‘ im Allgemeinen oder auch mit den politisch Verantwortlichen befassen, eine mit eher pauschaler Kritik verbundene Distanz deutlich. Da Rögglas zwei Perspektiven vereint – die einer New Yorker Augenzeugin und die einer aus Österreich stammenden Besucherin der Stadt –, kann ihre Wahrnehmung der amerikanischen Öffentlichkeit nicht mit dem Eindruck, den sie von den Menschen in New York gewinnt, übereinstimmen. Sprachlich manifestiert sich dieses Spannungsverhältnis zwischen Innen- und Außenperspektive in einer tendenziell stärker mit Anglizismen durchsetzten Beschreibung New Yorks, der eine eher distanziert wirkende Darstellung der gesamtamerikanischen Belange gegenübersteht.

Die vorderhand nicht notwendig als Tagebuch angelegten Aufzeichnungen Rögglas weisen nichtsdestotrotz eine Reihe tagebuchtypischer Elemente auf, von denen die dem Text (zumeist) inhärente Unmittelbarkeit das augenscheinlichste Merkmal darstellt. Auch kann den Ausführungen eine gewisse „Orientierungsfunktion in Krisensituationen“ zugeschrieben werden, da Rögglas durch die Beschreibung der wesentlichen Reaktionen und Gefühlslagen erkennt, dass jedes Verhalten im Angesicht

der Terroranschläge von dem hilflosen Versuch geprägt ist, eine Realität zu begreifen, die letztlich nicht in „vorhandene Erlebnisstrukturen“ eingeordnet werden kann. Insofern gelingt es der Autorin, mittels ihrer Notate einen reflektierten Abstand zu den eigenen Reaktionen zu gewinnen und dadurch zu erkennen, dass die eigene Wahrnehmung ebenso wie das eigene Urteilsvermögen in der Ausnahmesituation am und nach dem 11.

September nicht verlässlich zu funktionieren scheinen. Weiterhin bietet die Tagebuchform (oder zumindest die tagebuchähnliche Form) für Rögglä die Möglichkeit, nacheinander eine Bandbreite unterschiedlicher Gefühlslagen, die sich beispielsweise im Hinblick auf die New Yorker Bevölkerung zwischen Zugehörigkeit und Distanz bewegen, plausibel und überzeugend zu vermitteln. Allerdings lässt die sich bald durchsetzende Abstandssuche die Autorin zunehmend weniger stark involviert erscheinen, so dass die tagebuchähnlichen Ausführungen an mancher Stelle in eine Berichterstattung aus der Außenperspektive überzugehen scheinen.

Geschuldet ist diese Distanz vor allem dem Reflexionsniveau der Autorin, die nicht nur darüber nachsinnt, inwieweit unterschiedliche Reaktionen geeignete Strategien darstellen, um mit dem Erlebten umzugehen und es begreifbar zu machen, sondern auch die eigene Haltung gegenüber ihrer Umwelt immer wieder hinterfragt. Entsprechend sind die Eindrücke und Beobachtungen Rögglas durchaus geeignet, sich der Diskussion zu stellen und zu einer intellektuellen Deutung und Sinnstiftung beizutragen. Indem die Autorin in ihrem Text deskriptive Passagen in den Vordergrund stellt und Wertungen nur vorsichtig und zumeist nur anhand konkreter Situationen vornimmt, vermeidet sie jedoch eine umfassende Einschätzung der Vereinigten Staaten nach dem 11. September 2001. Damit verweigert Rögglä sich zwar nicht dem Amerikadiskurs, dennoch verhindern ihr

Blickwinkel und ihre Differenziertheit die Einpassung ihrer Ausführungen in gängige – oder stereotype Amerikabilder; sie bleibt vorwiegend eine – allerdings sehr verständige – Beobachterin.

### *ELSE BUSCHHEUER – ZUR PERSON*

Die Schriftstellerin und Essayistin Sabine Knoll – bekannt unter dem Namen Else Buschheuer<sup>29</sup> – wurde 1965 in der Nähe von Leipzig geboren. Von 1985 bis 1989 studierte sie an der Berliner Humboldt Universität Bibliothekswissenschaften; bald nach der Wende zog sie nach Westberlin und begann als freie Journalistin für verschiedene Printmedien zu schreiben, zuerst als Kolumnistin „Rasende Else“ für das mittlerweile eingestellten Boulevardblatt *Super-Ossi*, danach für das Berliner Stadtmagazin *Zitty* und schließlich als Klatschkolumnistin für die Tageszeitung *Super!* 1992 wechselte sie zum Fernsehen und arbeitete als Reporterin und Redakteurin für *Spiegel TV* und andere Formate von RTL sowie für Sat.1. Bekannt wurde Buschheuer doch erst Ende der neunziger Jahre als Wetteransagerin bei den Privatsendern n-tv, Pro7 und N24. Während ihrer Zeit als „Wetterfee“ begann Buschheuer mit der Niederschrift ihres ersten Romans *Ruf! Mich! An!*, in dem sie aus der Perspektive einer neurotischen, essgestörten Inhaberin einer Werbeagentur endlose „Ossi“-Anfeindungen aneinanderreicht,<sup>30</sup> von Nachmittagstalkshows und Bildzeitungsschlagzeilen berichtet und sich ansonsten in Sexphantasien ergötzt. Die Autorin begleitete die Publikation im Jahr 2000 mit

---

<sup>29</sup> Bei dem Namen handelt es sich um eine Kombination aus dem Nachnamen des Ex-Ehemanns der Autorin und einer Reminiszenz an Else Lasker-Schüler.

<sup>30</sup> Nach Ansicht des Rezensenten der *Welt* verweist dieser Roman darauf, dass die Einheit vollbracht ist, da „Wessis wie Ossis schreiben und vice versa“ (vgl. Nolte, „Die Einheit ist vollbracht“).

vielfältigen, ausgefallenen Marketingstrategien, welche ihr – gemeinsam mit dem Inhalt des Romans – den Ruf einer Skandalautorin einbrachten.<sup>31</sup> Schon im darauf folgenden Jahr erschien *Masserberg*, der zweite Roman Buschheuers. Die „Krankenhaus-Oper aus der DDR“ – wie ein Rezensent des *Tagesspiegel*<sup>32</sup> das Buch bezeichnete – schildert die Geschichte einer siebzehnjährigen Patientin in der thüringischen Augenklinik Masserberg und trägt erkennbar autobiographische Züge.<sup>33</sup>

Nachdem Buschheuer 2001 das Angebot des WDR angenommen hatte, zukünftig achtmal pro Jahr die Moderation des *Kulturweltspiegels*<sup>34</sup> zu übernehmen, ging sie im Juli 2001 nach New York, um dort ein dreimonatiges Praktikum bei der 1934 von deutschsprachigen Emigranten jüdischen Glaubens gegründeten Zeitung *Aufbau* zu absolvieren. So wurde sie am 11. September, in ihrer nur knapp zwei Meilen vom World Trade Center entfernt liegenden Wohnung, unmittelbare Augenzeugin der Terroranschläge. Für die ersten Eindrücke und Gedanken zur Situation nutzte die Autorin ihr bereits zuvor begonnenes und für den gesamten USA-Aufenthalt geplantes Internettagebuch. Die Eintragungen vom 11. September erschienen am 13. September

---

<sup>31</sup> Der Rezensent der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* bezeichnet den Roman als eine „der dicksten und dümmsten Stinkmorcheln im frohwüchsigen Urwald der ‚neuen deutschen Literatur‘“ (vgl. Scherer, „Zur Kritik der namenlosen Hose“).

<sup>32</sup> Vgl. Altenburg, „Morbus irgendwas“.

<sup>33</sup> Die Autorin wurde im Alter von zwanzig Jahren wegen Iridozyklitis, einer Regenbogenhautentzündung, selbst in der Augenklinik Masserberg behandelt.

<sup>34</sup> Das seit 1983 ausgestrahlte Fernsehmagazin des Westdeutschen Rundfunks berichtet – gemäß der ursprünglichen Idee, das Auslandskorrespondentennetz der ARD nicht nur für aktuelle politische, sondern auch für die kulturelle Berichterstattung zu nutzen – vornehmlich über Kulturmetropolen des Auslands und über die kulturelle Szene der Entwicklungsländer. Daneben werden auch kulturpolitische Entwicklungen in Deutschland thematisiert. Vgl. zum „Karrieresprung“ Buschheuers auch das von Andrea Thilo geführte Interview in *Die Woche*. („Sprechstunde: Andrea Thilo befragt Else Buschheuer“).

2001 zudem im *Tagesspiegel*,<sup>35</sup> im Frühjahr 2002 wurde die gesamte, den Zeitraum von Juni bis November umfassende Berichterstattung aus den USA bei Kiepenheuer und Witsch unter dem Titel [www.else-buschheuer.de](http://www.else-buschheuer.de) in Buchformat veröffentlicht.

Der in Folge der Terroranschläge labile Gesundheitszustand Buschheuers veranlasste den WDR, den Vertrag der Kulturweltspiegel-Moderatorin, die bis dato lediglich eine Sendung am 29. Juli 2001 moderiert hatte, nach diversen Freistellungen im November 2001 schließlich einseitig aufzulösen.<sup>36</sup> Buschheuer entschloss sich daraufhin, nach einem vorübergehenden Deutschlandaufenthalt in die USA zurückzukehren und berichtete ihrer (deutschen) Leserschaft wiederum mittels Internet-Tagebuch vom Leben in New York (vgl. Buschheuer, *www*).<sup>37</sup>

Im Frühjahr 2005 erschien *Venus*, eine in der US-Metropole spielende Kriminal- und Liebesgeschichte, die sich durch eine Anhäufung skurriler Charaktere auszeichnet.<sup>38</sup> Im darauf folgenden Jahr publizierte Buschheuer ihren jüngsten Roman *Der Koffer*, in dem die Autorin sich erneut mit dem Verhalten der Geschlechter aber auch mit der Frage nach Heimkehr auseinandersetzt.

---

<sup>35</sup> Vgl. Buschheuer, „Tagebuch“.

<sup>36</sup> Buschheuer unterstellte dem WDR daraufhin, „an dieser Hire-and-fire-Geschichte medienmäßig partizipieren“ (vgl. das Spiegel-Interview „Der WDR wird zahlen“) zu wollen und drohte aufgrund des ihr entstandenen Schadens rechtliche Schritte an. Auch die mit der Regisseurin Vivan Naefe geplante Verfilmung des Romans *Masserberg* wurde vom WDR zurückgezogen (vgl. das Interview mit Else Buschheuer in *Literaturschock*).

<sup>37</sup> Druckversionen des Internettagebuchs sind bei Books on Demand zu beziehen (*Klick! Mich! An!* sowie die Nachfolger *www.else.tv. Das New York Tagebuch II; calctta – eilenburg – chinatown. Das New York Tagebuch III* sowie *Harlem Bangkok Berlin. Das New York Tagebuch IV*) Gegenwärtig kann auf der Homepage der Autorin auf das *Leipzig Tagebuch* zugegriffen werden. Teile daraus publizierte Buschheuer im März 2007 beim Leipziger Salier Verlag. (Buschheuer, *leipzig tagebuch*).

<sup>38</sup> Der Rezensent von Deutschlandradio Kultur erkennt in dem Versuch Buschheuers, in ihren New York Roman durchgehend „Kosmopolitismus“ beweisen zu müssen, „nichts als die Kehrseite der unglaublich provinziellen Haltung der Autorin“. Wo Weltstadt draufstehe, müsse wohl eine exotische Freakshow drin sein. Somit sei *Venus* ein Buch, das sich ständig seine eigen Originalität beweisen müsse.“ (Vgl. Deutschlandradio Kultur, *Else Buschheuer: „Venus“*.)

*ELSE BUSCHHEUER – ZUM 11. SEPTEMBER 2001*

„Der zweite Turm ist zusammengefallen. Ich sitze hier und heule, die Erde ringsum bebt, draußen weinen auch alle. Das World Trade Center gibt es nicht mehr“ (Buschheuer, „Tagebuch“).<sup>39</sup>

Bereits dieser kurze Auszug aus Else Buschheuers (Internet)-Tagebuch macht die inhaltlichen und formalen Unterschiede im Vergleich zur Darstellung Kathrin Rögglas deutlich. Während Letztere versucht, den Ereignissen deskriptiv zu begegnen und ihr eigenes Verhalten kritisch zu betrachten, stellt Buschheuer ostentativ die eigenen Befindlichkeiten in den Mittelpunkt ihrer Ausführungen.

Grundlage der folgenden Ausführungen sind die am 13. September im *Tagesspiegel* erschienenen Notate Buschheuers, die knapp 24 Stunden – vom 11. September 9 Uhr 34 bis zum 12. September 6 Uhr 59 – umfassen<sup>40</sup> und zunächst im Internet veröffentlicht wurden. Zwar erscheint eine Beschränkung auf die in Printform publizierten Feuilleton-Artikel als primäre Textgrundlage der Untersuchung im Hinblick auf die Vergleichbarkeit der Analysegegenstände geboten, dennoch sollen diese – sofern dadurch ergänzende Aspekte der Darstellung Buschheuers herausgearbeitet werden können – durch den im Internet-Tagebuch und im Buch wiedergegebenen

---

<sup>39</sup> Sämtliche ungezeichneten Zitate in dem folgenden Unterkapitel basieren – soweit nicht anders angegeben – auf diesem, von Else Buschheuer am 13. September 2001 unter dem Titel „Tagebuch: ‚Die Erde bebt. Draußen weinen alle‘“ im *Tagesspiegel* veröffentlichten Artikel.

<sup>40</sup> Buschheuer stellte ihre Bemerkungen und Kommentare um 9:34, 9:52, 10:01, 10:25, 10:30, 10:41, 10:59, 11:08, 11:42, 11:47, 12:36, 2:36, 2:50, 3:41, 4:38, 5:14 und 6:59 ins Internet und folgt auch in ihrem Beitrag für den *Tagesspiegel* exakt dieser Chronologie. Darüber hinaus gibt es die Ausführungen „Phantomschmerz“ und „Mythos Traumstadt – Gone“, vom Abend des 11. September, die jeweils keine Zeitangaben enthalten. Vgl. Buschheuer, „Tagebuch“.

Emailaustausch der Autorin komplettiert werden. Als originärer Ort der Entstehung und Publikation dieser Beiträge sind die strukturellen sowie inhaltlichen Besonderheiten des Internets adäquat zu berücksichtigen.

Der um 9:34 Ortszeit von Buschheuer ins Internet gestellte Beitrag beginnt mit der ostentativen Untertreibung, dass die Autorin „nur mal schnell anmerken“ wolle, dass sie durch das zweite der Flugzeuge, „die ins World Trade Center reingeknallt sind“, geweckt worden sei. Dass Buschheuer den Aufprall des ersten Flugzeugs verpasst habe, liegt nach ihren Angaben daran, dass das zweite Flugzeug größer, der „Knall“ dementsprechend lauter gewesen sei. Konkretisierend fügt die Autorin hinzu, dass sie vor dem Aufprall des zweiten Flugzeugs auch den „beängstigenden Tiefflug“ gehört habe, der „trotz des permanenten Straßenlärms sehr deutlich zu unterscheiden“ gewesen sei. Sie habe auch gehört, wie vor ihrem Fenster die Leute zusammenliefen und „Oh my god“<sup>41</sup> gerufen hätten.<sup>42</sup> Als Buschheuer dann ebenfalls auf die Straße läuft, findet sie jene Situation vor, die sie bereits beschrieben hat (und mit welcher der aufmerksame Internetnutzer und Leser ihrer Homepage zu dem Zeitpunkt höchstwahrscheinlich ohnehin schon vertraut ist): „In jeden verdammten Turm ist ein Flugzeug geknallt.“ Brücken und Flughäfen seien geschlossen, U-Bahnlinien verkehrten nicht mehr, so

---

<sup>41</sup> Kleinschreibung im Original.

<sup>42</sup> In einem am 14. September 2001 in der Zeitschrift *Max* erschienenen Beitrag beschreibt Buschheuer ihr morgendliches Aufwachen am 11. September 2001 in einer deutlich weniger dramatischen Version. Sie erklärt, ein Flugzeug gehört und im Halbschlaf gedacht zu haben, dass es tief fliegt. Dann habe sie einen Knall gehört. „Wird doch nicht abgestürzt sein? Eine leichte Erderschütterung. Ich sitze im Bett. Ach was. Katastrophen passieren immer anderswo.“ Buschheuer schläft wieder ein und wird zehn Minuten später vom Klingeln des Telefons geweckt. Ein Kollege vom *Aufbau* rät ihr zu Hause zu bleiben, da es einen Terroranschlag gegeben habe. Buschheuer erklärt, sie wolle schlafen, begibt sich aber schließlich „murrend ans Fenster“, wo sie „die schrecklichen Bilder wie Krieg“ sieht. (Buschheuer, „Krieg – nebenan!“).

Buschheuer. Welcher Quelle die Autorin diese Informationen zu jenem Zeitpunkt entnimmt, bleibt offen. Trotzdem kann sie sich und ihre Leserschaft vorerst noch beruhigen. „Aber die beiden Türme stehen. Qualmend, durchlöchert, aber sie stehen.“

Um 9:52 Ortszeit vermerkt Buschheuer unter „Crash II“, das soeben „noch ein Flugzeug ins Pentagon in Washington geknallt“ sei und in New York nun gar nichts mehr gehe. Telefonieren sei unmöglich, egal wohin, die Börse, die Brücken und die Tunnel seien geschlossen. Auf ihrer Straße stünden Hunderte von Menschen, tranken ihren Morgenkaffee aus Pappbechern, unterhielten sich leise und starrten auf das furchtbar qualmende World Trade Center.

Knapp zehn Minuten später vermeldet Buschheuer ein „entsetzliches Wehklagen auf der Straße“. Ein weiteres Gebäude sei explodiert, „[a]lles sehr nah“. Erneut weist Buschheuer darauf hin, dass sie per Telefon niemanden erreichen könne. Außerdem habe sie „nix zu essen da“, traue sich andererseits aber nicht aus dem Haus. Der Versuch, eine Anbindung an die Realität herzustellen und „Normalität“ zuzulassen, der hier ansatzweise auszumachen ist, vollzieht sich bei Buschheuer somit in einem existentiell auf die eigene Person und die eigenen Bedürfnisse gerichteten Kontext. Während Rögglas beschreibt, dass immer noch alle versuchten zu telefonieren, jeder zweite „in einer Mischung aus lethargie und hektik ein handy am ohr“ halte (Rögglas, „ground zero“), bleibt Buschheuer in ihrer Wohnung und beschreibt ihre eigenen Bemühungen, mittels Telefon Kontakt zur Außenwelt aufzunehmen. Ebenso bildet das Einkaufen in den Ausführungen Rögglas einen Ansatzpunkt, um die Situation in New York – wider Erwarten geöffnete Geschäfte, nur vereinzelte Panikeinkäufer – zu beschreiben. Bei

Buschheuer hingegen gerät die eigene Befindlichkeit zum Maßstab der Schilderungen: In ihrer Beschreibung der Situation – ohne Nahrungsmittel in ihrer Wohnung, die sie aus Angst nicht verlassen mag – stilisiert sich die Autorin zum Opfer der Terroranschläge.<sup>43</sup>

Über die Ereignisse am ehemaligen World Trade Center ist Buschheuer zu diesem Zeitpunkt nicht informiert. „Ist jetzt eigentlich der eine Turm zusammengefallen? Ich seh nur Qualm. Wenn er nicht umgefallen ist, dann fällt er gleich um.“<sup>44</sup> Nach dieser Prophezeiung wendet sie sich ihren persönlichen Erinnerungen ans World Trade Center zu. Zwar weiß sie nicht mehr, wie oft sie „schon drauf war auf dem World Trade“, aber sie meint zu wissen, dass „[n]ix [...] je wieder so sein“ wird wie zuvor. Außerdem befürchtet die Autorin weitere Anschläge. So habe sie, „als die Leute wieder anfangen zu schreien“ und sie „eine Bewegung vor dem Fenster (Parterre) sah, als würden sich jetzt alle hinwerfen“, gedacht, „jetzt ist mein Haus dran“. Auch die Passanten auf der Straße werden somit von der Autorin lediglich als Gradmesser einer persönlichen Gefährdungslage wahrgenommen.

Fünf Minuten später teilt Buschheuer ihren Lesern mit, dass der zweite Turm soeben eingestürzt sei. Zum ersten Mal scheint sie die Terroranschläge in einem größeren Kontext wahrzunehmen. Auch deutet sich eine Synchronisierung der Gefühle

---

<sup>43</sup> Verstärkt wird dieser Eindruck durch die im Internet-Tagebuch und im Buch wiedergegebenen zwischenzeitlich eingegangenen Emails, in denen besorgte Leser und Bekannte sich nach dem Befinden der Autorin erkundigten. Buschheuer bedankte sich schließlich für diese und teilte mit, dass sie lebe und „eigentlich den neuen Walser lesen“ müsse. „[A]ber wie, wenn das Herz rast und draußen Polizei und im Fernsehen blutige Menschen, die aus den Gebäuden getragen werden.“ Auch dieser Versuch der Autorin, sich an jenem 11. September 2001 – wie Röggl schreibt – „einer Realität zu versichern“ (Röggl, „ground zero“), macht deutlich, wie sehr Buschheuers Wahrnehmung der Terroranschläge von deren Auswirkungen auf den persönlichen Alltag geprägt ist.

<sup>44</sup> In ihrem Beitrag in *Max* erklärt Buschheuer, dass sie davon ausgegangen sei, die „Glutlöcher“ in den Türmen reparieren zu können. Mit einem Einsturz rechnet sie nicht, bis sie der Berichterstattung im Fernsehen entnimmt, dass das, was sie für eine Bombendetonation hielt, der Einsturz des ersten Towers war. (Buschheuer, „Krieg – nebenan!“).

Buschheuers mit den Empfindungen der Menschen vor ihrem Fenster an: „Ich sitze hier und heule, [...] und draußen weinen auch alle.“ Zwar kommen mögliche Ursachen und potentielle Folgen der Terroranschläge in den Ausführungen Buschheuers grundsätzlich nicht vor, allerdings fragt sich die Autorin, ob „das“ Krieg sei. Die Email eines Lesers, der Buschheuer als „tapfere Frau“ bezeichnet hatte, veranlasst die Autorin jedoch erneut, über sich selbst zu reflektieren. Buschheuer versucht den Eindruck der Tapferkeit zu korrigieren, sie habe „grad gekotzt“, und zittere „am ganzen Körper“. Es sei schließlich nicht nur so, „dass die Skyline im Arsch“ sei und „sich irgendwo ein paar Terroristen ins Fäustchen“ lachten. Es sei einfach so, dass keiner wisse, was als nächstes passieren werde. Nicht die Anschläge und deren direkte Opfer, sondern die befürchtete und vermutete, in jedem Fall aber ungewisse Gefährdung durch weitere mögliche Attacken beschäftigt Buschheuer. Implizit begründet wird diese Reaktion erneut dadurch, dass Buschheuer sich immer noch in Lebensgefahr zu befinden meint.

Nachdem die Autorin vorübergehend fast eine Stunde mit dem Austausch von Emails verbracht hat und u.a. eine – in Unkenntnis der momentanen Situation der Autorin verfasste – Anfrage der *Welt am Sonntag* mit dem Kommentar „Jetzt nicht! Mir fliegt hier gerade das World Trade Center um die Ohren“ beschieden hat, schreibt sie eine „Ode an die Türme“. Darin räsoniert Buschheuer über ihren bisher allmorgendlichen und allabendlichen Blick auf die Zwillingstürme sowie über ihre zahlreichen Besuche im dortigen Restaurant und endet mit der Feststellung „[j]etzt seid ihr einfach weg“. Zum ersten Mal auf eine ihrer Quellen beziehend, berichtet die Autorin anschließend,

dass auch ein Nachrichtensprecher tonlos „The World Trade Center is gone“ gesagt habe, und dass daraufhin bei dem entsprechenden TV-Sender minutenlang das Bild zusammengebrochen sei.<sup>45</sup>

Wie auch Röggl konstatiert Buschheuer schließlich eine gewisse „Normalität“ auf der Straße. Die Anschläge scheinen mit dem Einsturz der Zwillingstürme zunächst eine Art vorläufigen Abschluss gefunden zu haben, da – wie Buschheuer berichtet – in der Thompsonstreet das Tagesgeschäft langsam wieder aufgenommen werde. Die Autorin selbst sei allerdings „immer noch ein bisschen durcheinander“ und rätselt, ob der ganze Süden Manhattans evakuiert werde und ob sie davon betroffen sei. Vorsichtshalber sitze sie bereits „evakuierfertig hier rum“, beschließt dann aber, sich aus dem Haus zu wagen und ihre Wäsche und einen Kaffee zu holen.

Knapp eine Stunde später, um 12 Uhr 36 Ortszeit, berichtet sie von ihrem Ausflug. Es zeigt sich, dass mit dem Verlassen der Wohnung nicht nur erwartungsgemäß die eigene Person aus dem Zentrum der Betrachtungen herausrückt, sondern dass auch die Diskrepanz zwischen der unmittelbaren Erfahrung in der Stadt und der massenmedialen Realität zunimmt. So vermittelt die helle Sonne in Kombination mit wenigen Autos Buschheuer ein Gefühl von „Sonntags-, Feiertags-, Festtagsstimmung“. Konterkariert wird dieser Eindruck durch die vielen Menschen, die auf der Straße stehen, Radio hören, über das World Trade Center reden und dorthin starren, wo Buschheuer „erst mal NICHT hinsehen mag“. Die nächsten Begegnungen der Autorin vermitteln dann wiederum ein Gefühl vermeintlicher Normalität: „Chinesischer Wäschemann tut,

---

<sup>45</sup> Auch diese Darstellung differiert von der in *Max*. Dort brechen Ton und Bild beim Einsturz des zweiten Towers zusammen, als „der *Anchor* wieder auf Sendung ist, sagt er heiser: „The World Trade Center is gone.“ (Buschheuer, „Krieg – nebenan!“).

als wäre nix. [...] Chinesische Grocery-Frau tut, als wäre nix.“ Auf dem Rückweg in ihre Wohnung traut sich Buschheuer schließlich hinzugucken, „in die Richtung wo es WEG ist.“ Am Morgen, als beide Türme noch standen, war die Autorin – wie sie nun mitteilt – nach draußen gegangen, um ein Foto zu machen. Angesichts des neuen, ungewohnten Anblicks, der sich ihr bietet, wiederholt sie dies: „Jetzt, von WEG auch noch ein Foto“. Im Gegensatz zu Röggl erkennt Buschheuer jedoch nicht, dass es sich beim Fotografieren um eine Strategie handelt, mittels derer sie – und andere – versuchen, die Realität zu begreifen. Stattdessen fordert die Autorin aufgrund der veränderten Skyline launig „Mietminderung“. Ihren Zustand beschreibt sie mit „[w]eiche Knie, immer noch übel“. Immerhin hat die Autorin mittlerweile „für Überlebensnachschieb“ gesorgt, allerdings sei „ans Essen [...] noch nicht zu denken“, an Kaffee hingegen schon: „WTC-Diät.“ Damit steht die eigene Person erneut im Zentrum der Ausführungen, die Zustandsbeschreibung von der Situation im südlichen Manhattan bleibt ein kurzes Zwischenspiel.

Die Ironie und somit Abstand und Kontrolle suggerierenden Ausdrücke „WTC-Diät“ und „Mietminderung“ wirken im Kontext der persönlich-emotionalen Ausführungen Buschheuers deplaziert. Der Versuch, die um die eigene Befindlichkeit kreisenden Schilderungen ironisch zu brechen, gelingt nicht. Vielmehr konterkarieren sich beide Darstellungsweisen und verlieren gleichermaßen an Glaubwürdigkeit.

Später wendet Buschheuer sich dann unter dem Titel „Phantomschmerz“ den ihrer Ansicht nach im Anschluss an die Terroranschläge noch zu klärenden elf Fragen zu. Diese Fragen – „große und kleine, ungeordnet, ungeprüft“ beziehen sich auf verschiedenste Bereiche: Von der Überlegung, warum die Flugzeuge die Türme nicht

durchtrennt haben, über die Frage, wie das Kind starb, „dessen staubige Puppe ein Mann aus dem Rettungstrupp heute aufhob und stumm festhielt“ bis zu der im weitesten Sinne die Folgen eruierenden Frage, ob die Bomben in Afghanistan bedeuteten, „dass Krieg ist“. Auf was für eine Bombardierung Afghanistans die Autorin sich am 11. September mit dieser Bemerkung bezieht, bleibt unklar. Die weitere Entwicklung in Manhattan thematisierend, beschäftigt Buschheuer auch die Frage, ob „ein Makler schon das Fleckchen Erde [feilbietet], auf dem früher das WTC stand“. Ebenso versäumt sie es nicht, zu überlegen, warum „Kinder, Verwandte, Freunde der Opfer auf der ganzen Welt heute hundert Mal, tausend Mal die Türme zusammenstürzen sehen“ mussten.

In diesen Fragen manifestiert sich nicht nur ein Mangel an verlässlichen Informationen, vielmehr vermitteln die Andeutungen von Kapitalismus- und Medienkritik erneut den Eindruck einer Darstellung, die zwar gedankliche Substanz vermissen lässt, dafür aber um so vehementer allein die Perspektive der Autorin in den Mittelpunkt der Betrachtungen rückt. So kann diese es nicht verstehen, warum „derselbe Sicherheitsapparat“, der sie „neulich am Flughafen um ein Haar festgenommen hätte, weil [ihre] Gürtelschnalle wie eine Pistole aussieht“, es geschehen lassen konnte, „dass zwanzig Minuten nach dem ersten ein zweites Flugzeug in den zweiten Turm rast“. Keine der Fragen führt zu weiteren Überlegungen oder Ausführungen, vielmehr schließt sich eine detaillierte Beschreibung des für die Autorin „persönlich schlimmste[n] Moment[s]“ an – allerdings relativiert durch den Hinweis, dass es unnötig sei, zu erwähnen, wie „jämmerlich“ dieser sei, „im Verhältnis zu dem, was andere hier heute durchlitten haben“: „... mein persönlich schlimmster Moment war der, als ich den zweiten Turm nicht stürzen sah, weil ich gerade in meiner Wohnung war, dass ich nicht erkennen

konnte, dass er in einigen Kilometern Entfernung in sich zusammenfällt, sondern dass ich aus den schrecklichen Schreien vor meinem Fenster herauszuhören glaubte, der Turm fiel in unsere Richtung, eine Bombe fiel auf mein Haus, ein Flugzeug stürze auf mein Dach, begrübe uns alle unter sich.“<sup>46</sup> Ihre zu diesem Moment gehörenden Gedanken schreibt die Autorin in Großbuchstaben, d.h. gemäß den Usancen des Internet schreit sie: „UND ICH HAB DEN MÜLL NICHT RAUSGEBRACHT! UND ICH HAB NOCH GAR NICHT ZÄHNE GEPUTZT. UND ICH WOLLTE DOCH KRISTINA NOCH ANRUFEN.“ So etwas denke man in einer solchen Situation, „[s]olchen Scheiß“.<sup>47</sup>

Als „schlimmste[n] Schrecken“ beschreibt Buschheuer das „Nicht-sehen-können des Bildes“. „Es fehlte die visuelle Zuordnung, die akustische Einordnung.“ Diese Einschätzung weist bemerkenswerte Parallelen zu der Darstellung Rögglas auf, denn diese hatte zwar den Turm des World Trade Center einstürzen sehen, trotzdem aber ein Auseinanderfallen von „Bild- und Tonschiene“ bemerkt (Röggl, „ground zero“). Dabei bewahrten die vorsichtigen und detaillierten Beobachtungen Rögglas davor, anzunehmen, dass das Hören und Sehen der Ereignisse einem Begreifen und Verstehen gleichkommt. Dieser Erkenntnis scheinen sich die (nahezu zwanghaft vorgenommenen) Tagebucheintragen Buschheuers zu verweigern.

Überhaupt ist jener Tag für Buschheuer – wie sie immerhin selbst einräumt – reich an „banalen Einsichten“: „Etwa in der Größenordnung: Ich habe das überlebt.“ Die Erleichterung darüber scheint sich in einem Anflug von vermeintlichem Humor zu

---

<sup>46</sup> Der Konjunktiv II kann wahrscheinlich mit Hilfe des folgenden, von Thomas Steinfeld im Hinblick auf Rainald Goetz' Internettagebuch formulierten Charakteristikums erklärt werden: „In dem Medium, das so virtuell, so flüchtig ist wie das Internet, ist kein Platz mehr für die rigiden Ansprüche der Form, der Grammatik und des Stils.“ (Steinfeld, „Abfall: Kein Internet mit Rainald Goetz“).

<sup>47</sup> Knapp drei Monate zuvor hatte Buschheuer in einem Interview auf die Frage, was ihr letzter Satz wäre, wenn der Weltuntergang vor der Tür stünde geantwortet: „Ich würde Oscar Wildes letzten Satz zitieren. Entweder die Tapete geht oder ich.“ („Sprechstunde: Andrea Thilo befragt Else Buschheuer“).

manifestieren: „Und knapp vorbei ist auch daneben, kalauert es schon wieder aus mir heraus.“ Allerdings beginnt die Autorin – nachdem ihre Schwüre, nie wieder ein Flugzeug zu betreten einer „soldatischen Disziplin gewichen“ sind – selbst an der Qualität ihrer „wie unter Zwang hergestellten Tagebucheintragungen“ zu zweifeln. Sie finde diese „inzwischen schwachsinnig“, aber sie lasse sie stehen, als Mahnung, auch für sich selbst. Warum Buschheuer ihre Notate dennoch im *Tagesspiegel* und schließlich in Buchform veröffentlicht bleibt offen;<sup>48</sup> dass sie es tut, lässt die selbstkritischen Äußerungen der Autorin rückblickend wenig überzeugend erscheinen.

Auch Zweifel hinsichtlich der Angemessenheit von Sprache werden in zwei Sätzen abgehandelt: „Wie soll man der Sprachlosigkeit Worte verleihen? Muss man denn immer reden und schreiben?“. Vom weiteren unablässigen Berichten halten diese Gedanken die Autorin jedoch nicht ab. Sie verkündet, dass sie dorthin laufen werde, „wo die Türme WEG sind“. Sie möchte „eine Blume ins Grab werfen“, vielleicht könne sie auch helfen, „[b]uddeln“ oder „Blut spenden“. Irgendwas müsse sie tun.

Als ein Freund, der Buschheuer am Abend des 11. September besuchen möchte, von einer Polizeisperre aufgehalten wird, erfährt die Autorin, dass ihre Wohnung sich im Polizeisperrgebiet befindet. Diese dem Leser mittels eines Ausrufungszeichens vermittelte Erkenntnis scheint Buschheuer mit einer Mischung aus Panik und Stolz zu erfüllen. Der einleitende (selbst-)ironische Satz Rögglas („Jetzt habe ich ein leben. ein wirkliches.“) trifft somit in egozentrischer Ernsthaftigkeit auf Buschheuer zu. Als diese

---

<sup>48</sup> Dass dieses dem Umstand geschuldet ist, dass Schriftsteller, die mit der Unmittelbarkeit des Mediums Internet experimentieren, letztlich nicht in der Lage sind, auch die mit der virtuellen Wirklichkeit einhergehende Flüchtigkeit des Mediums und somit die Vergänglichkeit ihrer Komposition zu akzeptieren, ist im Hinblick auf die fortgesetzte Publikation der Internet-Tagebücher Buschheuers nicht unwahrscheinlich.

sich mit – zuvor natürlich „fieberhaft“<sup>49</sup> gesuchtem Mietvertrag und Führerschein auf den Weg macht, um dem Freund ein Durchkommen zu ermöglichen, beschreibt sie zum ersten Mal den Geruch der Stadt; „es riecht verkohlt, Aschefetzen fliegen mir in die Augen, atme Staub. [...] Die Luft ist ... scharf.“ Der Freund und die Autorin freuen sich, „dass der andere noch lebt“. Sie erzählt ihm, „was für ein feiger kotzender Haufen Dreck“ sie an jenem Tag gewesen sei. Gemeinsam trauen sie sich schließlich „dorthin, wo alles WEG und DUNKEL ist“ und schauen „in den blassen Feuerschein, dort, wo das World Trade Center WEG ist“. Sobald der Fokus der Autorin sich von der eigenen Person abwendet, rückt der Verlust der Gebäude bzw. der Verlust ihres Anblicks in den Mittelpunkt der Beschreibungen.

Nachts um halb drei teilt Buschheuer mit, dass sie unfähig sei, den Fernseher auszuschalten, da sie dann nicht wissen könne, wo das nächste Flugzeug runterkommen werde. Außerdem sei sie unfähig, aus dem Internet zu gehen, weil es das letzte Mal sein könne.<sup>50</sup> Aber das Schlimmste seien die Geräusche, denn sie schrecke „beim kleinsten Mucks hoch“. Im nächsten Absatz muss sie diese Aussage jedoch revidieren, da eigentlich die „unerträgliche Stille heute Nacht in Manhattan“ noch schlimmer sei. Buschheuer fragt sich, ob denn niemand mehr da sei außer ihr, ob alle gefesselt und geknebelt oder gar tot seien und schließt mit der Frage, ob sie verrückt geworden sei.

Zwanzig Minuten später räsoniert Buschheuer in einem neuen Eintrag über das Video vom zweiten Turmeinsturz, auf dem sie die Schreie hört, die sie als jene Schreie zu identifizieren meint, welche sie vor ihrem Fenster gehört hatte. Erneut beschließt sie zu

---

<sup>49</sup> Vgl. die Ausführungen Goldts zum Gebrauch des Adjektivs ‚fieberhaft‘ auf Seite 126 dieser Arbeit.

<sup>50</sup> In ihrem Beitrag in *Max* beschreibt Buschheuer, dass sie ihr Internet-Tagebuchprotokoll fast mechanisch beginne, das Internet „der einzige Mensch“ sei, mit dem sie jetzt reden könne. (Buschheuer, „Krieg – nebenan!“).

schlafen: „So, jetzt aber Ruhe im Karton und schlafen.“ Allerdings meldet sie sich bereits eine knappe Stunde später erneut zu Wort. „Schlafen? Da lachen ja die Hühner.“ Sie vermeint, zunächst ein Feuer prasseln, dann einen Hubschrauber über ihrem Haus kreisen zu hören. Ihren Zustand beschreibt die Autorin mit „Augen klein und rot.“ Außerdem weist sie noch einmal darauf hin, dass der Kühlschrank leer sei.

Eine Stunde später ist sie immer noch wach, und teilt ihren Lesern mit, dass sie gerade ein Flackern vor dem Haus gesehen habe. Ihre Nachforschungen ergeben, dass es sich dabei um ein Polizeiauto handelt; ein Polizist gehe ins gegenüberliegende Hotel. „Bevor er reingeht, dreht er sich um, im selben Moment lass ich schnell die Jalousie los, ertappt.“ Da Buschheuer glaubt, auf dem Foto ihres Führerscheins auszusehen „wie eine echte Terroristin. Finster mit ganz kurzen Haaren“, hält sie es für möglich, dass mittlerweile „die Scharfschützen drüben im Hotel auf der Lauer“ lägen und auf ihren Kopf zielten. Nachdem zwanzig Stunden nach den Terroranschlägen die Gefahr, noch Opfer eines Angriffs zu werden, abnimmt, Buschheuer somit ihrem Gefühl, unweigerlich zu den nächsten Opfern zu gehören, nicht mehr entsprechende Glaubwürdigkeit verleihen kann, stilisiert sich die Autorin postwendend zum potentiellen Opfer der Antiterrorfahndung. Ausgehend von stereotypen Vorstellungen über das Aussehen einer „echte[n] Terroristin“ bedarf es nur einiger weniger kurzschlüssiger Gedankengänge, um das Bedrohungspotential, dem sich die Autorin ausgesetzt sieht, von der terroristischen auf die staatliche Seite zu transponieren.

Wenig später schreibt Buschheuer, dass sie nun einen weiteren Schlafversuch unternehmen werde, allerdings störten sie inzwischen sogar das Ticken des Weckers und

das Gluckern der Heizung. Außerdem lausche sie nach wie vor den Geräuschen draußen, ob „wieder raschelnd Autoreifen über die Straße schleichen“ und sie meint „ganz oben am Himmel ein Flugzeug zu hören“.

Der letzte im *Tagesspiegel* veröffentlichte Eintrag vom 12.09.2001, 6:59 NYC TIME setzt die Leser darüber in Kenntnis, dass das „Schlafen [...] nicht geklappt“ habe: „Angst groß und viereckig im Bauch.“ Außerdem hat die Autorin nunmehr entschieden, am folgenden Tag doch nicht nach Deutschland zu fliegen, sie sei „doch nicht irre“. Dann berichtet Buschheuer von dem Anruf eines deutschen Kollegen, dem sie „wohl gestern in geistiger Umnachtung“, vermutlich als sie – wie Buschheuer an die (gefühlte) Gefährdung des Vortags erinnernd schreibt – gedacht habe, „dass es sowieso zu Ende“ sei, ihre Privatnummer gemailt habe. Dieser Kollege habe „etwas gönnerhaft“ gefragt, ob sie etwas für ihn schreiben wolle. Buschheuers Antwort ist „Nein!“ Wie es zu der Veröffentlichung der bis zu diesem Zeitpunkt vorgenommenen Internet-Tagebucheinträge am darauf folgenden Tag im *Tagesspiegel* kam, ob es sich dabei um das besagte Angebot des Kollegen handelte oder wer sie darüber hinaus kontaktierte und aus welchen Gründen Buschheuer das Angebot annahm, bleibt unklar.

Der Anruf des Kollegen um 6:00 ihrer Zeit veranlasst die Autorin zunächst, den Stecker ihres Telefons herauszuziehen. Sie stöpselt ihn jedoch gleich darauf wieder ein, da sie meint, dass man sie sicherlich anrufen würde, „wenn sich Kampfflugzeuge SoHo nähern und [sie] dringend aus dem Tiefschlaf geweckt werden sollte“. Diesem Verweis auf die nach Ansicht der Autorin immer noch virulente Gefahr folgt abschließend die

Information, dass am Morgen des 12. September („The day after“) zwar sämtliche öffentlichen Gebäude sowie die Schulen geschlossen seien, die Müllabfuhr aber pünktlich um sieben Uhr komme.

Buschheuers Notizen vom 11. September 2001 lassen sich im Ganzen als „Gelegenheitsskizze[n] in Notsituationen“ (Jurgensen 15) begreifen. Da die Autorin sich zeitweilig nicht traut, ihre Wohnung zu verlassen und das Telefon nicht funktioniert, wird das Tagebuch<sup>51</sup> zur einzigen Möglichkeit für sie, Gedanken und Gefühle auszudrücken und festzuhalten bzw. über das Internet „mitzuteilen“. Die Eintragungen entstehen dabei „wie unter Zwang“, die Autorin ist vorübergehend „unfähig, aus dem Netz zu gehen“ und stellt innerhalb einer Stunde bis zu fünfmal neue Berichte ins Internet.<sup>52</sup> Die auf diesen Interneteinträgen basierenden Notate der Autorin kennzeichnet somit eine – aus der extrem verkürzten Zeitspanne zwischen Produktion und Publikation entstehende – gesteigerte Unmittelbarkeit.<sup>53</sup> Da jedoch die Steigerung der Unmittelbarkeit nur auf Kosten der Reflexion möglich ist,<sup>54</sup> führt eben diese Extremform des Tagebuchs dessen

---

<sup>51</sup> Obwohl der Untertitel „Ein New York Tagebuch“ explizit auf diese Form verweist, antwortete Buschheuer in einem Interview der *Frankfurter Rundschau* auf die Frage, ob ein Internet-Tagebuch nicht eigentlich paradox sei, da ein Tagebuch in der Regel nur einen Leser eine Internet-Seite hingegen theoretisch jeden Leser auf der Welt habe, dass sie nicht wisse, ob Internet-Tagebuch noch etwas mit Tagebuch zu tun habe (vgl. „Jeden Tag für alle erreichbar“).

<sup>52</sup> Vgl. auch Buschheuers Eintrag vom 12.09.2001, 1:25PM: „In mein Internet-Tagebuch musste ich einschreiben, es war wie ein Zwang. Das innere Erleben ist quälend stark, die Gedanken, Gefühle müssen raus, der Kopf muss ruhen.“ (Buschheuer, *www* 160).

<sup>53</sup> Volker Hage findet die Ausführungen Buschheuers „in ihrer Unmittelbarkeit durchaus anrührend“ (Hage, „Literatur“ 228). Vgl. zu den Möglichkeiten des Internets im Hinblick auf die Problematik einer dokumentarischen, autobiographischen Literatur grundlegend auch Steinfeld, „Abfall: Kein Internet mit Rainald Goetz“.

<sup>54</sup> Thomas Steinfeld konstatiert in Bezug auf Rainald Goetz, dass auf dieser Strecke der Kopf nur stören könne und der Autor sich selbst „zur hinderlichen Instanz“ werde. (Steinfeld, „Abfall: Kein Internet mit Rainald Goetz“).

Funktion als Orientierungshilfe in Krisensituationen letztlich ad absurdum.<sup>55</sup> Auch lässt die zwanghafte Berichterstattung der Autorin keinen Raum, um über ihr Verhalten – geschweige denn über das anderer – zu reflektieren, so dass jedwede Auseinandersetzung mit den Ereignissen von vornherein misslingt.<sup>56</sup> Damit stehen die Ausführungen Buschheuers denen Rögglas im Hinblick auf das Reflexionsniveau diametral gegenüber.

Dieser Übersteigerung der Tagebuchform entspricht aber auch die Darstellung der Vereinigten Staaten, die bei Buschheuer stark emotional gefärbt ist und die gesamte Bandbreite vom Vorbild bis zum Schreckbild einnimmt. Emotionalität und Inkonsistenz lassen ihre Einschätzung der USA nicht nur relativ konfus erscheinen, vielmehr wirkt die zwischen unrealen Erwartungen und enttäuschten Hoffnungen schwankende Auseinandersetzung mit den USA vor dem Hintergrund des deutschen Amerikadiskurses nach dem 11. September rasch überholt und kann kaum als ernstzunehmende intellektuelle Auseinandersetzung verstanden werden.<sup>57</sup>

---

<sup>55</sup> Die ungefilterten Darstellungen belasten die Autorin letztlich so sehr, dass sie ihr Tagebuch zeitweilig vom Netz nehmen lässt (vgl. Buschheuer, *www* 151 sowie 209).

<sup>56</sup> Es sei an dieser Stelle angemerkt, dass Buschheuer im April 2002 in einem Interview der *Frankfurter Rundschau* zu ihrem literarischen Projekt eines öffentlichen Internet-Tagebuchs erklärt, das auf der Homepage sei „ja Abfall“, „das Gute“ wolle sie ins Buch tun („Jeden Tag für alle erreichbar“). Ein Abgleich mit Internet-Tagebuch ist nicht (mehr) möglich, da das Archiv auf der Homepage der Autorin z.Zt. lediglich bis zum 26. Dezember 2006 zurückreicht.

<sup>57</sup> Die illustrierte *Bunte* plante eine Reportage zum Thema „Die politische Dimension der Terroranschläge von New York“ und bat Buschheuer um einen Beitrag. Die Autorin lehnte das Angebot ab (vgl. Buschheuer, *www* 216).

### 3.2 GEWAGTE ANALOGIEN UND GELASSENER ABSTAND: DURS GRÜNBEIN UND MAX GOLDT

#### *DURS GRÜNBEIN – ZUR PERSON*

Durs Grünbein wurde 1962 in Dresden geboren, studierte zunächst Theaterwissenschaften an der Ostberliner Humboldt Universität, brach das Studium 1987 ab und ist seither als freier Autor tätig.<sup>58</sup> Er arbeitete anfangs für verschiedene Zeitschriften und trat mit Aktionskünstlern und Schauspielern in verschiedenen Galerien auf. Nach 1989 unternahm er mehrere Reisen durch Europa, nach Südostasien und in die USA, wo er unter anderem Gast am German Department der New York University (1992), in der Villa Aurora in Los Angeles (1997) sowie an der Johns Hopkins University (2000) war.

Grünbeins Karriere als Lyriker begann 1988 mit seinem Debüt *Grauzone morgens*, 1991 folgte *Schädelbasislektion*, 1994 veröffentlichte er die Lyrikbände *Fallen und Falten* und *Den Teuren Toten. 33 Epitaphe*, sowie *Von der üblen Seite*, eine Lyriksammlung aus den Jahren 1985-1991. 1996 erschien mit *Galilei vermisst Dantes Hölle und bleibt an den Maßen hängen* eine Aufsatzsammlung mit 27 Prosaarbeiten aus den Jahren 1989 bis 1995. 1999 veröffentlichte Grünbein den Gedichtband *Nach den Satiren*, 2001 erschienen mit *Das erste Jahr* Grünbeins Berliner Aufzeichnungen aus dem ersten Jahr des neuen Millenniums. Es folgten 2002 der Lyrikband *Erklärte Nacht* sowie

---

<sup>58</sup> Hierzu und zum folgenden vgl. *Munzinger Internationales Biographisches Archiv* 44/2000 (ergänzt um Nachrichten durch MA-Journal bis KW 04/2003).

*Una Storia Vera*, ein Kinderalbum in Versen.<sup>59</sup> 2003 publizierte der Autor die Aufsatzsammlung *Warum schriftlos leben* und das Erzählgedicht *Vom Schnee oder Descartes in Deutschland*, im darauf folgenden Jahr erschien unter dem Titel *An Seneca. Postskriptum* ein Brief an den Philosophen. 2005 schließlich veröffentlichte Grünbein ein Gedicht über Dresden (*Porzellan. Poem vom Untergang meiner Stadt*), Gedichte zur römischen Antike (*Der Misanthrop auf Capri*) sowie eine Aufsatzsammlung (*Antike Dispositionen*).

Grünbein übersetzte *Die Perser* und *Sieben gegen Theben* von Aischylos (2001 bzw. 2003) sowie *Thyestes* von Seneca (2002). Für sein Werk erhielt der Autor diverse Preise, darunter im Jahr 1995 den Peter-Huchel-Preis für *Falten und Fallen* sowie den Georg-Bücher-Preis, mit dessen Verleihung Grünbein nach Peter Handke zum zweitjüngsten Büchner-Preisträger avancierte. Im Jahr 2000 erhielt der Autor den Literaturpreis der Osterfestspiele Salzburg, 2004 den Friedrich-Nietzsche-Preis des Landes Sachsen-Anhalt, im darauf folgenden Jahr den Friedrich-Hölderlin-Preis der Stadt Bad Homburg und 2006 schließlich den Berliner Literaturpreis. Im Sommersemester 2006 war Grünbein Heiner Müller-Gastprofessor an der Freien Universität Berlin.

1995 wurde Grünbein als jüngstes Mitglied in die Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung in Darmstadt und 1999 in die Akademie der Künste Berlin-

---

<sup>59</sup> Hierbei handelt es sich lediglich um eine Auflistung der einschlägigen Werke des Autors. Grünbein veröffentlichte weitere, hier nicht genannte, Gedichtbände, sowie Künstlerbücher und Übersetzungen aus dem Englischen.

Brandenburg aufgenommen. Seit 2003 gehört Grünbein zum Beirat der „Siegfried-Unseld-Stiftung“, die im zweijährigen Turnus den „Siegfried-Unseld-Preis für Literatur und Wissenschaft“, eine mit 50.000 Euro dotierte Auszeichnung,<sup>60</sup> vergibt.

### *DURS GRÜNBEIN – ZUM 11. SEPTEMBER*

„Am Nachmittag schalte ich ahnungslos gegen Viertel nach drei das Fernsehgerät an und kann meinen Augen nicht trauen. Auf CNN zeigen sie live, wie im Süden Manhattans im vormittäglichen Sonnenschein die beiden Türme des berühmten World Trade Center wie zwei gewaltige Schloten rauchen. Minuten später sackt nach mehreren Explosionen zuerst der eine, dann der andere Turm in sich zusammen“ (Grünbein, „Feuerpause“).<sup>61</sup>

So der Beginn des am 19. September 2001 in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* erschienenen Berichts, in welchem Durs Grünbein seine Gedanken zum 11. September und den Ereignissen der darauf folgenden Tage schildert.<sup>62</sup> Die Nachricht von den Anschlägen entnimmt der Autor dem Fernsehen, genauer gesagt dem amerikanischen Nachrichtensender CNN. Sie trifft ihn vollkommen unvorbereitet,<sup>63</sup> die Ereignisse scheinen sich aus Perspektive des Autors zu überstürzen und verweigern sich einer Einordnung in herkömmliche Kategorien. Die Dimension *Raum* wird aufgehoben: „Über

---

<sup>60</sup> Nach dem Josef-Breitbach-Preis ist dies die am zweithöchsten dotierte literarische Auszeichnung Deutschlands.

<sup>61</sup> Die folgenden Zitate in diesem Kapitel basieren – soweit nicht anders angegeben – auf Grünbeins Artikel „Aus einer Welt, die keine Feuerpause kennt“ aus der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* vom 19. Sept. 2001.

<sup>62</sup> Die Anmerkungen des Autors, in denen er aufschlussreiche Einblicke in seine persönliche Wahrnehmung der Tage vom 12. bis zum 16. September gewährt, wirken wie eine Fortsetzung der *Berliner Aufzeichnungen*, die zum Zeitpunkt der Anschläge bereits abgeschlossen waren und im Herbst 2001 bei Suhrkamp erschienen. Vgl. Grünbein, *Das erste Jahr*.

<sup>63</sup> Dennoch schrieb Grünbein auf seinem Flug nach New York bereits im November 2000 prophetisch: „Nicht mehr in den Häfen sammeln sich die Erobererträume, sondern hoch über den Wolken, jenseits der Ionosphäre in jenem Niemandsland, das die Turbinen der Flugzeuge pflügen. Fliegen heißt Außersichsein. Abgeschnitten von Biographie und Menschheitsgeschichte, fühlt man sich als Herr über alle Zeiten zugleich.“ (Grünbein, *Das erste Jahr* 250) Weniger prophetisch ist allerdings der Eindruck nach der Ankunft in New York: „Manhattan, unverwüstlich wie immer, hat keine Zeit für den einzelnen Besucher.“ (Grünbein, *Das erste Jahr* 251).

Tausende Kilometer überträgt sich augenblicklich ein Gefühl von Panik. Die Knie werden weich, ich muß mich setzen und merke, wie der Körper in einen merkwürdigen Erregungszustand gerät.“ Der vom Autor gefühlten Nähe der Ereignisse steht die von ihm gleichzeitig hervorgehobene Entfernung zwischen Deutschland und den USA bzw. zwischen New York und Berlin gegenüber. Zwar liegen „Tausende Kilometer“ zwischen diesem „Nachmittag“ im „ruhigen verregneten Berlin“ und dem „vormittäglichen Sonnenschein“ im Süden Manhattans,<sup>64</sup> dennoch spürt der Autor beim Einsturz der Türme „den Phantomschmerz bis in die Zähne“.

Auch die Dimension *Zeit* wird vornehmlich durch Grünbeins individuelle Wahrnehmung geprägt, da die reale und die von Grünbein beschriebene Abfolge der Ereignisse nicht übereinstimmen. Er muss, nachdem er den Fernseher um Viertel nach drei mitteleuropäischer Sommerzeit eingeschaltet hatte, circa eine Dreiviertelstunde Berichte über die Flugzeugentführungen, die Einschläge der Flugzeuge in die Zwillingstürme sowie den Einschlag eines weiteren Flugzeugs in die Westseite des Pentagons gehört haben, bevor um 16:01 MESZ der erste Tower in sich zusammenfiel. Bis zum Einsturz des zweiten Towers vergehen weitere 27 Minuten, eine Zeitspanne, die in Grünbeins Wahrnehmung der Ereignisse unbedeutend wird, da gemäß seiner Darstellung „Minuten später“ zuerst der eine, dann der andere Turm in sich zusammensackt.

---

<sup>64</sup> In einem kurz vor der Buchmesse erschienenen *Spiegel*-Artikel Volker Hages (vgl. den Exkurs auf Seite 106 dieser Arbeit), der sich mit den Reaktionen der Schriftsteller auf die Terroranschläge in den USA und den sich aus der veränderten Weltlage ergebenden Folgen für die Literatur beschäftigt, beschreibt Grünbein den 11. September hingegen aus amerikanischer Perspektive: „Der Tag, an dem die westliche Wohlgefühl-Welt erschüttert wurde, war ein sonniger Frühherbsttag im Licht des Indian Summer. Ein Wetter zum Eierlegen – dass es ausgerechnet Schlangen- und Echseneier waren, hat uns allesamt überrascht.“ (zit. nach Hage, „Literatur“ 226).

Den Wiederholungen in Endlosschleifen, wie sie das Fernsehen am 11. September 2001 produziert, folgend, beginnt Grünbein die ihm bis dato bekannt gewordenen Informationen zu rekapitulieren, um die Ereignisse zumindest in einen zeitlichen Zusammenhang einordnen zu können: „Die Zwillingstürme, heißt es, sind im Abstand von nur 18 Minuten von zwei Flugzeugen gerammt worden“, „[e]in weiteres Flugzeug hat sich, man traut seinen Ohren nicht, in einen Flügel des Pentagon gebohrt“, „[z]ur gleichen Zeit werden das Weiße Haus, das Capitol, das State Department und andere wichtige Bundesbehörden evakuiert“, „[i]n Pennsylvania, unweit von Pittsburgh, stürzt ein viertes entführtes Flugzeug in einem Waldstück ab und hinterlässt einen dreieckförmigen Krater“. Eine Auflistung der Ereignisse gelingt,<sup>65</sup> deren Anbindung an die Realität nicht. Der Autor greift zum Telefon, um sich von Freunden bestätigen zu lassen, dass er nicht träumt.

Anschließend versucht Grünbein, das Geschehene mit Hilfe von Analogien zu beschreiben: „Es sind Bilder, wie man sie von Coventry und Dresden her kennt.“ Da aber ein Begreifen der Ereignisse auch unter Zuhilfenahme historischer Ereignisse nicht gelingt, versucht Grünbein nunmehr, die Terroranschläge mit Hilfe von Fabelwesen zu versprachlichen: „Irgendein giftiger Zwerg hat den Riesen Amerika bei der Gurgel gepackt.“ Der Zwerg, ein in Märchen und Sagen auftretendes, kleinwüchsiges Wesen in menschenähnlicher Gestalt, ist gemäß der Darstellung Grünbeins giftig, d.h. er ist gefährlich und heimtückisch. Der Riese hingegen ist groß und stark, aber er mag auch

---

<sup>65</sup> Der sich an die Wiedergabe der Ereignisse anschließende Hinweis, dass es sich bei den beiden Flugzeugen, die ins World Trade Center gesteuert wurden, um Linienflüge von Boston und Washington handelt, ist nicht korrekt – beide Maschinen waren am Morgen des 11. September in Boston gestartet. Grünbein mag seine Ausführungen hier allerdings auf kurz nach den Anschlägen in den Medien verbreitete Informationen stützen.

unsensibel, einfältig und plump sein. Gleichzeitig verweisen die Figuren auf Wahrnehmungen aus vollkommen gegensätzlichen Perspektiven. Zwerg und Riese nehmen jeweils Blickwinkel ein, die dem anderen – und auch dem Normalwüchsigen – nicht zugänglich sind. Dieses Bild impliziert trotz – oder gerade wegen seiner Realitätsferne – die Hoffnung des Autors, man würde die Ereignisse begreifen können, sofern man in der Lage wäre, eine andere als die „normale“ Perspektive einzunehmen. Der in dem Gegensatzpaar „Zwerg – Riese“ angelegte Größenunterschied der beiden Kontrahenten wird – ebenso wie das Giftmotiv – in der folgenden Beschreibung erneut aufgenommen: „Den scheinbar Unverwundbaren hat eine Tarantel gestochen.“ Die Tat überrascht Grünbein, sie ist seiner Wahrnehmung der USA diametral entgegengesetzt, stand ihm das große Land doch „zeit [s]eines Lebens wie dem armen Karl Roßmann aus Kafkas Amerika als ein unverwüstliches Reich der Ferne vor Augen“. Bei dem Angriff der Giftspinne, die dem Land eine schmerzhaft Wunde zugefügt hat,<sup>66</sup> handelt es sich um einen sehr gezielten Biss, der „das Symbol der Weltwirtschaft [...], den ranghöchsten Tempel des Gottes Mammon“ vernichtete. In diesem stark vereinfachenden Bild eines Angriffs auf die Stätte der Verehrung des Geldes findet sich erneut der Versuch des Autors, Kausalzusammenhänge aufzuspüren und somit letztlich einen Sinnzusammenhang herzustellen.

Da die verschiedenen Vergleiche keine Anbindung des Geschehens an die Realität zu ermöglichen scheinen, unternimmt Grünbein – das Unbegreifbare der Ereignisse zunächst hinter sich lassend – eine Einschätzung der Konsequenzen. Dieser Moment werde – nach Ansicht des Autors – „weltweite Folgen“ haben und „das Ende

---

<sup>66</sup> Inwieweit Grünbein damit eine unbesonnene („wie von der Tarantel gestochene“) Reaktionen der USA vorhersagt, wird nicht deutlich.

einer Politik der Besonnenheit, der nationalen Selbstgenügsamkeit der Vereinigten Staaten“ markieren. Betroffen sei von der Erschütterung dieses Septembertages die Hälfte der Weltbevölkerung, und zwar jene Hälfte, die sich „im Vertrauen auf die eherne Pax Americana in traumhafter Sicherheit gewiegt“ habe.<sup>67</sup> „Wer immer unter dem Kontinente umspannenden Schutzschirm lebte, dem mußte, so behütet fühlte man sich, jeder Sprengstoffanschlag, jedes Guerrillaattentat der letzten Jahre als nichtige Stichelei erscheinen.“ Aus den Sticheleien wurden nun von der Tarantel verabreichte Stiche.

Neben dem Verlust an vermeintlicher Sicherheit thematisiert Grünbein auch den realen Verlust der Zwillingstürme. Er selbst habe in den neunziger Jahren zweimal „als Adorant der Skyline Manhattans auf der Besucherplattform des World Trade Center gestanden“. All dies sei jetzt Vergangenheit, unwiederholbar, und kein Gebet bringe den erhabenen Anblick zurück. „Von diesem Augenblick, denke ich, werden die Enkel sich noch erzählen. Die beiden gefallenen Türme, über vierhundert Meter hoch in den Himmel gebaut, werden einen historischen Schatten werfen, der in vierhundert Jahren noch sichtbar sein wird.“ Auch die Reflexionen über das Ausmaß der den Anschlägen folgenden Veränderungen evozieren einen historischen Vergleich: „Von nun an und für lange Zeit werden die Menschen wieder wie in Kriegszeiten mit gemischten Gefühlen zum Himmel blicken, wenn da ein Flugzeug im Tiefflug auftaucht. Die Angst der Großelterngeneration kehrt zurück und ist plötzlich schrecklich real.“ Indem Grünbein sich hier auf einen Erfahrungsraum bezieht, welcher der deutschen oder europäischen – nicht aber der amerikanischen – Großelterngeneration zur Verfügung steht, verweist er

---

<sup>67</sup> Grünbein hingegen scheint jenes Vertrauen in die USA nicht unbedingt zu teilen: Bei einem seiner Amerikaaufenthalte im Jahr 2000 träumte der Autor vom Untergang Amerikas und ist sich (im Traum) sicher: „Ja, auch die Supermacht Amerika wird dereinst untergehen wie das Römische Reich.“ (Grünbein, *Das erste Jahr* 255).

auf die Globalität der Folgen<sup>68</sup> und schafft gleichzeitig die Möglichkeit, Deutschland und die USA als Gegensatzpaar abzubilden. Nicht nur die unmittelbaren Reaktionen, auch die langfristigen Veränderungen lassen sich nicht auf die USA begrenzen, vielmehr können diese in anderen Regionen sogar stärkere Ausmaße annehmen.

Die Aufzeichnungen des darauf folgenden Tages beginnt Grünbein mit dem Hinweis, er sei „[t]otal arbeitsunfähig“, die Nachricht habe ihn „im Kern getroffen“. Immer noch versucht er, sich durch eine adäquate Beschreibung den Geschehnissen anzunähern. Er berichtet, dass die Polizisten auf der Straße den Fliehenden „Don’t look back!“ entgegen riefen. Mit gutem Grund, wie Grünbein vermutet, denn „Ninive<sup>69</sup> versank, und wie im biblischen Gleichnis Lots Weib zur Salzsäure erstarrte, wäre es jenen ergangen, die sich im Augenblick der Gefahr umgedreht hätten. So lähmend wäre der Anblick gewesen, daß sie versteinert von der Aschenflut überrollt worden wären.“ Den Menschen, die fliehen konnten, stehen jene gegenüber, „die in der Falle saßen, nur noch Minuten vom eigenen Ende entfernt“. Von diesen habe es später in der Sprache Darwins geheißen: „They didn’t make it.“ Es sei, so Grünbein, als habe die Sprache im „Moment des Deliriums“ nur noch die Wahl zwischen zwei Übeln, „dem der Metaphorik

---

<sup>68</sup> Im Kontext der an späterer Stelle des Artikels den USA vorgeworfenen Geschichtslosigkeit könnte der Autor die „historischen Schatten“ der Anschläge in vierhundert Jahren allerdings auch lediglich im ‚geschichtsbewussten‘ Europa vermuten und die USA von den Folgen ausnehmen. Vgl. auch Seite 95 dieser Arbeit.

<sup>69</sup> In *Das erste Jahr* gibt Grünbein folgende Beschreibung der Veränderung New Yorks binnen 10 Jahren: „Aus dem mythischen Ort – Babylon oder Atlantis, Sodom und Gomorrha in einem – ist eine aufgeräumte Großstadt geworden.“ (259) Sigrid Bauschinger verweist in ihrem Aufsatz „Mythos Manhattan. Die Faszination einer Stadt“ darauf, dass jeder, der über New York schreibe, die „dunkle Seite eines mythisierten Manhattans“ zeigen wolle. So nennt beispielsweise Ingeborg Bachmanns Guter Gott von Manhattan seine Stadt „Babylon und Ninive“, und auch Max Frischs Zürcher Staatsanwalt Rolf bezeichnet Manhattan als „Babylon“. Gleichzeitig werde Manhattan jedoch in der Regel auch als ein Ort beschrieben, an dem „eine unbeschreibliche Lust am Leben“ alle Menschen ergreife (vgl. Bauschinger, „Mythos Manhattan“ 383 und 395).

des Alten Testaments und der faktischen Prosa der Evolutionstheorie“.<sup>70</sup> Während der Lyriker Grünbein am Tag eins nach den Anschlägen die Metaphorik des Alten Testaments bemüht, bedient sich die mediale Berichterstattung (vermeintlich) präziser, weniger bildhafter, darwinistischer Ausdrücke.

Da Grünbeins Beschreibung nach eigenen Angaben im Moment des Deliriums – und somit in einem mit Erregung und Verwirrtheit einhergehenden Zustand von Bewusstseinstrübung – erfolgte, mag seine Verknüpfung der Geschichte Lots und des Untergangs Sodoms mit der Geschichte des Propheten Jona und der vom Untergang verschont gebliebenen Stadt Ninive nicht intentional sein; berücksichtigt man allerdings die Autorschaft des im Umgang mit Metaphern erprobten und bewanderten Lyrikers Grünbein, so drängt sich eine Interpretation geradezu auf: Lots Weib war es verboten sich umzudrehen und die von Gott gestrafte, im Untergang begriffene Stadt Sodom zu betrachten. Sie missachtete das Verbot und erstarrte, als sie die in einem Regen aus Schwefel und Feuer versinkende Stadt Sodom erblickte, zur Salzsäule (vgl. 1. Mose 19, 1-26). Die Bürger der Stadt Ninive hingegen ließen sich bekehren und taten Buße, nachdem Jona verkündet hatte, dass ihre Stadt nach dem Willen Gottes in 40 Tagen untergehen werde. Daraufhin entschied sich Gott, die Stadt, welche ehemals ein ebensolcher Sündenpfuhl wie Sodom gewesen war, nicht zu bestrafen: „Da aber Gott sah ihre Werke, daß sie sich bekehrten von ihrem bösen Wege, reute ihn des Übels, das er

---

<sup>70</sup> Rögglas Protagonisten Nummer 4 und 5 in *fake reports* befassen sich ebenfalls mit dieser Problematik:  
4 sie sei ja auch Journalistin. und zwar nicht nur eine Journalistin, sondern eine betroffene Journalistin. denn heute seien auch Journalisten betroffen, d.h. sie müßten ihre Sprachlosigkeit besonders zum Ausdruck bringen, damit sie noch überkomme.  
5 aber heute gebe es auch nicht mehr nur Journalisten und nicht-Journalisten, heute gebe es letztlich nur Individuen - Individuen, zu denen alle in der Sprache der Einsatzleitung geworden seien.  
4 ja, die Sprache der Einsatzleitung, an die man sich klammere. die einem so zur Verfügung stehe. neben der Sprache der Betroffenheit. (7)

geredet hatte ihnen zu tun, und tat's nicht“ (Jona 3,10). Dass Grünbein in seiner Darstellung indes gerade diese Stadt und nicht Sodom untergehen lässt, verhindert eine vordergründige Identifikation New York Citys mit dem biblischen Sodom, der Stadt voller Unrecht und Schrecken, die nach Gottes Wille am Unrecht zugrunde gehen sollte. Indem der Autor mittels der Kombination zweier biblischer Motive die Sodom-Metapher unterläuft, gelingt es ihm, die Anschläge nicht in simplifizierenden Ursache-Wirkungskategorien als gerechtfertigte Bestrafung einer durch ihren Lebenswandel schuldig gewordenen Gesellschaft erscheinen zu lassen.

Neben den biblischen Metaphern wendet Grünbein sich wiederum der Geschichte zu, allerdings nicht der deutschen, die ihm am Vortag als Vergleichsmaßstab diente, sondern der amerikanischen: „Amerika, das erste Land, das auf Geschichte verzichten wollte, nun ist es grausam eingeholt worden, von der Geschichte.“ Auch wenn ein eindeutiger Kausalzusammenhang zwischen der den USA vorgeworfenen intentionalen Geschichtsvergessenheit<sup>71</sup> und den Anschlägen letztlich eindimensional erscheint, so deutet sich an dieser Stelle dennoch der Versuch Grünbeins an, einen solchen möglicherweise auf der Ebene amerikanischer Außenpolitik<sup>72</sup> aufspüren zu wollen.

Nachdem der Autor seine Aufzeichnungen für einen Tag unterbrochen hatte, beschäftigt er sich am 14. September 2001 erneut mit einer Einordnung der Terroranschläge und deren Folgen. Angesichts allgemeiner Kriegsahnungen wendet er

---

<sup>71</sup> Am Vortag hatte Grünbein implizit noch die Besonnenheit und Selbstgenügsamkeit der Vereinigten Staaten gelobt, vgl. Seite 91 dieser Arbeit. Vgl. auch Kathrin Röggla's Ausführungen über die „sich perpetuierende ahistorik“ der USA auf Seite 57 dieser Arbeit. Röggla bezieht sich ebenfalls – allerdings vor dem Hintergrund des Krieges in Afghanistan und nicht mit Bezug auf die Terroranschläge – auf den Vorwurf amerikanischer Geschichtsvergessenheit, ohne diesen jedoch als Erklärungsvariable absolut zu setzen.

<sup>72</sup> Vgl. hierzu die Argumentation Peter Schneiders in Kapitel 4 dieser Arbeit. Schneider schlussfolgert anhand einer konkreten Gegenüberstellung der amerikanischen Außenpolitik und der Angriffe auf amerikanische Einrichtungen, dass zwischen beiden kein eindeutiger Zusammenhang besteht.

sich dem zivilisatorischen Stand Afghanistans zu, welcher gemäß den Angaben eines nicht näher bezeichneten „martialische[n] Zivilisten aus dem Weißen Haus“, im „Mittelalter der Taliban-Herrschaft“ zu verorten sei. Das rückständige Land solle – so der „Zivilist“ – „in die Steinzeit“ zurückgebombt werden.<sup>73</sup> Wenn somit „America’s New War“ – so die von CNN am 14. September 2001 ausgegebene „Parole des Tages“, auf die Grünbein hinweist – das Ziel verfolgt, Afghanistan in eine frühgeschichtliche Kulturperiode zurückzubefördern, dann muss – so schlussfolgert der Autor – „[e]ine ganze Bevölkerung, ohnehin auf den niedrigsten Lebensstandard herabgedrückt, [...] nach dem Prinzip staatlicher Haftung büßen für einen Akt des diffusen, international operierenden Terrorismus“. Mehr als diese Pläne scheint Grünbein die deutlich vernehmbare, internationale Billigung und Unterstützung einer militärischen Intervention der USA zu befremden. Der Autor vermutet, dass die „Ausgewerten dieser Erde [...] fest an der Seite derer [stehen], die ab morgen die militanten Anwälte der Armut mit Lenkraketen bekämpfen“. Damit wird AlQaida nicht nur in befremdlicher Weise zum Anwalt der Armen stilisiert, vielmehr wird diese ‚Organisation‘ von eben jenen Unterprivilegierten, für die sie kämpft, verkannt, da diese – nach Grünbein wohl in letztlich vollkommener Fehleinschätzung ihrer wirklichen Fürsprecher und Widersacher – auf Seiten der USA stehen.

Den ausbleibenden Widerspruch in Deutschland führt der Autor darauf zurück, dass der bevorstehende Krieg so normal schein, „daß er an den Stammtischen keinerlei

---

<sup>73</sup> Der aus Afghanistan stammende, als Kinder- und Schulbuchautor in den Vereinigten Staaten lebende Tamim Ansary schreibt in einem Artikel in der FAZ, dass er in jenen Tagen viele Leute habe sagen hören, jetzt gehe es darum „Afghanistan in die Steinzeit zurückzubomben“. Nach Ansicht Ansarys ist dies jedoch längst geschehen. „Die Sowjets haben das schon erledigt.“ Die Häuser seien dem Erdboden gleichgemacht, die Schulen und Krankenhäuser seien in Schutt und Asche gelegt, die Infrastruktur sei zerstört und die medizinische Versorgung abgeschnitten. Vgl. Ansary, „Er glaubt, hinter ihm stehe eine Milliarde Soldaten“.

Unbehagen hervorruft.“ Woran der Autor diesen angeblich vorherrschenden Mangel an Unbehagen festmacht, bleibt offen. Auch dass die Kriegspläne der USA – ob auch an den Stammtischen oder nicht, sei dahin gestellt – sehr wohl Widerspruch hervorrufen, wird nicht erwähnt. Grünbein droht sich damit zum einsamen Kämpfer für Gerechtigkeit und Frieden zu stilisieren, der dann auch noch die Aufgabe auf sich nimmt, der zuvor genannten Stammtischklientel die in Afghanistan bevorstehenden Kriegshandlungen mittels eines – wie er schreibt – „grausige[n] Bild[es]“ zu verdeutlichen: „In das Nest voller Vogeljungen mit ihren aufgesperrten Schnäbeln fallen statt der Hilfsgüter die Bomben.“ Aus diesem Sachverhalt leitet Grünbein die Intention der USA ebenso eindeutig wie eindimensional ab. Mit einem Krieg in Afghanistan werde demnach „einzig der Appetit auf Vergeltung“ bedient. Offen bleibt für den Autor nur noch die Frage, wieso Trauer so leicht in Rachedurst umschlage.

Grünbein impliziert mit seiner Darstellung, dass die sich zu jener Zeit bereits andeutende militärische Intervention in Afghanistan eine reine Vergeltungsmaßnahme der USA darstelle. Lediglich um Genugtuung zu erlangen, würden die USA Afghanistan angreifen und – so evoziert es das Bild von den Vogeljungen – mit dem Rachedfeldzug vornehmlich die Zivilbevölkerung treffen. Die Entscheidung der USA, mit militärischen Mitteln gegen die Taliban vorzugehen, erscheint dem Autor als „archaischer Zirkelschluß“, welchen er nicht näher erläutert. Vermutlich bezieht er sich damit auf jenen den USA vielfach vorgeworfenen Umstand, dass eine Verbindung zwischen den Taliban und den Terroristen vom 11. September nicht zweifelsfrei nachgewiesen werden konnte, eine solche Verbindung aber als Voraussetzung für den Krieg in Afghanistan diene. Grünbein steht mit der Einforderung stichhaltiger Beweise zum Beleg der

Verantwortung des Taliban-Regimes nicht allein, allerdings verlegt er sich – genau wie viele andere – in dieser Situation auf eine Haltung, die ebenso wenig davor gefeit ist, das zu Beweisende bereits als Voraussetzung heranzuziehen. Weder reine Vergeltungsmotive als Beweggründe für einen Krieg gegen die Taliban noch mit einem solchen Krieg einhergehende, unermessliche Kollateralschäden sind bewiesen, dennoch dienen dem Autor diese Aspekte als Voraussetzung, den Krieg abzulehnen.

Resultat dieser Überlegungen ist Grünbeins Erkenntnis, dass wir „[i]n mitten der Trümmer unserer jüngsten Anthropologie, auf dem höchsten Standard von Theorie, [...] abermals nackt [stehen], um eine Antwort verlegen“. Da der Kontext, in den dieser Satz eingebettet ist, lediglich einen Bezug zur Reaktion der Amerikaner, nicht aber zu den Terroranschlägen vom 11. September 2001 herstellt, scheinen für Grünbein nicht die in die Zwillingstürme und das Pentagon gelenkten Passagiermaschinen, sondern die Kriegspläne der USA die letzten Erkenntnisse und Hoffnungen der Menschenkunde ad absurdum zu führen.

Abschließend thematisiert Grünbein in seinen Überlegungen vom 14. September die Möglichkeiten der Literatur im Hinblick auf die veränderte Weltlage. Die Anschläge und deren Folgen markieren demnach „das Ende einer schönen Epoche“, welches der russisch-amerikanische Dichter und Nobelpreisträger Joseph Brodsky bereits in einem seiner Gedichte beschrieb, das 1977 in der gleichnamigen Gedichtsammlung erschien. Dieser Gedichtzyklus erweise sich nun, wie so oft in der Dichtung, als Dokument einer vorauseilenden Rückschau.

Am folgenden Tag konstatiert er, dass die Zeitungen „jetzt die ollen Kamellen der Prophetie“ hervorkramten. Grünbein bezieht sich damit vermutlich auf einen am Vortag

in der *FAZ* erschienenen Artikel von Andreas Rossmann mit dem Titel „Gemälde einer Zeitenwende. Was die Erde verliert – ‚Amerika. Eine Prophezeiung‘ von William Blake“, in dem der Autor der Frage nachgeht, inwieweit „das visionäre[...] Geschichtsepos des Malerdichters William Blake“ als Vorhersage der Terroranschläge gelesen werden kann (Rossmann). Als Indiz dafür könne nach Rossmann gelten, dass der englische Frühromantiker alle vier Orte der Apokalypse – New York, Boston, Pennsylvania und Virginia<sup>74</sup> – genannt habe. Allerdings verwirft der Autor diese Lesweise als voreilig, da das zwischen 1791 und 1793 entstandene Werk Blakes „keine spekulative Endzeitphantasie, sondern die politisch hochbewußte und symbolisch aufgeladene Verschlüsselung des amerikanischen Revolutionsgeschehens“ darstelle (Rossmann).<sup>75</sup> Nach der Darstellung Grünbeins jedoch werde das Gedicht Blakes im Feuilleton „mir nichts, dir nichts zum Menetekel umgedeutet, in dem das jüngste Geschehen tatsächlich

---

<sup>74</sup> Die deutsche Übersetzung der entsprechenden Passage lautet wie folgt:  
Und wie ein Pestwind voller Insekten Mensch und Tier wegschneidet  
Und wie ein Meer ein Land überwältigt am Tag eines Erdbebens,  
Wut, Wahnwitz, rasender Zorn fegten so im Wind durch Amerika,  
Und die roten Feuer des Orc, die wild mit Getöse umhüllten  
Zornige Küsten und wildes Zusammenlaufen der Einwohner.  
Die Bürger New Yorks schließen die Bücher, versiegeln die Truhen;  
Die Matrosen von Boston werfen Anker und entladen;  
Der Schreiber von Pennsylvania wirft die Feder zur Erde;  
Der Erbauer Virginias läßt den Hammer fallen in Angst.

(zit. nach Rossmann).

<sup>75</sup> Vgl. in diesem Kontext auch Steinfeld, „Propheten. Die zweifelhaften Erfolge der literarischen Rasterfahndung.“ Steinfeld beschreibt, wie anlässlich der Katastrophe die Suche nach Prognosen beginnt: „Hat Michel de Notredame, ein französischer Mathematiker des sechzehnten Jahrhunderts, besser bekannt unter dem dunkel dröhnenden Namen ‚Nostradamus‘, den Anschlag auf das World Trade Center vorausgesagt? Hat William Blake, der Malerdichter des achtzehnten Jahrhunderts, die vier Orte der Apokalypse benannt, als er von ‚roten Feuer des Orc‘ sprach, das New York, Boston, Pennsylvania und Virginia heimsuche?“ Vgl. auch einen im Anschluss an eine von der evangelischen Akademie Loccum veranstalteten Tagung zum Thema „Literatur und Prophetie“ am 19.09.2001 in der *Süddeutschen Zeitung* erschienenen Artikel von Volker Breidecker. Darin geht es ebenso um die noch vor den Angriffen unter dem Druck der Aktualität formulierte Frage nach literarischen Weissagungen zum 11. September: „Samt ihren Verstärkern, die jetzt mit den Prophezeiungen des Nostradamus, den apokalyptischen Versen eines William Blake oder der Science Fiction eines Billy Joy hausieren gehen, trumpfen in diesen Tagen die Wahrsager und Hellseher auf.“ (Breidecker, „An zwei Enden brennen“).

vorweggenommen scheint“. Dabei übersieht der Autor allerdings, dass Rossmann die Aktualität des Textes von Blake einzig in den Folgen eines Verlustes von Amerika sieht. So stellt Rossmann einen Bezug her zwischen Blakes Zeilen „Wär’ Amerika verloren gewesen..., die Erde hätte ein weiteres Stück des Unendlichen verloren“ und der Gegenwart: „Was Blake im Präteritum schreibt, gilt heute im Präsens. Würde Amerika in den Trümmern der Doppeltürme des World Trade Center untergehen, die Erde würde ein Stück des Unendlichen verlieren“ (Rossmann). Grünbein jedoch nimmt diesen Artikel – ohne die Quelle zu benennen – zum Anlass, über die vorausschauende Aussagekraft literarischer Texte im Allgemeinen zu reflektieren. Man übersehe, wenn man einem Text Prophetie bescheinige, geflissentlich, dass die Wirklichkeit „mittlerweile so leinwandbreit und großflächig“ geworden sei, dass im Grunde jede Vorhersage auf sie zutrefte. Gleichzeitig sei aber auch die Textur vieler Texte „grobmaschig genug“, dass sich darin eines Tages „so gut wie jedes Großereignis der letzten fünfhundert Jahre“ verfangen müsse, die Texte somit im Bedarfsfall abrufbar seien. Diese von Grünbein konstatierte Kompatibilität von leinwandbreiter Wirklichkeit und grobmaschigen Texten wird verstärkt durch die Ereignisse des 11. September 2001, da „[i]n dieser nachtschwarzen Melange [...] die Märchen der Brüder Grimm und das Tibetische Totenbuch“ eins seien.

Die Terroranschläge vom 11. September und die verzweifelten Versuche, diese in Bezug zur Realität zu setzen, Einordnungen vorzunehmen und Erklärungen zu finden, führen – wie Grünbein im Laufe seiner Introspektion feststellt – zu einem wahllosen Heranziehen verschiedener Quellen. Alle Sinndeutungen sind willkommen und die Aussagen und Formulierungen unterschiedlichster Texte scheinen im Angesicht der

Terroranschläge bedeutsam zu sein. Dem Autor kommen, vier Tage nachdem er die Türme des World Trade Center im Fernsehen einstürzen sah, Zweifel, ob es überhaupt möglich ist, sich den Ereignissen mit Mitteln der Ästhetik anzunähern: „Tatsächlich, in der Nacht des Entsetzens sind alle Texte grau.“

Diese Erkenntnis mag Grünbein veranlasst haben, zunächst auf sicheres Terrain überzuwechseln. Er rekapituliert (vermeintlich) präzise Opferzahlen, die er der Presse entnommen hat und errechnet – den Terminus ‚Logik‘ bemühend – daraus die Zahl der „Kriegstoten auf der anderen Seite“. Gemäß einer den Großmächten nachgesagten „numerischen Logik“ müsse die Opferzahl mit dem Faktor zehn multipliziert werden. Aus 5.000 unter dem World Trade Center begrabenen Menschen würden somit „demnächst mindestens 50.000 Kriegstote auf der anderen Seite“.<sup>76</sup>

Vor diesem Hintergrund begrüßt Grünbein mit Erleichterung die ersten Wortmeldungen der Intellektuellen. Konkret bezieht er sich auf den am selben Tag in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* erschienenen Artikel von Susan Sontag,<sup>77</sup> in dem die New Yorker Autorin, die sich am 12. September als Gast der American Academy in

---

<sup>76</sup> Vgl. zur „numerischen Logik“ Grünbeins folgende Bemerkung Alan Poseners: „Kennt der Dichter Durs Grünbein die Stadt Hama? 1982 wurde die viertgrößte Stadt Syriens vom Diktator Assad als Zentrum islamistischer Extremisten dem Erdboden gleich gemacht. Bis zu 25000 Syrer fanden den Tod. Grünbein aber ringt jetzt schon die Hände über die ‚mindestens 50000 Opfer‘, die der amerikanische Schlag gegen Osama bin Laden kosten werde.“ (Posener, „Das steinerne Herz“).

<sup>77</sup> Vgl. Sontag, „Feige“, sowie „Monströse Dosis Realität“, einen Bericht über eine bereits lange vor dem 11. September geplante Lesung aus Sontags Roman *In America* in der American Academy in Berlin. Anlässlich der Lesung hatte die Autorin bereits zwei Tage vor der Veröffentlichung ihres Artikels in der *FAZ* dessen englische Version verlesen. Diese wurde dann am 17.09.2001 im *New Yorker* veröffentlicht. Während Charles Simic am 17.09.2001 in der *FAZ* einen Beitrag mit dem Titel „Der Geruch des Gemetzels. Warum ich Susan Sontag zustimme“ veröffentlicht, fasst Verena Lueken zwei Tage später im selben Blatt die kritischen amerikanischen Reaktionen auf den im *New Yorker* erschienenen Artikel Sontags zusammen (vgl. Lueken, „Rache heißt Leben“). Susan Sontag selbst revidiert schließlich nach ihrer Rückkehr nach New York ihre am 15. bzw. 17. September verkündeten Ansichten in einem am 11. Oktober 2001 in der *FAZ* veröffentlichten Artikel mit dem Titel „Amerika hat den Islam nicht provoziert. Meine Rückkehr nach New York: Lernprozesse in einer offenen Gesellschaft angesichts ihrer Feinde.“ Vgl. auch die Reaktionen Hans Christoph Buchs auf Susan Sontag in Kapitel 4 dieser Arbeit.

Berlin aufhielt, „zu Recht vor dem mächtigen Drang zur Verdummung innerhalb der Demokratie“ warne. Obwohl gerade in der damaligen Situation ein „Überfluss an Reflexion vonnöten“ gewesen sei, dringe – so Grünbeins Lesweise des Artikels – „Patriotismus in das allgemeine gedankliche Vakuum ein“. Der Teufel feiere „wieder einmal Auferstehung“ und die Regierenden reichten ihm „galant die Hand, wie einer ehrwürdigen Dame“, die alle aus dem „Schlamassel“ herausführen solle. Diese Metapher ist nicht – wie es Grünbeins Beschreibung erscheinen lassen mag, dem Text der mittlerweile verstorbenen amerikanischen Literatin entnommen, auch finden sich weder der Begriff „Patriotismus“ noch das „gedankliche Vakuum“ in dem von Julieka Griem übersetzten Artikel Sontags. Vom „mächtigen Drang zur Verdummung innerhalb der Demokratie“ ist darin ebenfalls nicht die Rede, lediglich von – wie bereits der Untertitel verrät – der falschen Einstimmigkeit der Kommentare. Die Politiker auf der einen und die Fernsehkommentatoren auf der anderen Seite schienen sich – so Sontag – zu einer Kampagne verschworen zu haben, mit dem Ziel, „die Öffentlichkeit noch mehr zu verdummen“ (Sontag, „Feige“). Die Sprache Susan Sontags läßt – im Gegensatz zu den Bildern, derer Grünbein sich in seiner Paraphrasierung des Artikels bedient – ihre Kritik konkret und differenziert erscheinen.

Während Grünbein sich über den Artikel Sontags erfreut zeigt, bekümmern ihn die Reaktionen der „Unpolitischen“, da unter diesen nun „die gröbste Form der Politik zum rettenden Einfall, der Vergeltungsdrang zum beliebten Gesellschaftsspiel“ werde. Inwieweit das erneute Aufgreifen des Stammtisch- und Verdummungsmotivs gerade an dieser Stelle impliziert, dass jene „Unpolitischen“ für Grünbein das „dumme“ Pendant der Intellektuellen bilden, sei dahingestellt. Die Reaktion beruht nach Ansicht des Autors

auf der Annahme, die Welt könne sich immer nur von der einen faulen – der Kontext impliziert ‚denkfaulen‘ – Seite auf die andere wälzen. Dies wiederum führe dazu, dass die Geschichte – wie immer in „solchen Wechselfiebern“ auf der Stelle trete, so „als dürfe sie niemals zu Bewußtsein kommen“. Anknüpfend an das Motiv des willentlichen Geschichtsverzichts der USA stellt Grünbein fest, dass Denkfaulheit und mangelndes (Geschichts-)bewußtsein einen stereotypen Drang nach Rache evozieren. Während Grünbein in seinen Aufzeichnungen vom Vortag noch einräumte, nicht zu wissen, wieso Trauer so leicht in Rachedurst umschlage, scheint er nunmehr den Voraussetzungen für den angeblichen Vergeltungsdrang der USA auf die Spur gekommen zu sein.

Tröstlich erscheinen Grünbein an jenem 15. September 2001 – „neben den girlies, kniend inmitten von Kerzentepptichen“ – lediglich „die Rettungsmannschaften am Ort des Verbrechens“, da in ihrem Teamgeist „eines der nobelsten Prinzipien der Menschheit“ überlebe.<sup>78</sup>

Während Grünbein in seinen Aufzeichnungen vom 11. September versuchte, die Terroranschläge unter Zuhilfenahme einer Analogie zum Zweiten Weltkrieg realgeschichtlich zu verorten, verlegte er sich am darauf folgenden Tag mit den Geschichten Lots und Jonas auf biblische Metaphern. Am 14. September erschien dem Autor die Literatur – genauer gesagt ein Gedicht Joseph Brodskys – hilfreich bei dem Versuch, die Anschläge und deren Folgen zu ermessen. Als Grünbein jedoch am folgenden Tag meint, im Feuilleton Verweise auf literarische Werke mit prophetischem Gehalt zu finden, verwirft er diesen Ansatz. Am 16. September schließlich beginnt der Autor seine Aufzeichnungen mit der Frage, wer ihm das Recht gebe, von alldem zu

---

<sup>78</sup> Grünbein nimmt möglicherweise auch an dieser Stelle eine Anregung aus einem am Vortag in der *FAZ* erschienenen Artikel über die New Yorker Feuerwehr auf. Vgl. Kaiser, „God bless you“.

sprechen. Er ist im Verlauf von sechs Tagen zu der Überzeugung gelangt, dass man sich vor Gleichnissen und vor jeder Einordnung ins historische Einerlei hüten müsse, dass die Metapher „aus der Hüfte schieße“, doch was sie treffe, sich längst verändert habe. Die Worte selbst machten sich „aus dem Staub“. Diese anschauliche Darstellung macht deutlich, dass Grünbein die von ihm proklamierte Abstinenz von Bildern und Metaphern offensichtlich nicht gelingt, er vielmehr seine eigene Forderung unverzüglich konterkariert. Damit führt der Autor exemplarisch vor, was er im Anschluss beschreibt, nämlich dass letztlich alles weitergehen werde, da es in der zivilisierten Welt – wie bereits im Titel angedeutet – keine Innehalten gebe, „weder im Nachrichtengeschäft, noch im Sinnggebungsbetrieb von Literatur und Universität und erst recht nicht im Aktienhandel“.

Zwar bezieht Grünbein den „Sinnggebungsbetrieb von Literatur“ in seine Kritik mit ein, allerdings verweist er auch darauf, dass die Diskrepanz zwischen Geschehen und Kommentar gerade im „triumphierende[n] Journalismus“ besonders deutlich werde und zitiert anschließend einen Nachrichtensprecher, der „das Trümmerfeld rings um das World Trade Center [...] mit dem Anblick bombardierter deutscher Städte am Ende des Zweiten Weltkriegs“ vergleicht: „It looks like a kind of modern Germany“.

Damit schließt sich am 16. September – dem letzten Tag, den die drei Tage später in der *FAZ* veröffentlichten Aufzeichnungen Grünbeins umfassen – der Kreis. Während Grünbein bereits am 11. September den Anblick von Ground Zero mit dem von Dresden bzw. Coventry verglichen hatte, ist nun am Tag fünf nach den Anschlägen auch die amerikanische Presse auf diese Idee verfallen. Grünbein selber hingegen versucht zu diesem Zeitpunkt nicht mehr, Vergleiche anzustellen und die Ereignisse in einen

sinnstiftenden und verständnisadäquaten Bezug zu setzen. Vielmehr verlegt er sich abschließend darauf, die persönlichen und privaten Folgen der Anschläge zu eruieren. Demnach erinnerten sich in Deutschland die Alten nach mehr als fünfzig Jahren ihrer traumatischsten Lebensmomente: „Evas Großmutter beschreibt zum ersten Mal ungefragt den Gang durch das zerbombte Dortmund, wo sie 1945 mit dem Kinderwagen unterwegs war zu einem der unzerstörten Krankenhäuser. Nie zuvor hat sie ihrer Enkelin von den Geschehnissen jener Tage berichtet.“ Grünbein hatte nicht erwartet, „dass dieser Erinnerungsschatz noch einmal gehoben werden würde“, schließlich seien solche spontanen Ausbrüche aus dem versiegelten Gedächtnis lang nicht mehr üblich gewesen in deutschen Familien. Aber jetzt stehe alles wieder vor Augen, als sei es erst gestern passiert.<sup>79</sup> Mit dieser positiv anmutenden Konsequenz der Ereignisse – die gleichwohl mehrheitlich die Europäer für sich beanspruchen können und die geeignet scheint, einen Gegensatz zwischen den USA und Europa respektive Deutschland zu konstruieren – enden die in der *FAZ* veröffentlichten Aufzeichnungen des Autors.

---

<sup>79</sup> Inwieweit das seit einiger Zeit in Deutschland erkennbare Interesse an einer Auseinandersetzung mit der Bombardierung deutscher Städte, welche auch die Situation der Zivilbevölkerung berücksichtigt (vgl. beispielsweise Friedrich, *Brand* sowie den Bildband *Brandstätten*; Burgdorf und Habbe, *Als Feuer vom Himmel fiel*; Hage, *Hamburg 1943* sowie Kucklick, *Feuersturm*) letztlich mit den Reaktionen auf die Terroranschläge vom 11. September 2001 in Verbindung steht oder gar durch diese ausgelöst wurde, kann an dieser Stelle nicht beurteilt werden, würde aber einen interessanten Aspekt in einer Untersuchung des zur Zeit in Deutschland vieldiskutierten Phänomens darstellen.

## EXKURS – EINE NOTIZ GRÜNBEINS IM SPIEGEL

Am 8. Oktober erscheint in einem Artikel Volker Hages zur Frankfurter Buchmesse im *Spiegel* eine bis dato unpublizierte Notiz<sup>80</sup> Grünbeins vom 18. September 2001, in welcher der Autor nach Ansicht Hages versucht, „mit Abstraktion auf das Gesehene und Geschehene zu reagieren“ (Hage, „Literatur“ 226). Grünbein beschreibt an jenem 18. September 2001 das kollektive, um sich schlagende „Unbehagen in der Kultur“, welches von einem „Rückfall in die Barbarei die Erlösung von einem diffusen Alpdruck“ (zit. nach Hage, „Literatur“ 226) erhofft. Wem Grünbein dieses Verhalten vorwirft, bleibt unklar. Während der „[m]örderische[...] Aktionismus“, den Grünbein im folgenden Satz konstatiert, sich auf die immer deutlicher werdenden Kriegspläne der USA beziehen könnte, mag die nach Grünbein mit diesem Aktionismus erhoffte Befreiung von der „Zivilisationsangst“ auf die Seite der Attentäter verweisen, zumindest wenn die „Zivilisationsangst“ als Furcht vor den sich durch den Fortschritt von außen unkontrollierbar verändernden Lebensbedingungen gelesen wird. Eine Lesart hingegen, gemäß der die „Zivilisationsangst“ eine sich innerhalb einer Gesellschaft mit dem Fortschritt von Wissenschaft und Technik entwickelnde Furcht darstellt, führt zum genau gegenteiligen Ergebnis.

Eine ähnliche Ambivalenz prägt auch die Feststellung Grünbeins, dass „[r]eligöser Fundamentalismus und ideologischer Totalitarismus“ die Gesellschaft in

---

<sup>80</sup> Zur Erleichterung des Verständnisses dieser sehr dichten Passage wird der Text an dieser Stelle vollständig wiedergegeben: „Das allgemeine Unbehagen in der Kultur schlägt um sich, indem es vom Rückfall in die Barbarei die Erlösung von einem diffusen Alpdruck erhofft. Mörderischer Aktionismus soll von der Zivilisationsangst befreien. Religiöser Fundamentalismus und ideologischer Totalitarismus stürzen die Gesellschaften in einen Strudel, aus dem es für den Einzelnen kein Entrinnen mehr gibt. Der Zweck allen Terrors, gleich welcher Herkunft und Zielsetzung, ist die Übertragung der Urangst von Körper zu Körper.“ (Hage, „Literatur“ 226f.).

einen Strudel stürzten, aus welchem es für den Einzelnen kein Entrinnen mehr gebe (zit. nach Hage, „Literatur“ 226). Sind die Terroranschläge und damit auch die daraus folgenden Konsequenzen nach Ansicht Grünbeins Folge einer Kombination von religiösem Fundamentalismus und ideologischem Totalitarismus? Oder stellt ideologischer Totalitarismus die Antwort auf religiösen Fundamentalismus dar, stehen sich beide somit gegenüber und verschränken sich zu einer Spirale der Gewalt? Letztere Variante, welche eine diktatorische Machtausübung der USA implizieren würde, erscheint gewagt, allerdings keinesfalls unmöglich, sofern man die Doppeldeutigkeit des Textes berücksichtigt. Diese zeigt sich auch in der abschließenden Feststellung Grünbeins, dass aller Terror, „gleich welcher Haltung und Zielsetzung, die Übertragung der Urangst von Körper zu Körper“ (zit. nach Hage, „Literatur“ 226f.) sei. Nun ist zwar Terror nicht mit Krieg gleichzusetzen, dass die bevorstehenden militärischen Angriffe der USA aber eine Übertragung von Ängsten zur Folge haben werden, ist nicht zu bestreiten.

Die von Hage anerkennend hervorgehobene Abstraktion erreicht ein Niveau, welches die im *Spiegel* veröffentlichte Notiz Grünbeins letztlich eben nicht abstrakt, sondern eher abstrus erscheinen lässt. Vor dem Hintergrund des großen Interpretationsspielraumes sei jedoch noch einmal darauf hingewiesen, dass sämtliche Ausführungen sich ausschließlich auf die Attentäter und ihre Hintermänner beziehen könnten. Doch im Kontext der in den Tagen zuvor zum Ausdruck gebrachten Überlegungen Grünbeins erscheint eine solche Lesart – zu einem Zeitpunkt, an dem die

Kriegsvorbereitungen der USA immer deutlichere Konturen annahmen und am Tag nachdem Präsident Bush verkündet hatte, dass er Osama Bin Laden tot oder lebendig wolle – unwahrscheinlich.

Die in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* veröffentlichten Aufzeichnungen Grünbeins aus der Zeit vom 11. bis zum 16. September 2001 zeigen ein Bemühen – manchmal gar ein Ringen – die Ursachen der Terroranschläge zu begreifen sowie den Versuch, sich mit deren Folgen auseinanderzusetzen. Zwar bieten die von Metaphern geprägten Gedanken und Überlegungen Grünbeins viel Raum für Interpretationen, auch geraten manche Ausführungen zu tautologischen Phrasen, dennoch bringt der Autor seine Vorbehalte, Ängste und Zweifel meist präzise auf den Punkt. Dabei sind die Notate der einzelnen Tage gekennzeichnet von Versuchen, sich den Ereignissen auf unterschiedliche Art anzunähern und sie einzuordnen; den Abschluss bildet dann die Erkenntnis Grünbeins, dass alle Bemühungen um eine sprachliche, historische oder politische Verortung der Ereignisse notwendig scheitern müssen, aber gleichwohl nicht aufhören werden. An dieser Struktur des (vermeintlich?) unter dem unmittelbaren Eindruck der Ereignisse verfassten Texts wird nochmals das kompositorische Gesamtkonzept des *FAZ*-Beitrags deutlich. Ein solches Konzept lässt sich in der im *Spiegel* veröffentlichten Notiz vom 18. September nicht ausmachen, vielmehr scheint der Autor die sprachlichen Eigenheiten ins Extrem zu steigern. Folglich erlauben diese Ausführungen Grünbeins es

weder, eine darin implizierte Haltung auszumachen, noch gelingt es, den Bildern überhaupt Bezüge zuzuordnen. Somit laufen die sprachlich äußerst dicht und interessant gestalteten Sätze Gefahr, zur Arbitrarität zu geraten.<sup>81</sup>

Durs Grünbein zeigt sich von der Nachricht der Terroranschläge „im Kern getroffen“, vermeidet es jedoch in seinen unmittelbaren Reaktionen, einem unreflektierten Dauerschreiben wie Buschheuer zu verfallen. Vielmehr kombiniert der Autor Eindrücke seiner – angeblich bis zur totalen Arbeitsunfähigkeit führenden – Betroffenheit geschickt mit verschiedenen und oft widersprüchlichen Ansätzen einer poetischen Weltdeutung und Sinnstiftung. Dass der dabei entstehende Eindruck, der Autor präsentiere täglich neue Deutungsweisen und verwerfe die Argumentation des Vortages, nicht seine Ausführungen in Gänze ad absurdum führt, kann vorwiegend auf die Form zurückgeführt werden. Denn die Orientierungsfunktion, die dem Tagebuch – allzumal in Krisensituationen zukommt – ermöglicht es dem Autor, täglich aufs Neue zu versuchen, sich an die Ereignisse „heranzuschreiben“, wobei die dabei entstehenden Widersprüche eher authentizitätsstiftend denn sinnzerstörend oder dysfunktional wirken. So sind die Analogien zum Zweiten Weltkrieg ebenso wie verschiedene Fabelwesen, biblische Motive oder zeitgenössische Gedichte allesamt Facetten eines – sich erst allmählich als aussichtslos erweisenden – Versuchs, die Terroranschläge in bekannte Narrations- und Wissensstrukturen einzuordnen und sie begreifbar zu machen.

Wenngleich die Widersprüche des Textes also vermittelt der Tagebuchform teilweise aufgehoben werden, so bleiben die ambivalenten Beurteilungen der USA jedoch

---

<sup>81</sup> Volker Hage erkennt indes in den Ausführungen Grünbeins eine beispielhafte „Bereitschaft, sich um Urteile und Einschätzungen nicht zu drücken“ (Hage, „Literatur“ 226).

bestehen. Denn während die von Grünbein im Hinblick auf den Krieg entworfenen Schreckensszenarien – zumindest auf den ersten Blick – beispielsweise eine Haltung zu erkennen geben, die für den Amerikadiskurs zahlreicher deutscher Intellektueller im Allgemeinen und nach dem 11. September im Besonderen charakteristisch zu sein scheint, verhindert gerade das in den unmittelbaren Reaktionen deutlich werdende Wohlwollen gegenüber den USA eine entsprechende Zuordnung des Autors. Aber auch Grünbeins wortreiche und eloquente Beschreibungen seiner persönlichen Gefühlslagen gegenüber den USA reduzieren die elaborierten Analogien und (vermeintlich) scharfsinnigen Prognosen auf einen subjektiv–emotionalen Kern, der – ähnlich wie im Falle Buschheuers – als letztlich überholt erscheint. Zumindest lassen sich Grünbeins Stellungnahmen nur sehr bedingt als Beitrag zu den Versuchen der intellektuellen Sinnstiftung und Welterklärung im Rahmen des deutschen Amerikadiskurses lesen. Damit wird die starke, tagebuchtypische Konzentration seiner Texte auf persönliche Empfindungen zum – vermutlich nicht intendierten – Distinktionsmerkmal gegenüber anderen einschlägigen Beiträgen zur Amerikadebatte im Herbst 2001.

#### *MAX GOLDT – ZUR PERSON*

Max Goldt, mit bürgerlichem Namen Matthias Ernst, wurde 1958 in Göttingen geboren; 1977 ging der damals Achtzehnjährige nach Berlin, begann dort eine Ausbildung zum Fotografen, brach diese ab und verdiente seinen Lebensunterhalt

zunächst als Fremdenführer.<sup>82</sup> 1982 gründete er mit Gerd Pasemann das Duo ‚Foyer des Arts‘. Seine Karriere nahm ihren Anfang mit satirischen deutschen Texten wie in „Wissenswertes über Erlangen“, die zum Konzept der damals beginnenden ‚Neuen Deutschen Welle‘ passten und Goldt und Pasemann einen Plattenvertrag einbrachten. Bald darauf begann Goldt, sich neben der Musik dem lakonischen Nacherzählen absurder Alltagsgeschichten aus dem Berliner Intellektuellenmilieu zu widmen. 1984 erschien bei einem kleinen Berliner Verlag *Mein schwer erziehbarer schwuler Schwager aus der Schweiz*, vier Jahre später veröffentlichte er *Ungeduscht, geduzt und ausgebuht*.

1989 begann Goldt für das Satiremagazin *Titanic* zu schreiben. Bis 1998 veröffentlichte er darin über einhundert Kolumnen unter den Titeln „Onkel Max‘ Kulturtagebuch“, „Diese Kolumne hat vorübergehend keinen Namen“, „Manfred Meyer berichtet aus Stuttgart“ und „Informationen für Erwachsene“. Nach siebenjähriger Pause erscheinen die Beiträge Goldts seit Januar 2005 wieder in *Titanic*. Mit seiner Arbeit für das Magazin und verschiedenen auf den Kolumnen beruhenden Buchpublikationen verhalf der Autor einem Genre zu Ansehen, das zuvor ein Schattendasein geführt hatte.

1991 wurden in *Die Radiotrinkerin* die besten Geschichten der vorangegangenen Jahre vom Züricher Haffmans-Verlag neu aufgelegt. Robert Gernhardt rühmte daraufhin die „irritierenden Qualitäten seiner irrlichternden Komik“ (zit. nach *Munzinger Internationales Biographisches Archiv* 51/1998). Es folgten weitere Neuauflagen der Kolumnen in *Schließ die Augen und stell dir vor, ich wäre Heinz Kluncker* (1994),

---

<sup>82</sup> Hierzu und zum folgenden vgl. *Munzinger Internationales Biographisches Archiv* 51/1998 (ergänzt um Nachrichten durch MA-Journal bis KW 37/2002).

*Quitten für die Menschen zwischen Emden und Zittau* (1995) sowie *Die Kugeln in unseren Köpfen* (1995). Der etablierte Kulturbetrieb und das Feuilleton wurden auf Goldt aufmerksam.

1997 erschien mit *Ä* ein weiterer Sammelband; in den folgenden Jahren veröffentlichte Goldt u.a. gemeinsam mit Gerhard Henschel humoristische Lyrik in *Erntedankfäscht* (1998), er gab seine besten Non-Kolumnen in *Die Aschenbechergymnastik* (2000) sowie Betrachtungen, Essays und Notizen unter dem Titel *Der Krappfen auf dem Sims* (2001) heraus. 2002 erschien *Wenn man einen weißen Anzug anhat*, ein „Tagebuch-Buch“, das auch die diesem Kapitel zugrunde liegenden Berichte aus der Zeit vom 11. bis zum 15. September 2001 beinhaltet. Nach weiteren Best-of-Auflagen publizierte Goldt Anfang 2005 Prosa und Dialogstücke unter dem Titel *Vom Zauber des seitlich dran Vorbeigehens*.

Seit einigen Jahren arbeitet Goldt außerdem als Comictexter mit dem Zeichner Stephan Katz zusammen. Bisher erschienen fünf Alben als *Comicduo Katz und Goldt*, Comic-Strips der beiden erscheinen regelmäßig in *Titanic* und in der *Zeit*.

1997 erhielt Goldt den „Kasseler Preis für groteske Literatur“, im darauf folgenden Jahr wurde er mit dem Richard-Schönfeld-Preis der Hamburgischen Kulturstiftung ausgezeichnet.

## MAX GOLDT – ZUM 11. SEPTEMBER 2001

„Ein aufgeregter Radiomann telefonierte mit einer aufgeregten Korrespondentin. Nein, kein Unfall, es schein ganz so, als ob das Flugzeug, übrigens ein großes und kein kleines, da absichtlich hineingeflogen sei. Ich ging rüber ins Wohnzimmer und stellte den Fernseher an. Auf den ersten drei Programmplätzen, ARD, ZDF und dem Berliner Dritten, gab es noch den normalen Programmablauf. Auf Programmplatz vier, belegt mit BBC, gab es schon die entsprechenden Bilder“ (Goldt, „Kurzgeschichte“).<sup>83</sup>

Ebenso wie Durs Grünbein (Grünbein, „Feuerpause“) erfährt auch Max Goldt – wie er in seinen den Zeitraum vom 11. bis zum 15. September 2001 umfassenden Aufzeichnungen schreibt – aus den Medien von den Terroranschlägen. Während Grünbein „ahnungslos“ den Fernseher einschaltet, stellt Goldt in der Küche gewohnheitsmäßig das Radio an. Nachdem er „es“ erfahren hat, wechselt der Autor ins Wohnzimmer, in der Hoffnung im Fernsehen die zu den Ereignissen gehörenden Bilder zu finden. So verfolgen Goldt und Grünbein – beide zu Hause in Berlin vor dem Fernseher sitzend – die Ereignisse auf BBC respektive CNN. Neben diesen situativen Ähnlichkeiten weisen die Darstellungen der beiden Autoren jedoch einen gravierenden Unterschied auf: Während Grünbein dem Leser das Gefühl vermittelt, seine Gedanken und Gefühle vom 11. September und den darauf folgenden Tagen zeitnah, also noch unter dem Eindruck der Ereignisse zu notieren und diese Wahrnehmung durch das Publikationsdatum 19. September 2001 bestätigt wird, beginnt Goldt seine erst im Juli des folgenden Jahres in der Süddeutschen Zeitung unter dem Titel *Eine Kurzgeschichte*<sup>84</sup>

---

<sup>83</sup> Die folgenden Zitate in diesem Kapitel basieren – soweit nicht anders angegeben – auf dem am 12. Juli 2002 in der *Süddeutschen Zeitung* erschienenen Artikel „Eine Kurzgeschichte von Max Goldt.“ Dieser entspricht den im September 2002 in Goldts „Tagebuch-Buch“ *Wenn man einen weißen Anzug anhat* veröffentlichten Aufzeichnungen vom 11., 12., 13. und 15. September 2001.

<sup>84</sup> Vgl. folgende Charakterisierung der Kurzgeschichte: „Die Anziehungskraft der Kurzgeschichte geht von ihren nicht idealisierten Figuren – Durchschnittsmensch oder Außenseiter – und der suggestiven, andeutenden Gestaltungsweise aus, also von ihrem strukturbildenden Komprimierungsprinzip. Damit ist

erschienenen Ausführungen mit der Frage, wo er gewesen sei, als „es“ passierte. Mit dieser bis zum 11. September 2001 – nach gängigen Klischees – auf den Zeitpunkt der Ermordung John F. Kennedys Bezug nehmenden Frage verweist der Autor nicht nur auf die Bedeutung der Terroranschläge, vielmehr akzentuiert er durch die ostentative Rückbesinnung den Eindruck zeitlicher Distanz zum Geschehen. Dieser Eindruck wird verstärkt durch den Gebrauch des Präteritums, welches – anders als das von Grünbein verwendete Präsens – impliziert, dass die Terroranschläge vom 11. September 2001 ein in der bereits abgeschlossenen Vergangenheit liegendes Ereignis darstellen. Berücksichtigt man den Zeitpunkt der Veröffentlichung, so erscheint dieser Eindruck einer rückblickenden Betrachtung schlüssig.

Interpretiert man den Beitrag des Autors indes als Auszug aus Goldts auf Anregung seines Verlegers<sup>85</sup> entstandenen „Tagebuch-Buchs“, so erscheint der deutliche Eindruck der Retrospektive als der Form nicht adäquat. Allerdings bringt Goldt bereits im Vorwort seines Buches deutlich zum Ausdruck, dass er eine Einhaltung etwaiger formeller Vorgaben der diaristischen Form nicht beabsichtige. Nachdem der Autor die regelmäßigen Eintragungen persönlicher Erlebnisse und Gedanken nämlich bereits als eine nicht zu seinem persönlichen Stil passende Form verworfen hatte, konnte sein Verleger ihn mit dem Hinweis, dass das Tagebuch „als freieste literarische Form [...], die es gebe“, „enthaltssame Passagen beliebiger Länge“ sowie „formale Mogeleyen sämtlicher

---

den Autoren viel Spielraum gegeben für eine kritisch-eindrucksvolle Behandlung existentieller Situationen aus den Erfahrungsbereichen NS-Zeit, Krieg, Wiederaufbau und aus dem breiten Themenspektrum von Mitverantwortung des einzelnen in der Gesellschaft.“ (Vgl. Killy *Literaturlexikon* Bd. 13, 498ff.) Der von Goldt gewählte Titel scheint somit einerseits treffend, kann andererseits aber im Hinblick auf die von Killy als typische Thematik benannte „Mitverantwortung des einzelnen in der Gesellschaft“ auch ironisch gelesen werden.

<sup>85</sup> Goldt führt im Vorwort von *Wenn man einen weißen Anzug anhat* detailliert aus, dass sein Verleger – angetan von den tagebuchähnlichen Texten im letzten Buch des Autors – vorschlägt, Goldt möge „etwas Ähnliches über einen längeren Zeitraum [...] versuchen“ (Goldt, *Anzug* 9).

Art“ erlaube, zur erneuten Aufnahme des Projekts bewegen: „Formale Mogelei! Wenn solch eine schillernd feine Sache erlaubt ist, will ich gleich damit beginnen!“ (Goldt, *Anzug* 11)

Goldt beginnt seine Ausführungen zum 11. September 2001 mit einer ostentativen Rückbesinnung auf jenem Tag und scheint somit nicht mehr unter dem unmittelbaren Eindruck der Ereignisse zu stehen. Dennoch schildert er detailliert, was er an jenem 11. September „[a]ls es passierte“ gerade tat: Nach eigener Darstellung schrieb er zum betreffenden Zeitpunkt eine E-Mail an Kurt Scheel, den Herausgeber der Kulturzeitschrift *Merkur*. Er teilte diesem mit, dass er seinen Beitrag leider nicht werde schreiben können, da er mit einem deutschen Freund sowie dessen amerikanischem Freund aus New York einen Ausflug durchs Fränkische geplant habe, dass er sich aber sehr wohl der Ehre bewusst sei, aufgefordert worden zu sein, für den *Merkur* zu schreiben. Anschließend habe er sich zur „Zubereitung eines Gemüsesalates“ in die Küche begeben, wo er „es beim Schneiden von Zucchini aus dem ‚Info-Radio Berlin Brandenburg‘“, das er „bei Haushaltstätigkeiten“ gern höre, erfahren habe.

Die ausführlichen Schilderungen beschränken sich auf die einzelnen Tätigkeiten des Autors, zu den Terroranschlägen hingegen finden sich nur wenige Aussagen im Text. Zwar gibt es auf BBC bereits „die entsprechenden Bilder“, die von Goldt jedoch nicht näher erläutert werden. Auch die Terroranschläge bezeichnet er nie als solche, vielmehr bedient er sich – nachdem er mittels des Datums in Titel und Untertitel den Kontext verdeutlicht hat – ausschließlich des Pronomens „es“. Lediglich in der Wiedergabe des bereits oben zitierten Radioberichts kommt ein Flugzeug vor, „ein großes und kein kleines“, welches „da absichtlich hineingeflogen sei“. Die drei weiteren Flugzeuge, das

Pentagon und Pennsylvania werden nicht erwähnt, auf das World Trade Center nimmt der Autor mit Hilfe des Adverbs „da“ Rekurs. Das Textverständnis wird durch diese Form der Darstellung allerdings keinesfalls gestört. Vielmehr wird deutlich, dass der Leser die Leerstellen mühelos füllen kann, da ihm die von Goldt nicht explizit beschriebenen Bilder und Ereignisse äußerst präsent sind. Der 11. September 2001 erscheint somit als kollektives mediales Ereignis, welches eine spezifische Form der Kommunikation generiert. Dazu gehört wie schon beim Kennedy-Attentat eine immer wieder neu – auch und gerade mit einem gewissen zeitlichen Abstand – aufgenommene Diskussion der individuellen Umstände und Reaktionen.

Goldt schreibt, dass es weniger als eine Minute dauerte, bis er feststellte, mit den – von ihm nicht näher erläuterten, dem Leser dennoch geläufigen – Bildern nicht allein sein zu können. Er ruft einen Freund an und fordert diesen kommentarlos auf, „sofort BBC oder CNN oder sowas“ anzumachen. Auch Grünbein hatte Freunde angerufen, allerdings nicht, um diese zu informieren und mit den Bildern nicht allein zu sein, sondern um sich, unter dem unmittelbaren Eindruck der Ereignisse stehend, diese bestätigen zu lassen, sie durch Kommunikation an die Realität anzubinden. Dieses Bedürfnis teilt Goldt – zumindest retrospektiv – nicht, die Bilder scheinen zum Zeitpunkt der Niederschrift oder Überarbeitung seines Artikels real und wahr geworden zu sein. Goldt teilt seinem Freund lediglich mit, dass es keine Zeit für Erklärungen gebe, der Freund solle „das Ding“ anmachen, dann werde er „es“ ja sehen. Zeit für Erläuterungen wäre wohl durchaus gewesen, nur entzogen – und entziehen – sich die Terroranschläge einer adäquaten sprachlichen Darstellung.

Auf der Beschreibungsebene verbleibend, teilt der Autor schließlich mit, dass er – obwohl „unglaublich durstig“ – sich zwei Stunden lang außer Stande sah, in die Küche zu gehen, um etwas zu trinken zu holen. Immerhin sei er aber in der Lage gewesen, „einen nicht sehr guten Satz“ in sein Notizbuch zu schreiben: „Weltgeschichte kotzt mich gerade an, wie eine unangeleinte Kampfqualle.“ Seine eigene, unmittelbare und emotionale Reaktion, die Goldt an dieser Stelle einräumt – und die durch den Begriff „Weltgeschichte“ den Stellenwert der Ereignisse deutlich macht –, kann er aus der zeitlichen Distanz bewerten und für nicht gut befinden. Seine Ansichten zur allgemeinen Qualität unmittelbarer Reaktionen konkretisiert Goldt dann entsprechend im weiteren Verlauf seiner Ausführungen.

Eine erste Reaktion vernimmt er von Angela Merkel, deren Fernsehauftritt am 11. September 2001 beim Autor eine plötzliche Ernüchterung eintreten lässt. Entsprechend distanziert bemerkt Goldt: „Angela Merkel sagte das, was Angela Merkel halt zu sagen pflegt, wenn Terroristen in Hochhäuser hineinfliegen“. Dass es dem Autor möglich ist, diesen Auftritt ironisch zu kommentieren, lässt wiederum auf einen gewissen Abstand zu den Ereignissen schließen, denn es erscheint fraglich, ob der Autor sein Missfallen auch bereits am 11. September auf diese Weise zum Ausdruck gebracht hätte. Doch der anfängliche Schock hat sich in der Zwischenzeit gelegt, das gesamte Repertoire inhaltlicher und stilistischer Mittel steht Goldt wieder zur Verfügung.

Der anschließende Auftritt Edmund Stoibers beendet sodann den zweistündigen zwanghaften Fernsehkonsum des Autors. Vom bayrischen Ministerpräsidenten meint er zum ersten Mal den Satz vernommen zu haben, dass nun nichts mehr sei wie zuvor. Goldt lässt diesen Satz zunächst unkommentiert, geht aber an späterer Stelle ironisch auf

den vermeintlichen Übergangscharakter jener ereignisreichen Zeit ein. Seine Haltung gegenüber den Stellungnahmen der Politiker drückt sich im Abschalten des Fernsehers dennoch deutlich aus.

In seiner Beschreibung fortfahrend, teilt Goldt dem Leser mit, dass er sinnlos Schubladen geöffnet und wieder zugeschoben habe und sinnlos auf den Treter vom Trittmülleimer getreten sei, während er, „[I]eicht weggetreten, dem Panther von Rilke recht ähnlich, eine nicht gemessene Zeit lang durch die Wohnung“ gewandert sei. Der Vergleich mit der eingesperrten Großkatze ermöglicht einen Einblick aus einer anderen Perspektive und nimmt dadurch in der ansonsten betont sachlichen Aneinanderreihung der einzelnen Handlungen des Autors eine Sonderstellung ein: Nicht die Stäbe des Käfigs, sondern die dem Fernsehen entnommenen Bilder scheinen den Blick auf die dahinter liegende Welt zu verbergen. Gleichzeitig bleiben diese Bilder vordergründig und erreichen den Autor nicht wirklich. Der Darstellung Grünbeins nicht unähnlich – wenn auch deutlich subtiler –, deutet sich an dieser Stelle das Unvermögen Goldts an, eine Anbindung der Ereignisse an die Realität vorzunehmen. Er reflektiert jedoch nicht weiter darüber, sondern setzt die detaillierte Beschreibung seines Tagesablaufs fort.

Nachdem Goldt mittels eines Telefonats herausgefunden hat, dass sein für den folgenden Tag geplanter Ausflug ins Fränkische stattfinden werde, habe er erneut das Radio eingeschaltet und diesem entnommen, dass an jenem Nachmittag eine merkwürdige Stille über Berlin liegen solle. Daraufhin entschließt der Autor sich, die Befindlichkeit der Einwohner der Hauptstadt selber in Augenschein zu nehmen:<sup>86</sup> „Autos

---

<sup>86</sup> Ein ähnliches Verhalten wird in den Aufzeichnungen Rögglas deutlich; während Goldt dieses Vorgehen – zumindest retrospektiv – bewusst ist, wird dies bei Rögglä lediglich durch den Wechsel zwischen

donnerten umher, Menschen saßen in Cafes, quakten munter in ihre Telefone und erledigten ihre Einkäufe. Von Stille keine Spur, schon gar nicht von einer merkwürdigen.“ Weiteres Ziel seiner Unternehmung war wegen einer „septemberuntypischen Kühle“ der Kauf einer Übergangsjacke. Dieses Kleidungsstück vermag den Autor nun zu – wohl nicht allzu ernsthaften – Überlegungen sprachlicher Art zu bewegen. Er dachte „an das Wort Übergangsjacke, dass das ja an diesem Wendepunkt, zu einer Zeit, in der nichts wie zuvor sein würde, eine ganz neue Bedeutung erlangte, und beschloss, eine alte Strickjacke mit auf die Reise zu nehmen“. Auf spitzfindige Art bringt Goldt hier zum Ausdruck, dass die prognostizierten allumfassenden Veränderungen ausgeblieben sind, dass vielen Dingen kurzfristig eine vermeintliche Bedeutung zugeschrieben wurde, die sich mittel- und langfristig in der Realität als nicht haltbar erwies. Ein dezidierter Vergleich der Prognosen vom September 2001 mit dem Ist-Zustand Mitte 2002 findet sich in der Darstellung Goldts jedoch nicht.

Wieder in seiner Wohnung angekommen, meidet der Autor das Wohnzimmer, da er den Fernseher nicht sehen will. „Selbst wenn ich ihn nicht anstelle: Die bösen Sachen sind ja trotzdem in ihm drin.“ Aus den Terroranschlägen – dem vormals mit „es“ bezeichneten Ereignis – sind die fast verharmlosend klingenden, an kindliche Ausdrucksformen erinnernden „bösen Sachen“ geworden. Um diesen nicht ausgesetzt zu sein, verbringt Goldt den Abend „ohne Info in der Küche“, wo er „debilen Steuerkram“ erledigt. Zwar sei er ganz ruhig und sachlich gewesen, auch der auf dem nachmittäglichen Gang durch Berlin gekaufte Wein habe ihm geschmeckt, dennoch sei

---

Beschreibungen der medialen Berichterstattung und der Situation auf den Straßen New Yorks deutlich. Vgl. Seite 50 dieser Arbeit.

ihm „von der Lebensfreude [...] die Schaumkrone heruntergeblasen“ worden. Soweit Goldts Aufzeichnungen vom 11. September 2001 unter der Überschrift „Ereignisverzerrter Tag“.

Der folgende Teil der „Kurzgeschichte“ beschreibt den 12.09.01 und ist – ebenso wie im „Tagebuch-Buch“ – mit „Zugfahrt“ überschrieben. Goldt wählt für seine Ausführungen von nun an die Zeitform des Präsens und kommt damit der Unmittelbarkeit implizierenden, diarischen Form deutlich näher. Zeitliche Bezüge mittels der Adverbien „heute“ und „gestern“ verstärken diesen Eindruck. Der zu Beginn seiner Ausführungen so deutlich herausgestellte zeitliche Abstand zu den Ereignissen ist – jedenfalls in den meisten Passagen – aufgehoben. Goldt verzichtet damit bewusst auf die Möglichkeit, Erkenntnisse und Entwicklungen der vergangenen zehn Monate in seinen Einschätzungen zu berücksichtigen und vermeidet so – zumindest in Maßen – einen besserwisserischen und belehrenden Unterton.

Der Autor verweist zunächst darauf, dass er sich die Zeitungen „von heute“ lieber erspare. „Man kann sie sich ja denken. Der Kenntnisstand des Fernsehens von gestern, garniert mit reichlich Kommentaren von Schriftstellern und Schauspielern, die sich nach irgendwelchen Ereignissen immer gleich einen Zettel mit Formulierungen schreiben und den neben das Telefon legen in der Hoffnung, sie werden von Medien angerufen.“ Damit überschätzt Goldt die Reaktionsgeschwindigkeit und den Reaktionswillen besagter Schriftsteller und Schauspieler zwar erheblich,<sup>87</sup> gemäß des von ihm vermuteten Dranges,

---

<sup>87</sup> Wie bereits erörtert (vgl. Seite 101 dieser Arbeit), publizierte Susan Sontag, die als eine der ersten reagierte, ihren Artikel erst am 15. September in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* (Sontag, „Feige“). Hans-Magnus Enzensberger meldete sich am 18. September in eben jenem Blatt zu Wort (Enzensberger, „Menschenopfer“) und am darauf folgenden Tag veröffentlichte Durs Grünbein seine Aufzeichnungen. Am 12. September wäre Goldt somit vor den von ihm gefürchteten Kommentaren weitgehend sicher gewesen.

sich zu Wort zu melden, gilt sein Mitgefühl an jenem Tag neben den Opfern aber entsprechend „auch jenen eitlen Kommentarwischmaschinen des öffentlichen Lebens“, die am Vortag „vergeblich den ganzen Abend neben dem Telefon standen“. Goldt überlegt, wie sich „so einer“ an jenem Tag fühlen müsse, da das World Trade Center eingestürzt sei, aber niemand ihn um eine Stellungnahme gebeten habe. Damit benennt der Autor zwar zum ersten Mal einen der Orte des Geschehens; indem er allerdings das Verb „eingestürzt“ wählt, verzichtet er darauf, Kausalzusammenhänge darzulegen. Da Goldt nicht den Drang verspürt, die Terroranschläge zu kommentieren oder öffentlich Vermutungen über die zu erwartenden Maßnahmen der USA anzustellen, sich stattdessen darauf beschränkt, dem Leser Einblicke in bestimmte Aspekte seines Tagesablaufs zu gewähren, fühlt er sich jenen „eitlen Kommentarwischmaschinen“ vermutlich moralisch überlegen.<sup>88</sup>

Durch den freiwilligen Verzicht auf eine Tageszeitung kann Goldt sich während der Zugfahrt dem Romanmanuskript eines befreundeten Autors widmen, womit er der Bitte seines neuen Verlegers<sup>89</sup> nachkommt. Seine Bemühungen, das Manuskript trotz seines unhandlichen, „versandhauskatalogartige[n]“ Formats und des „eklige[n]

---

<sup>88</sup> Allerdings berichtet Goldt in *Wenn man einen weißen Anzug anhat*, dass er am 23.10.2001 auf einer Lesereise in Pforzheim zum ersten Mal seine Eintragungen vom 11.9 bis 15.9 „zu Gehör gebracht“ habe und „die Stelle mit den ‚Kommentarwischmaschinen des öffentlichen Lebens‘“ nach Befinden des Autors „etwas allzu gut“ angekommen sei. Er überlegt, die Passage wieder zu streichen, da er immer skeptisch sei, „wenn Ad-hoc-Bildungen, wie sie infolge eines lebhaften Umgangs mit Sprache ganz normal“ seien, „als Pointen oder gar Höhepunkte aufgefasst“ würden. (Goldt, *Anzug* 63) Zu einer Streichung kommt es jedoch nicht, die entsprechende Passage findet sich sowohl in dem Artikel in der *Süddeutschen Zeitung* als auch in Goldts Buch.

<sup>89</sup> Goldt hatte 2000 vom Haffmans Verlag zu Rowohlt gewechselt, „Jahre zu spät“, wie er am 3. November vermerkt (Goldt, *Anzug* 78).

Plastikeinband[s]“ zu lesen, beschreibt der Autor in extenso. Auch teilt er dem Leser mit, über welche Mängel des Buches er großzügig hinwegsieht und an welchen Stellen er sich genötigt sieht, Streichungen vorzunehmen und Bemerkungen hinzuzufügen.

Die Terroranschläge finden durch eine mitreisende Schülergruppe Eingang in die Schilderung der Zugfahrt. Die männlichen Mitglieder der Gruppe machen „öde Witze über die gestrigen Ereignisse [...], so etwa in der Art: Schade, dass unser Klassenlehrer nicht in dem Hochhaus war, worauf die weiblichen sagen: Oh Daniel, du bist voll krank, da sind Menschen gestorben, verstehst du: Menschen“. Als der Autor fühlt, dass in ihm der Wunsch entsteht, „den Schülern mit dem dicken Manuskript auf den Kopf zu hauen“, wechselt er in die erste Klasse. Ob sich seine Aggressionen eher gegen die Jungen oder gegen die Mädchen richteten, behält Goldt für sich, da er fürchtet, ansonsten kämen eines Tages „Menschen in Kitteln“ an, die sagten, dass dies einiges erkläre. In der Paraphrasierung des Schülergesprächs werden die Anschläge zu den „gestrigen Ereignisse[n]“ und das World Trade Center wird zu „dem Hochhaus“. Diese Darstellungsform verweist zum einen darauf, dass bereits unmittelbar nach dem 11. September der allgemeine Kenntnisstand es erlaubte, über die Anschläge zu kommunizieren, ohne explizite Bezüge herstellen zu müssen. Zum anderen deutet sich darin aber auch erneut das Unvermögen an, die Ereignisse adäquat in Worte zu fassen.

Goldt fährt fort mit detaillierten Beschreibungen seiner Rezensionsarbeit. Durchsetzt sind diese mit Bemerkungen über den Unterschied zwischen Reisenden in der ersten und in der zweiten Klasse – welchen nach Goldt in den Englischkenntnissen Ersterer bestehen – sowie über die Arbeitsteilung zwischen Autoren und Lektoren.

Bei seiner Ankunft in Würzburg scheint in dem Händedruck zur Begrüßung seiner Freunde – so Goldt – das unausgesprochene Abkommen inbegriffen, „dass wir einander nicht erzählen, wie furchtbar das alles ist in Amerika und ob jetzt wohl der dritte Weltkrieg kommt“. Der Medienabstinenz wird damit ein Schweigegelübde hinzugefügt. In seiner Schilderung dieser stummen Vereinbarung werden die Anschläge zu „das alles in Amerika“; mit dem „dritte[n] Weltkrieg“ wird zum ersten Mal eine mögliche Folge thematisiert – allerdings eine Folge exorbitanten Ausmaßes. Da Befürchtungen dieser Art sich zum Zeitpunkt der Publikation als nicht zutreffend erwiesen haben, ist diese Bemerkung wohl eher als weiterer Seitenhieb Goldts auf die orakelnden „Intellektuellen“ zu verstehen.

Der Autor erfährt von dem New Yorker Mitreisenden, dass dieser niemanden kenne, der im World Trade Center gearbeitet habe und dass alle, die ihm nahe stehen, am Leben seien. Der Hinweis, dass der Freund dies telefonisch in Erfahrung gebracht habe, veranlasst Goldt zu der Feststellung, er habe gedacht, telefonieren gehe gar nicht, gehe aber wohl doch. Wiederum wird die Distanz deutlich; Überraschung, Erstaunen, Erleichterung fehlen im Repertoire Goldts. Seine Bemerkungen zu den Anschlägen sind ostentativ faktenbezogen und lakonisch aber niemals räsonierend oder gar emotional. Bedarf zu weiterem Austausch zwischen den Freunden scheint nicht zu bestehen, denn auf ihrer Fahrt durch „Landschaften und Kleinstädte“ reden sie „nicht groß über das Thema“.

Beim späteren Abendessen in einem bekannten Dinkelsbühler Gasthaus konstatiert Goldt bei den anderen Gästen fröhliche Ausgelassenheit, da „donnernde Lachsalven“ regelmäßig den Raum erfüllten. Als er dann kurz vor dem Zubettgehen seine

freiwillige Medienabstinenz beendet, stellt der Autor fest, dass im Fernsehen der Eindruck erweckt werde, „unser Land sei vollkommen in Pietät erstarrt“. Wie schon auf den Straßen Berlins muss Goldt auch in Dinkelsbühl eine deutliche Diskrepanz zwischen dem medial vermittelten Bild und der von ihm beobachteten, realen Ausgelassenheit der Gäste feststellen, wodurch er sich an das Fernsehen der DDR erinnert fühlt, das sich nach Ansicht des Autors ja auch immer ganz „dem Wunschdenken“ verpflichtet gefühlt habe. Goldt scheint überzeugt, dass die gesamte mediale Berichterstattung sowohl in ihren Reportagen aus den USA als auch in sämtlichen Zustandsbeschreibungen Deutschlands weder eine adäquate Darstellung der Anschläge noch eine treffende Wiedergabe der Reaktionen leisten kann.

Am 13.09.01 berichtet Goldt unter dem Titel „Schweigen und Schreien“ von der „staatlich verordneten Schweigeminute“, der er – in Ermangelung eines Gesprächspartners wohl mehr oder minder zufällig – Folge leistet. Als die beiden Mitreisenden schließlich erscheinen, erfährt Goldt, dass sein New Yorker Freund am Telefon von seinem Lebensgefährten angeschrien worden sei, weil er ihn „in dieser schwierigen Situation alleine lasse und sinnlose Ausflüge durch Deutschland unternehme. Er solle sofort zurückfliegen.“ Auch der Hinweis, dass es derzeit mit dem Fliegen nicht so einfach sei, habe ihn nicht beeindrucken können. Ebenso unbeeindruckt von diesem Einblick in die Situation zweier New Yorker scheint Goldt zu sein; er belässt es bei

dieser knappen Darstellung und enthält sich jeglichen Kommentars.<sup>90</sup> Der Titel „Schweigen und Schreien“ verweist jedoch darauf, dass auch diese beiden Extreme als Reaktion letztlich unpassend sind.

Am darauf folgenden Tag unterbricht der Autor seine „Kurzgeschichte“,<sup>91</sup> um sich am 15. September – wahrscheinlich nach Beendigung des Ausflugs in Fränkische<sup>92</sup> – unter der Überschrift „Adjektive und Eklats“ Fragen nach der angemessenen Konstruktionen der prädikativen Verwendung von Adjektiven zuzuwenden. Dazu animiert hat ihn – nach „drei Tagen weitgehender Medienabstinenz“ – der Kauf einer Tageszeitung. Goldt entnimmt dieser, dass Susan Sontag „neben manch anderem“ die Bezeichnung der Anschläge als „feige“ kritisiert. Sontags Kritik findet Goldts uneingeschränkte Zustimmung. „Da hat sie natürlich Recht. Schon Ladendiebstahl erfordert Mut. Wie viel Mut braucht es da erst, ein Flugzeug zu entführen und es gegen ein Gebäude zu steuern. Man kann froh sein, dass die meisten Menschen zu feige sind, um so etwas zu tun.“ Auch Grünbein hatte sich auf den am 15.09.2001 in der *Frankfurter*

---

<sup>90</sup> Allerdings konstatiert Goldt am 16. September 2001, dass sein amerikanischer Mitreisender Adrian in den letzten Tagen etwas zu auffällig darum bemüht gewesen sei, „auf die Nachrichten aus seinem Wohnort gelassen, ‚unamerikanisch‘ oder ‚unhysterisch‘ zu reagieren“. Für den Autor selbst scheint hingegen eine unaufgeregte Reaktion adäquat zu sein, schließlich ist er Berliner und nicht New Yorker – ein für Goldt scheinbar ohnehin schwer zu durchschauender Menschenschlag, wie dessen Kommentar über einen Heiterkeitsausbruch Adrians angesichts zweier ähnlicher Wurstsorten mit Namen Bierschinken deutlich macht. „So komisch war das doch gar nicht. [...] Man weiß nicht, wie es im Herzen des New Yorkers aussieht.“ (Goldt, *Anzug* 36) Vgl. auch das einleitende Zitat, in dem Goldt das Telefonat eines „aufgeregte[n] Radiomann[es]“ mit einer „aufgeregten Korrespondentin“ schildert.

<sup>91</sup> Am 14. September 2001 folgt eine Eintragung mit dem Titel „De deepest hole“, welche einen Besuch des Kontinentalen Tiefbohrprogramms in Windischeschenbach beschreibt. Der Vortrag des dortigen Projektleiters der „auf Englisch unseres Gastes aus den USA wegen“ gehalten wird, setzt die Reisenden anderthalb Stunden „dem knarrenden Nazi-Englisch des Wissenschaftlers“ aus. Während Goldts Freunde u. a. die Aussprache des Forschers auf der Rückfahrt parodieren („do you have anadda hole“), „ist nicht beobachtet worden“, ob der Autor „auf die fröhlichen Zoten [...] mit eisstarrer Miene oder mit wohlwollendem Schmunzeln reagierte“ (Goldt, *Anzug* 29). Direkte Bezüge zum 11. September finden sich in den Aufzeichnungen jenes Tages nicht.

<sup>92</sup> Die Gruppe hat – wie man anhand der Aufzeichnungen vom 16. September 2001 erfährt – am Abend des 15. „in der Regensburger Traditions-gaststätte ‚Kneitinger‘ Abschied gefeiert (Goldt, *Anzug* 36).

*Allgemeinen Zeitung* erschienenen Artikel Sontags<sup>93</sup> bezogen, ihn allerdings vornehmlich zum Anlass genommen, sich über Patriotismus, gedankliche Leere sowie die Notwendigkeit von Reflexion auszulassen.<sup>94</sup> Goldt hingegen stimmt dem zentralen Kritikpunkt Sontags so kurz und bündig zu, dass man meint, der Aussage der Schriftstellerin werde eine gewisse Trivialität zugewiesen oder Sontag messe dem Begriff „feige Anschläge“ zuviel Bedeutung bei. Auf die Aufgaben medialer Berichterstattung im Allgemeinen und im Besonderen geht Goldt nicht ein, vielmehr veranlasst der Artikel von Susan Sontag den Autor, Überlegungen zur Wahl des passenden Eigenschaftswortes anzustellen und er konstatiert, dass es den Kommentatoren meist gar nicht um passende Adjektive, sondern um „die Souveränität und Flüssigkeit ihres Vortrags“ gehe. In der Mediensprache seien daher „viele Haupt- und Zeitwörter untrennbar an bestimmte Eigenschafts- und Umstandswörter gekettet“. Anschläge seien immer „feige“, Unfälle würden immer als „tragisch“ bezeichnet. Ebenso unpassend sei das Adjektiv „fiebrhaft“, welches unvermeidbar auftauche, wenn „nach einem Erdbeben oder einem ähnlichen Unglück“ nach Überlebenden gesucht werde.<sup>95</sup> Von den „feigen“ Anschlägen gelangt Goldt zur „fiebrhaften“ Suche; vorderhand geht es ihm um Sprache im Allgemeinen, ein expliziter Bezug zu den Anschlägen vom 11. September wird nicht hergestellt, vielmehr wird dieser mit dem Hinweis auf „Erdbeben oder ein[...] ähnliche[s] Unglück“ bewusst vermieden. Und dennoch bilden die Terroranschläge die Folie, vor der sich Goldts Rasonnieren über Sprache entwickelt.

---

<sup>93</sup> Vgl. Sontag, „Feige“.

<sup>94</sup> Vgl. Seite 101 dieser Arbeit.

<sup>95</sup> Else Buschheuer sucht am Abend des 11. September „fiebrhaft“ nach ihrem Mietvertrag (Buschheuer, *www* 152).

Anschließend wendet sich der Autor einem Artikel über Karlheinz Stockhausen zu, den er – wie er schreibt – ebenfalls auf jener Seite findet, auf der der Beitrag Susan Sontags steht. Allerdings muss ihn hier seine Erinnerung trügen – oder es handelt sich um eine jener der Form geschuldeten formalen Mogeleyen –, denn während Susan Sontags Artikel am Samstag, den 15.09.2001, in der FAZ erschien, fand die Pressekonferenz, auf der Stockhausen die Attentate als „das größte Kunstwerk, das es überhaupt gibt für den ganzen Kosmos“<sup>96</sup> bezeichnete, erst am Dienstag, den 18.09.2001, statt. Entsprechend berichteten deutsche Tageszeitungen am 19. September<sup>97</sup> über die „Entgleisung“ Stockhausens, welche zur Absage von vier geplanten Konzerten anlässlich des Hamburger Musikfestes führte. Diese Reaktion der Kulturbehörde bezeichnet Goldt als „fantasielos verkrampft“. Der Autor fragt sich, ob man dermaßen „bleiern geschockt“ tun

---

<sup>96</sup> Bei einer im Hamburger Hotel Atlantik stattfindenden Pressekonferenz hatte Stockhausen, auf die Ereignisse in New York angesprochen, laut *Süddeutscher Zeitung* gesagt: „Was da geschehen ist, ist natürlich – jetzt müssen Sie alle Ihr Gehirn umstellen – das größte Kunstwerk, was es je gegeben hat. Dass Geister in einem Akt etwas vollbringen, was wir in der Musik nicht träumen könnten, dass Leute zehn Jahre üben wie verrückt, total fanatisch für ein Konzert, und dann sterben. Das ist das größte Kunstwerk, was es überhaupt gibt für den ganzen Kosmos. Stellen Sie sich doch vor, was da passiert ist. Da sind Leute, die sind so konzentriert auf eine Aufführung, und dann werden 5000 Leute in die Auferstehung gejagt... in einem Moment. Das könnt' ich nicht. Dagegen sind wir als Komponisten gar nichts“ (vgl. Birkenstock, „Terror als Kunst“). Gemäß einer im Feuilleton der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* abgedruckten Tonbandabschrift des Norddeutschen Rundfunks fuhr Stockhausen fort: „Manche Künstler versuchen doch auch über die Grenze des Denkbaren, des überhaupt Möglichen zu gehen, damit wir wach werden, damit wir uns für eine andere Welt öffnen.“ Auf die Rückfrage eines Journalisten, ob er Verbrechen und Kunst gleichsetze, antwortete Stockhausen: „Ein Verbrechen ist es deshalb, weil die Menschen nicht einverstanden waren. Die sind nicht in das ‚Konzert‘ gekommen. Das ist klar. Und es hat ihnen niemand angekündigt, ihr könntet dabei draufgehen. Was da geistig geschehen ist, dieser Sprung aus der Sicherheit, aus dem Selbstverständlichen, aus dem Leben, das passiert ja manchmal auch poco a poco in der Kunst. Oder sie ist nichts“ (vgl. Spinola, „Höllensterz“). Eine Pressesprecherin des Hamburger Musikfestes sagte, Stockhausen habe sich noch während der Pressekonferenz von seinen Aussagen distanziert. Ein offizielles Dementi folgte. Auf Bitte der Hamburger Kulturbehörde und des Hauptsponsors ZeitStiftung wurden die geplanten vier Konzerte Stockhausens anlässlich des Hamburger Musikfestes jedoch abgesagt, da man – so die damalige Hamburger Kultursenatorin Christina Weiss – angesichts des Leids und der Trauer in Amerika in diesen Tagen keiner Verständnis für verbale, unbedachte Entgleisungen habe und Sätze wie die gesagten durch ein Dementi nicht aus der Welt zu schaffen seien (vgl. Birkenstock, „Terror als Kunst“).

<sup>97</sup> Auf welchen der am 19.09.2001 erschienenen Berichte Goldt sich bezieht, kann nicht eindeutig erschlossen werden, da der Eklat um die Äußerungen Stockhausens in so gut wie allen regionalen und überregionalen Tageszeitungen thematisiert wurde. Vgl. u.a. Spinola, „Höllensterz“ sowie Birkenstock, „Terror als Kunst“. Else Buschheuer notiert am 20. September in ihrem Internet-Tagebuch, dass Stockhausen „komplett durchgedreht“ sei (Buschheuer, [www 221](http://www.221.de)).

müsse, wenn ein Künstler, „in dessen Schädel bekannterweise ein Hirn [...] aus der Kategorie ‚Das etwas andere Gehirn‘“ glühe und „in dessen Werk das Feuer, ja sogar der Weltenbrand eine zentrale Rolle“ spiele, eine Sichtweise kundtue, „die sich von derjenigen von Otto und Frieda Normalwurst“ ein bisschen unterscheide.

Dass Stockhausen sich für seine Äußerungen entschuldigt hat, bedauert Goldt: „Man entschuldigt sich, wenn man jemanden auf der Straße anrempelt oder im Zorn ungerechtfertigte Vorwürfe macht. Sagt man aber im Sonnenschein seiner persönlichen Autarkie etwas Freches oder Nonkonformistisches, das vielleicht mancherorts für Kopfschütteln sorgt, indessen niemandem schadet, dann ist es unangebracht, kleinlaute Zurechrückungen nachzuschicken, nur weil man merkt, dass das, was man gesagt hat, das Auftragsbuch schmälert.“<sup>98</sup> Als beispielhaft führt Goldt daraufhin Fürstin Gloria von Thurn und Taxis an, da diese sich für eine von den „Trash-Medien“ als „ungeheuerliche Entgleisung“ bezeichnete Bemerkung nicht entschuldigte. Dass es sich nach Ansicht Goldts bei einer „ungeheuerliche[n] Entgleisung“ in der Regel lediglich um Flapsigkeiten handelt, führt den Autor erneut zur Diskussion unangemessener aber dennoch weit verbreiteter Adjektiv-Substantiv-Kombinationen. Er müht sich, ein Beispiel zu finden, für das die Bezeichnung „ungeheuerliche Entgleisung“ seiner Ansicht nach zutreffend wäre: „Wenn also der Außenminister in London landet und die Queen ihn komischerweise

---

<sup>98</sup> Dass Stockhausen, nachdem er seine Äußerungen zurückgenommen hatte, noch während der Pressekonferenz darum bat, sie nicht zu verwenden, berücksichtigt Goldt nicht. Auch die Stellungnahme des Komponisten auf dessen Internetseite bleibt unerwähnt. Stockhausen schreibt darin, dass er genauso entsetzt wie alle über die Attentate in Amerika sei und gesagt habe, die Terror-Planung erschiene wie das größte Kunstwerk Luzifers. Damit habe er selbstverständlich das Zerstörungswerk Luzifers gemeint. Nicht für einen Moment habe er so gedacht oder gefühlt, wie seine Äußerungen von der Presse interpretiert wurden. Die ganze Situation sei bedauerlich, und es tue ihm aufrichtig leid, dass seine Bemerkungen so missdeutet wurden, dass sie die trauernden Familien der brutalen Terrorangriffe in New York und Washington beleidigten. Er werde die Opfer dieser Greuelthaten weiterhin in seine Gebete einschließen. (vgl. Spinola, „Teufelswerk“).

persönlich am Flughafen abholt und der Außenminister auf halber Höhe der Gangway seine Hose öffnete und der ihm entgegeneilenden Queen ins Gesicht urinierte – dann wäre das Wort ungeheuerlich angemessen.“ In diesem Falle erschiene – so der Autor – in der Tat auch eine Bitte um Entschuldigung sinnvoll. Dies führt Goldt abschließend zu Überlegungen zum allgemeinen Entschuldigungswahn, der ausgebrochen sei, nachdem der Papst sich bei der Menschheit für irgendetwas von vor tausend Jahren entschuldigt habe. Am Beispiel von PDS und CDU versucht Goldt die mangelnde Folgerichtigkeit vieler Entschuldigungen zu verdeutlichen und schließt mit dem Hinweis, dass man mit gleicher Logik von ihm verlangen könne, sich im Namen der Menschheit bei der Tierwelt für die Ausrottung der Dronte (des Dodo)<sup>99</sup> zu entschuldigen.

Eine abschließende Einschätzung der Kurzgeschichte fällt aufgrund der „wunderlich määndernde[n] Weltbegriffung“ Goldts – wie Walter van Rossum den Schreibstil des Autors einmal zutreffend bezeichnete<sup>100</sup> – schwer. Der Autor wählt die Anschläge vom 11. September 2001 zunächst als Ausgangspunkt für einen literarischen Bewusstseinsstrom, der formal an Tagebucheintragungen erinnert, inhaltlich aber kaum verbindende Elemente aufzuweisen scheint. Eine genauere Untersuchung des Textes zeigt jedoch, dass der Autor in seinen Aufzeichnungen exemplarisch vorführt, wie man über die Terroranschläge vom 11. September 2001 schreibt, ohne diese zu kommentieren oder sich im herkömmlichen Sinne in Spekulationen über Hintergründe und Folgen zu ergehen. Der an den Umgang mit Aktualität gewöhnte Titanic-Kolumnist scheint am 11. September an eine Grenze gestoßen zu sein – entsprechend zielen seine Vorhaltungen auf

---

<sup>99</sup> Bei der Dronte bzw. dem Dodo handelt es sich um einen weiblichen bzw. männlichen, im 17. Jahrhundert ausgestorbenen, flugunfähigen Kranichvogel mit Hakenschnabel, plumpem Körper und kurzen Beinen.

<sup>100</sup> Vgl. Rossum. „Jenseits des Shell-Imperiums“

all jene, die diese Grenze nicht spüren und unter dem unmittelbaren Eindruck der Ereignisse – so meint jedenfalls Goldt – weiter unbeirrt drauflos reden, Gesagtes später widerrufen und sich entschuldigen. Dass die zeitliche Distanz Goldt bei seiner Form der Auseinandersetzung zugute kommt, ist unbestritten. Dennoch wirken seine Versuche, Emotionalität auszusparen, an verschiedener Stelle eigentümlich oberflächlich. Überzeugend sind die Ausführungen des Autors hingegen in Momenten, in denen er der – letztlich zentralen – Frage nach den Möglichkeiten und Grenzen einer ästhetischen Auseinandersetzung mit der Realität nachgeht.

So verweisen der Seitenhieb auf die „eitlen Kommentarwischmaschinen“, die knappe Zustimmung zur Position Susan Sontags und die ausführliche Beschreibung des Falles Stockhausen darauf, dass Goldt kaum Erhellendes oder gar Hilfreiches von diesen Wortmeldungen erwartet und die Rolle der Künstler und Intellektuellen entsprechend in ihrem jeweiligen Bereich und nicht in Stellungnahmen zur allgemeinen oder besonderen politischen Lage lokalisiert. Demgemäß schlägt Goldt als imaginärer Hamburger Kultursenator in einem erdachten Gespräch mit Stockhausen vor, dass Künstler derartige Stellungnahmen verweigern und so eine Auseinandersetzung mit ihrem ästhetischen Werk bewirken sollten. Sein imaginärer Rat an Stockhausen lautet: „Ich bitte Sie jedoch zu bedenken, dass jemand Ihres Ranges durch sein Werk leuchten sollte und nicht durch aufregende Interviewaussagen, und möchte Sie daher des weiteren ersuchen, wenn Ihnen das nächste Mal Mikrofone ins Gesicht ragen, zu prüfen, ob Sie dann nicht, statt zu sprechen, etwas singen oder besser noch summen könnten.“

Den Medien rät Goldt nach der aus dem Fall Stockhausen zu ziehenden Lehre, Künstlern „keine Mikrofone unter die Nase“ zu halten, sondern sie in Ruhe ihre Arbeit

machen zu lassen. Da das Establishment jedoch nichts härter bestrafe als „ausbleibendes Gesülze“, befindet der Künstler sich – so kann man Goldts durchaus kritischen Ausführungen letztlich interpretieren – in einer permanenten Zwickmühle: Einerseits werden von ihm möglichst aufschlussreiche oder gar originelle Stellungnahmen und Kommentare erwartet, andererseits werden jedwede Äußerungen einer rigiden, die Rolle des Künstlers außer Acht lassenden Bewertung ihrer Medientauglichkeit unterzogen.

Indem Max Goldt in seinen Aufzeichnungen gerade am 11. September die Gelegenheit ergreift, seine Leser von dem bevorstehenden „Ausflug durchs Fränkische“ (Goldt, „Kurzgeschichte“ bzw. *Anzug* 20ff.) in Kenntnis zu setzen und damit den Schreibanlass innerhalb seines „Tagebuch-Buchs“ von den Terroranschlägen hin zu einem klassischen Tagebuchsujet – der Reisebeschreibung – zu verschieben, scheint er jegliche Signifikanz der Terroranschläge unterlaufen zu wollen. Diese Intention des Autors wird freilich durch die Darstellung seiner unmittelbaren, sehr wohl Erschrecken und Betroffenheit signalisierenden Reaktionen durchbrochen. Andererseits werden die sich dann anknüpfenden Handlungsabfolgen – vom Anruf eines Freundes über das zwanghafte Verfolgen der Berichterstattung im Fernsehen bis zur sinnlosen Wanderung durch die Wohnung – wiederum vergleichsweise emotionslos geschildert und vermitteln den für die Form des Tagebuchs unüblichen Eindruck eines aus der Außenperspektive entstandenen Berichts. Verstärkt wird dieser Aspekt noch durch den Verzicht auf explizite Gefühlsäußerungen und das Fehlen einer Einschätzung der Ereignisse bzw. deren Ursachen oder Folgen.

Möglich wird diese – den tagebuchtypischen Eindruck von Unmittelbarkeit ostentativ vermeidende – Form der Darstellung durch die vom Autor für seine Notate vom 11. September gewählte rückblickende Perspektive, welche er mittels des Präteritums deutlich macht. Der Eindruck zeitlicher Distanz zu den Terroranschlägen bleibt aber in gewissem Maße auch in den – dann im Präsens verfassten – Aufzeichnungen der folgenden Tage spürbar, da Goldt weiterhin keine Versuche unternimmt, sich (Tagebuch-) schreibend den Ereignissen vom 11. September 2001 anzunähern. Während seiner Reise nimmt der Autor zwar die Terroranschläge wiederholt – teilweise in assoziativen, zuweilen an einen Bewusstseinsstrom erinnernden Textpassagen – in den Blick, dennoch entsteht nicht der Eindruck, Goldt habe hier Situationen des Abwägens und Zögerns festgehalten, um tagebuchtypisch „die Dinge in ihrer unmittelbaren Entwicklung“ darzustellen (Börner 60). Einer Möglichkeit der persönlichen Orientierung, welche die Tagebuchform gerade in Krisensituationen bietet, scheint Goldt somit nicht zu bedürfen. Seine Aufzeichnungen sind im Gegensatz zu denen seiner zuvor behandelten Schriftstellerkollegen also zu keinen Zeitpunkt die bereits zitierten „Gelegenheitsskizze[n] in Notsituationen“ (Jurgensen 15).

Diese intentionalen Diskrepanzen zwischen Form und Inhalt mögen vorderhand einer – wie aus dem Vorwort des „Tagebuch-Buches“ hervorgeht – nicht sonderlich tagebuchaffinen Haltung des Autors geschuldet sein, der letztlich weiterhin Kolumnen schreiben möchte, diese aber, um dem Wunsch seines Verlegers nachzukommen, in einer (vermeintlich) chronologischen Reihenfolge anordnet und jeweils mit einem Datum etikettiert. Letztlich dient jedoch die Abwesenheit von tagebuchtypischen Merkmalen gerade in den Aufzeichnungen vom 11. September einer ganz bewussten und in der Folge

auch stringent durchgehaltenen Verweigerung eines Beitrags zur Amerikadebatte. Das Bemühen des Autors, die USA und deren weltpolitische Rolle im Allgemeinen oder die Terroranschläge sowie deren mögliche Gründe und Folgen keinesfalls zu kommentieren, entspringt dabei vermutlich seiner – am Beispiel von Stockhausen – demonstrierten Überzeugung, dass man Künstler besser „in Ruhe ihre Arbeit machen lassen“ solle, anstatt ihnen anlässlich von bedeutenden Ereignissen „Mikrofone unter die Nase zu halten“. Insofern distanziert sich Goldt bereits auf formaler Ebene von den allgegenwärtigen, nie um einen Kommentar verlegenen „eitlen Kommentarwischmaschinen des öffentlichen Lebens“. Seine Tagebuchaufzeichnungen vom 11. September und den folgenden Tagen können mithin als ausdrückliche und absichtliche Verweigerung einer Teilnahme an dem Amerikadiskurs nach den Terroranschlägen gelesen werden.

\*\*\*

Mit Blick auf die Fragestellung der gesamten Untersuchung wurden in Kapitel 3 zunächst solche inhaltlichen Reaktionsmuster auf die Terroranschläge vom 11. September analysiert, die auf die stilistischen und formalen Besonderheiten der Tagebuchform zurückgreifen. Wie gezeigt wurde, eignet sich gerade dieses Medium für eine Betonung einer individuellen Orientierungsnot, Ratlosigkeit und Schockerfahrung, ohne dass sich hieraus schlüssige Erklärungsmuster zu den Anschlägen von New York und Washington ergeben müssten. Es lässt sich also vermuten, dass das Tagebuch vor allem dort zum Einsatz kommt, wo die persönliche Verarbeitung des Geschehens im

Vordergrund steht bzw. wo bewusst ein individueller Akzent gesetzt werden soll. Darüber hinaus bleibt festzuhalten, dass es vorwiegend Autoren einer jüngeren, nicht unmittelbar von den etablierten Medien befragten Generation sind, welche das Tagebuch als Publikationsform und Kommunikationsstrategie begreifen, um sich auf dem literarischen Feld der Bundesrepublik zu positionieren.

Die im nächsten Kapitel analysierten, sehr viel stärker öffentlichkeitsbezogen schreibenden und politisch engagierten Autoren werden hierzu eine instruktive Kontrastfolie ergeben. Auf Grundlage dieser Gemeinsamkeiten und Unterschiede zu den publizistisch-öffentlichkeitsbezogenen Reaktionsmustern soll dann in Kapitel 5 herausgearbeitet werden, inwieweit von den einzelnen Autoren nach dem 11. September der tradierte Amerikadiskurs fortgeführt, bewusst vermieden oder auch modifiziert wurde.

## KAPITEL 4

### DIE TERRORANSCHLÄGE IN KOMMENTAREN UND INTERVIEWS

Wie nahezu jedes aktuelle politische, soziale, kulturelle oder ökonomische Großereignis wurden auch die Terroranschläge vom 11. September 2001 ausführlich in den Medien kommentiert. Bei derartigen Stellungnahmen kommen in der Regel fachlich versierte Experten ebenso zu Wort wie Personen des öffentlichen Lebens, etwa Schauspieler, Musiker, Moderatoren oder auch Sportler. Journalistische Kommentare<sup>1</sup> im engeren Sinne, also längere, ernsthaft argumentierende Meinungsbeiträge,<sup>2</sup> sind jedoch – sofern nicht von leitenden Redakteuren verfasst – im Feuilleton deutscher Tages- und Wochenzeitungen zumeist einem mehr oder minder festgelegten Kreis von Schriftstellern, Publizisten und Intellektuellen vorbehalten; selbiges gilt auch für ausführliche Interviews.

Die vier im folgenden Kapitel näher untersuchten Autoren Peter Schneider, Hans Christoph Buch, Hans Magnus Enzensberger und Günter Grass gehören zu diesem Kreis von häufig prominent in den Feuilletons vertretenen Intellektuellen, und sie haben zu den

---

<sup>1</sup> Die folgenden Ausführungen beziehen sich auf den *Kommentar* in Presse und Publizistik und nicht auf den in der Literaturwissenschaft verwendeten Begriff des *philologischen Kommentars* als sachlich-objektiver Erläuterung der Entstehungsgeschichte, der Überlieferungsbedingungen oder sprachlicher und anderer Besonderheiten eines literarischen Texts.

<sup>2</sup> Hierin unterscheidet sich der Kommentar von der Glosse, die insgesamt in der Regel eher kürzer ist und auf aktuelle Ereignisse in polemischer, satirischer oder ironischer Form reagiert und nicht selten mit einer überraschenden Pointe endet. Als beispielhafte Glosse in der bundesdeutschen Zeitungslandschaft gilt das „Streiflicht“ der *Süddeutschen Zeitung*.

Ereignissen des 11. September bzw. zu deren Folgen Stellung genommen. Während Schneider, Buch und Enzensberger sich in Kommentaren und Interviews zu den Terroranschlägen äußerten, waren von Grass zunächst nur kurze Stellungnahmen anlässlich verschiedener öffentlicher Auftritte zu vernehmen. Jedoch erschienen bis Ende 2001 drei ausführliche Interviews mit Grass, in denen er sich auch zu den Terroranschlägen und deren Folgen äußerte.

Alle vier Autoren haben sich damit – wie auch ihre im vorangegangenen Kapitel behandelten Schriftstellerkollegen Röggl und Buschheuer, Grünbein und Goldt – zumindest vorerst – gegen eine fiktionale Auseinandersetzung mit der Thematik entschieden. Anders als die Diaristen haben sie aber auch gegen eine öffentliche Darstellung ihrer unmittelbaren, persönlich-individuellen Reaktionen optiert. Im Zentrum ihrer Ausführungen steht vielmehr die – idealtypisch gedacht – stringente und argumentativ begründbare Position, welche die eigenen Reaktionsmuster am oder kurz nach dem 11. September aber durchaus noch indirekt erkennen lässt. Trotzdem bildet die intellektuell-publizistische Meinungsäußerung zu in der Öffentlichkeit umstrittenen Fragen den eigentlichen Mittelpunkt der Texte. Die Überlegungen aller vier Autoren kreisen beispielsweise um die Frage nach einer angemessenen Reaktion der Amerikaner (und letztlich auch der Deutschen) auf die Terroranschläge. Entsprechend liegt ihren Stellungnahmen zumeist der Versuch zugrunde, die eigene Position für oder gegen einen Militärangriff in Afghanistan (durchaus auch nachträglich) schlüssig und überzeugend darzustellen.

Die Form des journalistischen Kommentars bietet sich zu diesem Zwecke an, denn gemäß den gängigen Definitionen stellt dieser eine „erläuternde, interpretierende

und wertende Anmerkung zu einer Nachricht“ (Wilpert 468) dar. Diese daraus entstehende Kombination aus sachlicher Argumentation und subjektiver Meinungsäußerung, die häufig an prominenter Stelle im Blatt bzw. im jeweiligen Ressort platziert wird, soll eine bestimmte (politische) Haltung deutlich machen. Je nach Gewichtung der sachlichen und der subjektiven Komponente können unterschiedliche Arten von Kommentaren unterschieden werden: Der Kurzkomentar, der weniger argumentiert, als vielmehr eine Meinung in zugespitzter Form vorträgt, der Pro- und Contra-Komentar, der ein aktuelles Ereignis zunächst in seiner Komplexität erörtert und anschließend eine Schlussfolgerung anbietet, sowie der Argumentations-Komentar, der sich mit unterschiedlichen Sichtweisen des Geschehens auseinandersetzt, aus diesen aber nicht notwendig eine Schlussfolgerung ableitet. Generell verfolgt aber auch diese Form des Kommentars ein argumentatives Ziel.

Das Interview – als weitere Form der öffentlichen Meinungsäußerung und Stellungnahme – ist hingegen nicht notwendig darauf ausgerichtet, ein argumentatives Ziel zu verfolgen. Allerdings kann der (geübte) Befragte seine Haltung gegenüber einem bestimmten Ereignis durchaus überzeugend darlegen, sofern er seine Antworten – ähnlich wie im Kommentar – in einer Mischung aus Sachinformationen und wertenden Meinungsäußerungen präsentiert. Steht die Beurteilung eines Sachverhalts im Vordergrund, so kann die Befragung als Meinungsinterview bezeichnet werden, geht es mehrheitlich um Informationen und Fakten, so charakterisiert man es als Interview zur

Sache, und soll – wie häufig in Interviews mit Prominenten – der Befragte vorgestellt werden, so handelt es sich um ein Interview zur Person, wobei es in der Praxis immer Überschneidungen zwischen den drei Bereichen gibt.<sup>3</sup>

In den Printmedien ist das Interview vor allem deshalb beliebt, da es – ebenso wie die in Kapitel 3 behandelte Form des Tagebuchs – einen gewissen Grad an Authentizität verspricht. Zudem ist die Sprache im Interview meist leserfreundlich und die Struktur des Textes im Ganzen übersichtlich – dieses nicht zuletzt, weil beim Redigieren eines Interviews nicht selten Chronologien verändert, Wiederholungen gestrichen und Aussagen reformuliert werden. Sofern der Befragte die Änderungen autorisiert, kann das gedruckte Interview leicht um bis zum 30 Prozent vom Originalgespräch abweichen. Im Gegensatz zu einem möglicherweise vollkommen fiktiven Tagebucheintrag ist der Grad an Authentizität im Interview selbstverständlich deutlich höher, aber auch bei dieser Form geht es mehr um einen Eindruck von Echtheit, Unverfälschtheit und daraus entstehender Glaubwürdigkeit als um deren reale Substanz.

Unter der Prämisse, dass die vier in diesem Kapitel näher untersuchten Autoren sich bewusst für oder gegen diese Formen entschieden haben, wird im Folgenden untersucht, inwieweit sich in dieser Wahl bereits eine bestimmte Haltung gegenüber den USA im Allgemeinen und der Situation nach dem 11. September im Besonderen manifestiert. Da alle vier Autoren seit vielen Jahren immer wieder zu den USA Stellung genommen haben, soll bereits hier stellenweise schon der Frage nachgegangen werden, ob bzw. inwieweit bereits vorher bestehende Positionierungen innerhalb des tradierten deutschen Amerikadiskurses die Reaktionen determinieren oder ob im Anschluss an den

---

<sup>3</sup> Vgl. allgemein Friedrichs und Schwinges, *Das journalistische Interview* 224ff.

11. September 2001 festgefahrene Strukturen zumindest zeitweilig aufgebrochen wurden. Darüber hinaus gilt es auch zu eruieren, ob bzw. warum – wie im Nachgang der Terroranschläge vielfach im Feuilleton beklagt – die deutschen Intellektuellen nicht oder nur verspätet auf die Ereignisse reagiert haben.

Die Komplexität der Fragestellung erfordert wiederum eine geordnete und differenzierte Untersuchung der Reaktionen. Entsprechend gliedern sich die folgenden Ausführungen in zwei Unterkapitel (4.1 und 4.2), in denen die Interviews und Kommentare zunächst von Schneider und Buch, anschließend dann von Grass und Enzensberger präsentiert und analysiert werden. Diese Zuordnung der Autoren erfolgt primär vor dem Hintergrund generationeller Zugehörigkeiten – Schneider ist Jahrgang 1940, Buch 1944; Grass wurde 1927 geboren, Enzensberger 1929 –, wodurch möglicherweise Haltungen und Positionen von bestimmten Alterskohorten verdeutlicht werden können. Der Ort, an dem sich die Autoren zum Zeitpunkt der Anschläge aufhielten, ist (anders als in Kapitel 3) irrelevant und – mit Ausnahme von Peter Schneider, der sich am 11. September 2001 auf Lesereise in den USA befand, diesen Umstand aber an keine Stelle erwähnt – auch unbekannt. Bemerkenswert ist bei den in diesem Kapitel untersuchten Autoren vielmehr, dass jeweils ein Vertreter der beiden Alterskohorten – nämlich Buch und Enzensberger – im Anschluss an die Terroranschläge eine Reise in ein muslimisches Land unternahm. Während – wie im Folgenden gezeigt wird – die Ausrichtungen dieser beiden ‚Expeditionen‘ zunächst geradezu konträr erscheint, sind Eindrücke und Erkenntnisse der beiden Autoren vor Ort in einigen Bereichen durchaus ähnlich. Insgesamt gilt für alle vier Autoren, dass sich ihre Wahrnehmung der USA vorwiegend mittelbar und indirekt feststellen lässt – etwa über

Stellungnahmen zu Afghanistan und zum Iran ebenso wie zur deutschen Friedensbewegung, zum ersten Golfkrieg von 1990/91 oder zum Kosovo-Krieg von 1999 –, was jedoch interessante Rückschlüsse auf den deutschen Amerikadiskurs im Nachgang der Terroranschläge erlaubt. Eine vertiefte Auswertung eben dieser Aspekte erfolgt – gemeinsam mit den oben deutlich gewordenen Reaktionsmustern der Diaristen – hingegen in Kapitel 5, in welchem nicht nur die Stellungnahmen aller Autoren vergleichend gegenübergestellt, sondern auch ihre Haltungen zu den vergangenen und gegenwärtigen Strukturen des deutschen Amerikadiskurses erörtert werden.

#### 4.1 DISKURSIVE ABGRENZUNG UND DEMONSTRATIVE AUßENPERSPEKTIVE: PETER SCHNEIDER UND HANS CHRISTOPH BUCH

##### *PETER SCHNEIDER – ZUR PERSON*

Peter Schneider, 1940 in Lübeck geboren und in der Nähe von Garmisch-Patenkirchen aufgewachsen, studierte nach dem Abitur zunächst in Freiburg, München und ab 1962 an der Freien Universität Berlin Germanistik, Geschichte und Philosophie.<sup>4</sup> Während seines Studiums engagierte Schneider sich politisch, schrieb Wahlreden für die SPD und wurde schließlich neben Rudi Dutschke zu einem der Wortführer der Studentenbewegung.<sup>5</sup> Praktische Erfahrungen für seine politische Arbeit sammelte der

---

<sup>4</sup> Hierzu und zum folgenden vgl. *Munzinger Internationales Biographisches Archiv* 11/2002 (ergänzt um Nachrichten durch MA-Journal bis KW 09/2002); Killy *Literaturlexikon* Bd. 10, 336f.

<sup>5</sup> Der Autor hielt beispielsweise 1967 während eines Sit-ins im Audimax der Freien Universität eine berühmt gewordene Rede: „Wir haben Fehler gemacht... wir haben in aller Sachlichkeit über den Krieg in Vietnam informiert, obwohl wir erlebt haben, daß wir die unvorstellbarsten Einzelheiten über die amerikanische Politik in Vietnam zitieren können, ohne daß die Phantasie unserer Nachbarn in Gang

spätere Autor als Hilfsarbeiter beim Bosch-Konzern; außerdem arbeitete er als freier Mitarbeiter bei verschiedenen Rundfunksendern. 1972, nach dem ersten Staatsexamen, bewarb sich Schneider um einen Referendariatsplatz im Berliner Schuldienst, wurde aber auf Grundlage des so genannten ‚Radikalenerlasses‘ abgelehnt.<sup>6</sup> Als dieser Bescheid drei Jahre später aufgehoben wurde,<sup>7</sup> hatte der verhinderte Lehrer sich bereits als Schriftsteller und Essayist etabliert und war am Schuldienst nicht mehr interessiert.

Die Erfahrungen mit der Berliner Schulbehörde nutzte der Autor für seinen 1975 beim Rotbuch Verlag Berlin erschienenen Briefroman ...*schon bist Du ein Verfassungsfeind. Das unerwartete Anschwellen der Personalakte des Lehrers Kleff*.<sup>8</sup> Im selben Jahr wurde Schneiders Stück *Alte und neue Szenen zum Thema „Radikale“* in Stuttgart uraufgeführt.<sup>9</sup> Zwei Jahre zuvor hatte der Autor bereits die vielbeachtete Erzählung *Lenz* (1973) veröffentlicht, in der er sich mit dem Lebensgefühl der Intellektuellen nach der gescheiterten Studentenbewegung und der eigenen politischen Vergangenheit auseinandersetzt.<sup>10</sup> Es folgten 1978 *Die Wette und andere Erzählungen*<sup>11</sup> sowie 1981 die in 15 Sprachen übersetzte und 1982 von Reinhard Hauff verfilmte

---

gekommen wäre, aber das wir nur einen Rasen betreten zu brauchen, dessen Betreten verboten ist, um ehrliches, allgemeines und nachhaltiges Grausen zu erregen...“ (zit. nach Aust, „Betreten Verboten“ 79).

<sup>6</sup> Gegen Schneider waren zum Zeitpunkt der Bewerbung drei (später eingestellte) Ermittlungsverfahren anhängig (vgl. Weis, „Herr Schneider, wo bleibt das Positive“ Willi Winkler bemerkt in einem polemischen Artikel über Peter Schneider in der *Süddeutschen Zeitung*, dass es dem Radikalenerlass zu verdanken sei, „daß Peter Schneider Schriftsteller wurde und nicht Lehrer.“ Da der Berliner Senat seine Bewerbung um eine Stelle im Schuldienst abgelehnt habe, sei der Autor seither „dazu verdammt, als untoter Kollegstufenlehrer herumzuirren und aller Welt die Leviten zu lesen. Vgl. Winkler, „Der Kommissar geht um“.

<sup>7</sup> Vgl. Weis, „Herr Schneider, wo bleibt das Positive“.

<sup>8</sup> Vgl. auch Lützel, „Phantasie“ 17ff.

<sup>9</sup> Publiziert wurde das Stück im Rahmen einer vom Arbeitskreis Theater Frankfurt bearbeiteten und zusammengestellten Anthologie mit dem Titel *Theaterstücke zum Radikalenerlass*. Offenbach: Verlag 2000, 1978.

<sup>10</sup> Vgl. Lützel, „Phantasie“ 10ff.; Koenen, „Das fliegende Klassenzimmer“ 101ff.

<sup>11</sup> Vgl. Lützel, „Phantasie“ 21f.

Erzählung *Der Mauerspringer*.<sup>12</sup> Drei Jahre später machte Schneider mit dem im Staatsschauspiel München uraufgeführten Historiendrama *Totoloque*<sup>13</sup> als Dramatiker von sich reden. 1987 konnte der Autor dann mit seiner Erzählung *Vati*<sup>14</sup> erneut Aufsehen erregen. Schneider hatte auf eine Serie der Illustrierten *Bunte* über Rolf Mengele, den Sohn des berüchtigten Lagerarztes von Auschwitz, zurückgegriffen, ohne jedoch seine Quelle zu benennen. Zwar wurden Plagiatsvorwürfe gegen den Autor erhoben, die Mehrzahl der Kritiker jedoch verwies auf die Freiheit des Schriftstellers und die Kunstform der Zitat-Montage.<sup>15</sup>

Seinen ersten Roman *Paarungen*, in dessen generationellen Konflikten<sup>16</sup> sich die Biographie des Autors und seiner Alterskohorte spiegelt, legte Schneider (erst) 1992 vor.<sup>17</sup> Es folgten der im wiedervereinigten Berlin spielende Roman *Eduards Heimkehr* (1999)<sup>18</sup> sowie die Erzählung *Und wenn wir nur eine Stunde gewinnen* (2001),<sup>19</sup> welche in Form eines biographischen Berichts das Leben des jüdischen Musikers Konrad Latte während des Nationalsozialismus in Deutschland schildert. Zwei Jahre später folgte ein Band mit neun Erzählungen unter dem Titel *Das Fest der Missverständnisse* (2003). Im

---

<sup>12</sup> Vgl. Lützeler, „Phantasie“ 23ff.

<sup>13</sup> Das Stück thematisiert am Beispiel Mexikos den Konflikt zwischen alten Kulturen und westlicher Zivilisation.

<sup>14</sup> Vgl. auch Lützeler, „Phantasie“ 50ff. Auch diese Erzählung wurde verfilmt, mit Charlton Heston in der Rolle des alternden Mengele. Die Uraufführung fand während der Berliner Filmfestspiele 2003 statt. Vgl. Lützeler, „Phantasie“ 56f.

<sup>15</sup> Siehe auch Schneider, „Wie ein Buch zum Fall wurde“ 98ff.

<sup>16</sup> Schneiders Protagonist, der Molekularbiologe Eduard, einst Aktivist der Studentenbewegung, wird mit dem Protest gegen Tierversuche und Gentechnologie konfrontiert und muss erleben, wie sein Labor verwüstet und jene Mäuse freigelassen werden, mit denen er dem Erreger der multiplen Sklerose auf die Spur zu kommen hoffte.

<sup>17</sup> Vgl. Lützeler, „Phantasie“ 29ff.

<sup>18</sup> Vgl. Lützeler, „Phantasie“ 36ff.

<sup>19</sup> Vgl. Lützeler, „Phantasie“ 57ff.

Mai 2005 schließlich erschien *Skylla*, ein im Süden Italiens spielender Roman, in dem Schneider sich erneut mit den gescheiterten Grundüberzeugungen und den heutigen Existenzformen der Achtundsechziger auseinandersetzte.<sup>20</sup>

Schneider beschränkte sich jedoch nicht allein auf literarische Veröffentlichungen im engeren Sinne. So schrieb er Drehbücher für die Hauff-Filme *Messer im Kopf* (1978) und *Mann auf der Mauer* (1982) und erarbeitete gemeinsam mit der Filmemacherin Margarethe von Trotta das Skript für deren Film *Das Versprechen* (1994).

Neben seinen belletristischen Arbeiten wurde Schneider ebenso als Essayist und Zeitkritiker bekannt. Bereits 1970 hatte er Texte aus der Studentenbewegung sowie Beiträge zum *Kursbuch* von Hans Magnus Enzensberger<sup>21</sup> unter dem Titel *Ansprachen, Reden, Notizen, Gedichte* veröffentlicht. Beachtung als Literaturkritiker fand Schneider 1977 mit der Publikation des Sammelbandes *Atempause. Versuch, meine Gedanken über Literatur und Kunst zu ordnen*. Es folgten die politischen Schriften *Die Botschaft des Pferdekopfs und andere Essays aus einem friedlichen Jahrzehnt* (1981), sowie *Deutsche Ängste* (1988) und *Extreme Mittellage* (1992), in denen sich der Autor vornehmlich mit der Situation im geteilten bzw. dann im wiedervereinigten Deutschland auseinandersetzt. Die 1994 erschienene Essaysammlung *Vom Ende der Gewissheit* analysiert schließlich die Rolle der Intellektuellen vor dem Hintergrund der spezifischen deutschen Situation nach dem Ende des Kalten Krieges. In den acht Jahre darauf unter dem Titel *Die Diktatur der Geschwindigkeit* (2002) erschienenen Essays beschäftigt sich der Autor mit den

---

<sup>20</sup> Vgl. Lützeler, „Phantasie“ 63ff.

<sup>21</sup> Zum Verhältnis von Peter Schneider und Hans Magnus Enzensberger vgl. den Beitrag Schneiders. „Bildnis eines melancholischen Entdeckers“ in dem zum 70. Geburtstag Enzensbergers erschienenen Band *Der Zorn altert, die Ironie ist unsterblich*. Siehe auch die Ausführungen zur Biographie Enzensberger in Kapitel 4 dieser Arbeit.

Merkwürdigkeiten der amerikanischen Zivilisation und verschiedenen – wohl insbesondere im Anschluss an einen längeren Amerikaaufenthalt – skurril anmutenden Begebenheiten im wiedervereinigten Berlin.

Im Rahmen öffentlicher Veranstaltungen nimmt Schneider immer wieder zu aktuellen politischen Themen Stellung. Besonderes Aufsehen erregte sein Auftritt anlässlich der von Hans Christoph Buch moderierten Reihe „Schriftsteller treffen Politiker“ im Haus der Berliner Festspiele im Februar 2002, wo er mit dem damaligen Bundeskanzler Schröder zu einem Gespräch zusammentraf.<sup>22</sup>

Schneider unterrichtete im Rahmen verschiedener Gastprofessuren an zahlreichen amerikanischen Universitäten und Colleges, darunter Stanford, Princeton, Dartmouth und Harvard. Außerdem hielt er sich wiederholt als Writer-in-Residence in den USA auf, u.a. an der Georgetown University und an der Emory University.

Peter Schneider wurde mit zahlreichen Preisen ausgezeichnet, darunter der Berliner Kunstpreis der jungen Generation für Literatur (1969) und der Förderpreis des Kulturkreises im BDI (1983). Der Autor erhielt ein Villa-Massimo-Stipendium (1979) sowie ein Arbeitsstipendium für Berliner Schriftsteller (1984).

---

<sup>22</sup> Vgl. Kohse. „Gast aus der wirklichen Welt“.

*PETER SCHNEIDER – ANMERKUNGEN ZUM 11. SEPTEMBER 2001*

„Ich habe durch meine Erfahrung aus Amerika ein großes Vertrauen in die amerikanische Demokratie“ (Schneider, „Epoche“).

Diese zuversichtliche Einschätzung äußert Peter Schneider zwei Tage nach den Terroranschlägen – am 13. September 2001 – in einem in der *Welt* erschienenen Interview.<sup>23</sup> Darin thematisiert der Autor die Verwundbarkeit Amerikas, erörtert die Frage, inwieweit die Terroranschläge den Beginn einer neuen Epoche markieren und stellt schließlich Vermutungen über die zu erwartenden Reaktionen der Amerikaner an. Zwei Wochen später, am 28. September 2001, erscheint in der *Woche* ein Kommentar des Autors, in dem er sich unter der Überschrift „’Verschon mein Haus, zünd andere an““ mit einem bestimmten Reaktionsmuster auf die Anschläge auseinandersetzt. Schneider diagnostiziert eine in Deutschland latente Neigung zu Kausalitätsvermutungen und Schuldzuweisungen, welche er skeptisch bewertet und in den Kontext eines erneuerten Antiamerikanismus einordnet.<sup>24</sup> Derartige Reaktionen – zumal diejenigen einiger seiner Berufsgenossen – sind auch Anlass einer am 10. November von Schneider gemeinsam mit zwölf anderen Unterzeichnern, darunter Hans Christoph Buch, publizierten Erklärung. In der Replik auf einen von der Hilfsorganisation medico international veröffentlichten und unter anderem von Günter Grass unterzeichneten Friedensaufruf<sup>25</sup>

---

<sup>23</sup> Vgl. Schneider, „Epoche“.

<sup>24</sup> Dieser Artikel wurde im Oktober 2001 auch in *Dienstag, 11. September*: 80-86 publiziert.

<sup>25</sup> Im Vorfeld der am 16. November 2001 anstehenden Abstimmung hatten die Unterzeichner die Abgeordneten des Bundestags aufgefordert, dem Eintritt Deutschlands in den Afghanistankrieg ihre Zustimmung zu verweigern. In der Erklärung wurde die Befürchtung geäußert, dass militärische Angriffe auf Afghanistan die Spaltung der Welt in Arm und Reich verschärfen und den Hass gegen den Westen verstärken werde. Künftig werde der Westen noch weniger als bisher mit Demokratie, Rechtsstaat und Wohlstand, sondern nur noch mit seinen Schattenseiten, mit Respektlosigkeit, Willkür und Gewalt

bekunden Schneider und seine Mitstreiter der Haltung der Bundesregierung im Afghanistankonflikt ausdrückliche Unterstützung und weisen die Kritik der „selbst ernannten Friedenskämpfer“ scharf zurück.<sup>26</sup> Knapp zwei Wochen später kritisiert Schneider schließlich in einem in der *Zeit* erschienenen Kommentar erneut die Reaktionen in Deutschland und konstatiert – unter der sprechenden Überschrift „Moralische Geiselhaft“ – einen unter Intellektuellen vorherrschenden, ebenso bequemen wie selbstgerechten pazifistischen Konsens.

Die genannten drei Texte – also das Interview vom 13.09. und die beiden Kommentare vom 28.09. und 22.11. – bilden die unmittelbare Grundlage des nachfolgenden Untersuchungsabschnitts, damit auch in diesem Teil der Arbeit das der Untersuchung zugrunde gelegte Material in einem vergleichbaren Rahmen gehalten und der Fokus auf die Reaktionen nach dem 11. September ausgerichtet werden kann. Frühere, die Amerikawahrnehmung des Autors ergänzende Texte werden ebenso wie Beiträge zum Irakkrieg in Kapitel 5 berücksichtigt.

Für Peter Schneider, der sich am 11. September auf Lesereise in den USA aufhielt<sup>27</sup> – diesen Umstand aber unerwähnt lässt –, haben die Terroranschläge in erster Linie die „un glaubliche Verwundbarkeit“ des „größten Zentrums der Weltwirtschaft“

---

identifiziert werden. Entsprechend forderten die Unterzeichner eine Rückkehr zu Verhandlungen, um eine politische Lösung zu erreichen. Vgl. „Für ein sofortiges Ende“.

<sup>26</sup> „Wir unterstützen die feste Haltung der Bundesregierung im Afghanistan-Konflikt. Die Analysen derjenigen, die zur Abstinenz der Bundeswehr im Kampf gegen den Terrorismus aufrufen und einen deutschen Sonderweg vorschlagen, halten wir für falsch. Wir bestreiten, dass die selbst ernannten Friedenskämpfer im Besitz einer höheren Moral sind und lehnen den von ihnen erhobenen Anspruch, im Namen der deutschen Schriftsteller und Intellektuellen zu sprechen, entschieden ab. Die Entwicklung in Afghanistan hat die meisten ihrer Befürchtungen schon jetzt gegenstandslos gemacht, und die moralischen und politischen Folgen des von ihnen empfohlenen Sonderwegs wollen wir nicht mittragen.“ Peter Schneider, Hans Christoph Buch, Richard Herzinger, Günter Kunert, Herta Müller, Hans Joachim Schädlich, Wolf Biermann, Henryk M. Broder, Rafael Seligmann, Katharina Rutschky, Heinrich August Winkler, Inka Bach, Nicolaus Sombart (zit. nach „Erklärung von Schriftstellern“). Vgl. auch „Autoren unterstützen Schröders Haltung“ 33.

<sup>27</sup> Vgl. Schneider, „Vorurteile“.

(Schneider, „Epoche“) deutlich gemacht und eine neue Epoche der Geschichte eingeleitet. Zudem lasse sich erkennen, dass „der Siegfried-Traum, den die Amerikaner zuletzt träumten, der Traum von einem Schutzschild, der sie unverwundbar macht, unerfüllbar bleiben“ werde (Schneider, „Epoche“). Damit thematisiert der Autor unmittelbar nach dem 11. September eben jene Aspekte, die auch in den ersten Reaktionen Grünbeins eine zentrale Stelle einnehmen.<sup>28</sup> Im Gegensatz zur wenig zurückhaltenden, oft ausladenden und poetisch verfremdeten Metaphorik Grünbeins erscheinen Schneiders Ausführungen jedoch als sachlich-objektive Darstellung, die sich impliziter Andeutungen und Subtexte enthält. Verstärkt wird dieser Eindruck noch dadurch, dass Schneider, anstatt vermeintliche Horrorszenarien zu beschwören, eine ebenso behutsame wie ratlose – und daher oft unbestimmt scheinende – Einschätzung der Folgen vornimmt. Der Autor hofft auf einen Dialog zwischen der westlichen Welt und jenen, die sich als deren Gegner betrachten. Eingedenk seines eingangs zitierten großen Vertrauens „in die amerikanische Demokratie“ geht Schneider davon aus, dass „jetzt ein großes Nachdenken in Amerika beginnen“ werde, welches „nicht nur aus Rachedgedanken bestehen“ werde. Gleichwohl unterstreicht Schneider auch, dass Rachedgedanken „sehr wohl“ zu verstehen seien und bezichtigt all jene, die dieses Verständnis leugnen würden, der Lüge.<sup>29</sup>

---

<sup>28</sup> Nach Darstellung Grünbeins hat ein Selbstmordkommando das „Symbol der Weltwirtschaft vernichtet, den ranghöchsten Tempel des Gottes Mammon.“ Damit wurde der „Kontinente umspannende[...] Schutzschirm“ zerstört, unter dem sich die Hälfte der Weltbevölkerung, „im Vertrauen auf die eiserne Pax Americana in traumhafter Sicherheit gewiegt“ habe (Grünbein, „Feuerpause“). Siehe oben Kapitel 3.2.

<sup>29</sup> Durs Grünbein bringt dieses Verständnis nicht auf und beschäftigt sich etwa mit der Frage, wieso „Trauer so leicht in Rachedurst“ umschlage (Grünbein, „Feuerpause“). Vgl. dazu Kapitel 4 dieser Arbeit. Vgl. hierzu auch Irene Dische, die die Reaktionen der New Yorker auf den 11. September beschreibt und feststellt, dass der „Ruf nach Vergeltung“ nicht aus New York, sondern aus den Fernsehstudios stamme. (Dische, „Als wir noch Kinder waren“).

Deutlicher als die Einschätzung der Folgen fallen indes Schneiders Bemerkungen zu den möglichen Ursachen für die Terrorattacken aus. Konfrontiert mit der Standardfrage, ob und inwieweit die Angriffe vom 11.09. eine Reaktion auf die Globalisierung darstellten, warnt er im Interview mit der *Welt* davor, „irgendwelche Verbindungen herzustellen“ zwischen der amerikanischen Außenpolitik und den Anschlägen, die sich ein „krankes Hirn“ ausgedacht habe. Dennoch sieht der Autor die Zustimmung, welche die Anschläge vor allem in der arabischen Welt erfahren hätten, in einer Zuspitzung des Nahost-Konflikts begründet und konstatiert „eine sträfliche Vernachlässigung dieses Konflikts durch die gegenwärtige Administration in Washington“ (Schneider, „Epoche“). Indem der Autor also nicht die Terroranschläge, sondern deren Rezeption in den islamischen Ländern vor dem Hintergrund der amerikanischen Außenpolitik betrachtet, gelingt es ihm, Kritik an der Bush-Regierung zu üben, ohne die Anschläge als unvermeidbare und letztlich auch selbst zu verantwortende Folge amerikanischer Staatsführung erscheinen zu lassen.

Allerdings finden sich in den Ausführungen Schneiders zuweilen auch – wengleich randständige und metaphysisch anmutende – amerikakritische Argumentationen. Mit Blick auf die satellitengestützte Raketenabwehr der USA, konstatiert der Autor beispielsweise nicht nur, dass der Traum der Amerikaner von der Unverwundbarkeit nunmehr „in Scherben“ liege, sondern ergänzt diese Feststellung darüber hinaus mit dem Hinweis, dass man seiner Einschätzung nach diese Unverwundbarkeit gar nicht anstreben dürfe, da man ansonsten „bestraft“ würde. (Schneider, Epoche)

Doch trotz dieser gelegentlichen amerikakritischen Aspekte überwiegt in den Ausführungen Schneiders eine optimistische Grundstimmung. Seine vernehmliche Missbilligung der amerikanischen Außenpolitik einerseits, seine zuversichtliche Einschätzung der demokratischen Grundstrukturen der USA andererseits vermag der – oft auch als „Kenner der amerikanischen Szene“ apostrophierte – Autor vor allem dadurch zu vereinen, indem er zwischen dem amerikanischen Volk und der Bush-Administration differenziert. Schneider verweist darauf, dass diese „Administration eigentlich nicht mit Mehrheit der Amerikaner gewählt worden“ sei. (Schneider, „Epoche“). Diese Unterscheidung zwischen Gesellschaft und Regierung ermöglicht es dem Autor bereits zwei Tage nach den Anschlägen, differenziert Kritik zu üben und zugleich stereotype Vorwürfe gegen „die USA“ als Gesamtheit zu vermeiden. Diese Ausgewogenheit in der Auseinandersetzung mit den USA erinnert an die Ausführungen Rögglas, der es ebenfalls mittels einer – allerdings auf einer anderen Ebene angesiedelten – Trennung zwischen ihrem New Yorker Umfeld und der amerikanischen Administration gelingt, Situationen und Reaktionen nach dem 11.09. nuanciert zu beschreiben und zu kommentieren.<sup>30</sup>

Die bedachtsamen Äußerungen Peter Schneiders in dem kurzem Interview vom 13. September weisen also durchaus Übereinstimmungen mit den oben skizzierten Reaktionen der Diaristen auf. Gleichwohl scheint seine Position weniger situationsspezifisch als vielmehr grundsätzlicher Natur zu sein. Dieses zeigt sich in einem Kommentar des Autors für die *Woche*, der als Reaktion auf die Ankündigung der Militäroffensive ‚Enduring Freedom‘ durch US-Verteidigungsminister Rumsfeld

---

<sup>30</sup> Allerdings führen die jeweiligen differenzierten Betrachtungsweisen der beiden Autoren nicht notwendig zu übereinstimmenden Positionen.

publiziert wurde. Zwar beschäftigen Schneider zu diesem Zeitpunkt vornehmlich die Reaktionen in Deutschland, diese geraten jedoch zu einer Folie, vor der sich die eigene Positionierung des Autors zu den USA genauer abzeichnet.

Schneider konstatiert zunächst, dass die „große Mehrzahl der Deutschen [...] mit Entsetzen und Empathie auf das beispiellose Massaker“ reagiert und die Bundesregierung „genau den Ton für die aktuellen Gefühle und Sorgen ihrer Bürger getroffen“ (Schneider, „Haus“ 81) habe.<sup>31</sup> Anders als in seinen Ausführungen zu den USA, in denen er explizit zwischen der Haltung der Mehrheit der Amerikaner und der Position ihrer Administration unterschied, betont Schneider an dieser Stelle zunächst den hohen Grad an Übereinstimmung zwischen der deutschen Gesellschaft und der Bundesregierung unter Gerhard Schröder. Allerdings muss der Autor – wie er schreibt – bereits kurz darauf feststellen, dass die amerikakritische Stimmung deutlich zunimmt. Deren Entstehung führt er insbesondere auf das verbreitete Unvermögen zurück, das Unerklärliche und Einzigartige der Anschläge vom 11. September aushalten und akzeptieren zu können. Entsprechend versuche man „das Unbegreifliche zu bannen“, indem man ihm „einen handlichen Namen“ gäbe und es „den bewährten Formeln der politischen Herleitung“ einpasse. Der Drang nach sofortiger Erklärung und Schuldzuweisung sei dabei so übermächtig, dass er an die Stelle der Wahrnehmung trete (Schneider, „Haus“ 80). So werde jetzt meist ein direkter Zusammenhang zwischen der amerikanischen Außenpolitik und den Anschlägen konstruiert und die Anschläge würden auf diese Weise dem

---

<sup>31</sup> Schneider verteidigt auch die Regierungserklärung des Bundeskanzlers, in der dieser die Anschläge als „Krieg gegen die gesamte zivilisierte Welt“ bezeichnet und den USA „uneingeschränkte Solidarität“ zugesichert hatte. Er macht deutlich, dass der „als pathetisch denunzierte Satz, die Autoren dieses Anschlags hätten der gesamten Menschheit den Krieg erklärt“ sich bei genauerem Hinsehen als ziemlich realistisch erweise; schließlich seien Angehörige von mehr als 60 Nationen Opfer der Anschläge geworden. (Schneider, „Haus“ 81)

alleinigen Zuständigkeitsbereich der Amerikaner zugeschrieben. Von dort sei es dann nicht mehr weit zu dem Schluss, „die Amerikaner’ hätten sich den Angriff selbst zuzuschreiben“ (Schneider, „Haus“ 82).

Zwar hält Schneider die in diesem Zusammenhang immer wieder vorgebrachte Kritik – an der amerikanischen Nahost-Politik mitsamt ihrer Verachtung der islamischen Welt, an der von den USA angeführten Globalisierung sowie an der amerikanischen Arroganz und dem Unverständnis für die Leiden, die man anderen Völkern zugefügt hätte – weder für sämtlich falsch noch für absurd. Es erscheint ihm jedoch niederträchtig, „das ungeheuerliche Terrorverbrechen in den USA mit Hilfe dieser Standardformeln aus dem Repertoire des Anti-Amerikanismus erklären (und irgendwie doch legitimieren) zu wollen“ (Schneider, „Haus“ 82). Indem der Autor also Kritik an den USA zwar zunächst nicht grundsätzlich ablehnt, sie letztlich jedoch als antiamerikanische Standardformeln beschreibt, lässt er eine nähere Auseinandersetzung mit den (vermeintlich) stereotypen Vorwürfen als sinnlos erscheinen. Differenziert setzt Schneider sich allerdings mit der These auseinander, gemäß der die „Wahnsinnstaten vom 11. September [...] eine logische Folge des seit Jahrzehnten schwelenden Nahost-Konflikts“ seien. Er stellt fest, dass der dabei oftmals behauptete Zusammenhang einer näheren Betrachtung nicht stand halte, da zum einen die Bombenanschläge auf die amerikanischen Botschaften in Nairobi und Daressalam im Jahr 1998 zu einer Zeit stattfanden, als „der in Oslo initiierte Friedensprozess in bestem Gange“ war (Schneider, „Haus“ 84). Dass jener Einigungsversuch im letzten Moment scheitern würde, sei für die Terroristen nicht absehbar gewesen, entsprechend hätte „sein Gelingen [...] sie ebenso wenig von ihrem Vorhaben abgebracht wie sein Scheitern“ (Schneider, „Haus“ 84). Zum anderen sei der

(jahrelange logistische Vorbereitungen voraussetzende) Plan, „die beiden Türme des World Trade Center, das Pentagon und das Weiße Haus durch lebende Bomben zu zerstören“ (Schneider, „Haus“ 84), bereits Mitte der neunziger Jahre entwickelt worden. Entsprechend hätte der Angriff nach Ansicht Schneiders auch dann stattgefunden, „wenn Arafat und Barak einen Friedensvertrag geschlossen hätten“ (Schneider, „Haus“ 84).

Schneider konstatiert also, dass der stereotype Antiamerikanismus einer solchen differenzierten Argumentation nicht zugänglich sei, und entsprechend würde man den Opfern nachrufen, „man bedauere natürlich zutiefst ihr Schicksal, aber ganz unverdient sei es nicht“. Während dieses „erstaunliche[...] Maß an Menschenverachtung und geistiger Brutalität“ (Schneider, „Haus“ 82) den Autor erschreckt, überrascht ihn der zugrunde liegende, „reflexhaft agierende Anti-Amerikanismus“ (Schneider, „Haus“ 83), den die Ankündigung eines militärischen Gegenschlags auslöst, letztlich nicht mehr.<sup>32</sup> Denn auf das Auflodern des Hasses auf die USA sei Verlass, „wann immer und gleichgültig aus welchem Anlass die Amerikaner zu den Waffen griffen“ (Schneider, „Haus“ 83). Um eine flächenbrandartige Ausbreitung antiamerikanischer Affekte nach dem ersten militärischen Schlag gegen den internationalen Terrorismus vorauszusagen, müsse man – so Schneider – kein Prophet sein, sondern sich lediglich der Reaktionen auf den ersten Golfkrieg,<sup>33</sup> den Bosnien<sup>34</sup>- und den Kosovo-Krieg erinnern. Entsprechend prognostiziert

---

<sup>32</sup> Peter Schneider bezieht sich hier u.a. auf eine Diskussionsveranstaltung im Berliner *Haus der Kulturen der Welt*, bei der deutlich wurde, dass „die Verurteilung der USA entschieden deutlicher ausfiel als die der Terroristen“. Der Schriftsteller Hans Christoph Buch bemerkte ungläubig, dass es doch wohl nicht sein könne, „dass die angekündigte Reaktion der USA [...] mehr Empörung auslöst als der Anschlag selbst“ (Schneider, „Haus“ 82f.).

<sup>33</sup> Reaktionen auf den Golfkrieg beschreibt der Autor in einem Aufsatz, der sich mit den unterschiedlichen Ansichten zur deutschen Einheit befasst: „Auf den Plakaten der Friedensdemonstranten, die beteuerten, sie seien nicht antiamerikanisch, sprangen die balkendicken antiamerikanischen Parolen ins Auge: ‚Völkermordzentrale USA‘, ‚Amis raus aus Saudi-Arabien‘ etc. [...] Die Wiederbelebung des bewährten Feindbildes USA schien wichtiger zu sein als die Wahrnehmung der tatsächlichen Vorgänge am Golf. Das

der Autor: „Betroffene Mütter werden ihre Kinder mit Plakaten auf die Straße schicken: Wir wollen keinen Krieg! Die Ostermarschierer werden ihre aus dem Golfkrieg bekannten weißen Laken aus den Fenstern hängen. Die Grünen werden uns klar machen, dass die Mittel der Diplomatie nicht ausgeschöpft worden seien“ (Schneider, „Haus“ 83).

Ebenso wie der Autor die Kritik an der amerikanischen Politik nicht für „sämtlich falsch oder absurd“ (Schneider, „Haus“ 82) abtut, erkennt er auch auf Seiten der Kriegsgegner „gute[...] wie schlechte[...] Argumente[...]“ (Schneider, „Haus“ 83). Doch gerade jener Aspekt, in dem sich die „disparaten Lager“ der „Friedfertigen und Wohlmeinenden aller Konfessionen“ einig zu sein scheinen, erregt den ausdrücklichen Widerspruch des Autors. Er kann sich nicht der Meinung anschließen, „dass mit Gewalt kein einziges Problem gelöst worden sei und man mit ‚der anderen Seite‘, reden müsse“ (Schneider, „Haus“ 83). Auch die Überzeugung, dass „jedes Übel auf der Welt auf soziale, rational nachvollziehbare Ursachen zurückzuführen sei, die man mit Geduld,

---

alte Weltbild, das durch den Zusammenbruch des real existierenden Sozialismus stark gelitten hatte, stimmte wieder: Die Amerikaner sind am Kriege schuld.“ (Schneider, „Gründe“ 186).

<sup>34</sup> Vgl. auch Schneiders Erzählung „Frühling in Sarajevo“. Der Ich-Erzähler erinnert sich an einen Besuch in der Stadt während des Krieges und an die verständnislosen Reaktionen von Freunden und Bekannten im Vorfeld der Reise, die er wie folgt erklärt: „Dieser aggressive deutsche Unschuldskomplex, der Glaube, man könne unschuldig bleiben, indem man den Blick abwendet. Das Nichtstun wird als die moralisch überlegene Haltung verkauft. Eine Abweichung erträgt man nicht und diskreditiert den Abweichler.“ (Schneider, „Frühling in Sarajevo“ 89). Vgl. auch Schneiders in *Vom Ende der Gewißheit* erschienenen Essays „Bosnien oder Die Lehren der Geschichte“ (unter dem Titel „Serbian Barbarism and ours“ in Auszügen in der New York Times vom 30. Mai 1993 veröffentlicht) sowie „Sarajevo oder Der kurze Weg in die Barbarei“.

gutem Zureden und mit Päckchenpacken lindern könne“, teilt der Autor nicht.<sup>35</sup>

(Schneider, „Haus“ 84). In dieser Argumentation erkennt der Autor vielmehr eine „bekannte[...] Geschichtsvergessenheit“ der Deutschen.

Allein der Versuch, die „Wahnsinnstaten“ nachträglich entlang rationaler Kategorien zu erklären, laufe – so Schneider – auf eine „groteske Verharmlosung“ hinaus (Schneider, „Haus“ 84). Und letztlich würde jene Logik bedeuten, dass man den Nazis „mit der Suche nach vernünftigen Gründen für ihren mörderischen Antisemitismus“ hätte antworten müssen, „etwa mit der Überlegung, ob 570 000 Juden in einem 80-Millionen-Volk nicht in der Tat zu viel seien“ (Schneider, „Haus“ 85).

Während Schneider an dieser Stelle seine Ablehnung gegenüber der Haltung jener „Wohlmeinenden und Friedfertigen“ in aller Schärfe deutlich macht, verweist seine polemische Wortwahl ansonsten eher darauf, dass er weder die „altbekannten Alarmisten“ (Schneider, „Haus“ 81f.), noch den die „Weltuntergangsglöckchen“ läutenden „Volksmarathon von Unglücks-Beschwörern und -Erklärern“ (Schneider, „Haus“ 80) ernst zu nehmen vermag. Allerdings scheint er die amerikakritischen

---

<sup>35</sup> Eine ausführliche Darstellung dieser Position findet sich ebenfalls in dem Aufsatz „Drei schlechte und zwei gute Gründe, die Deutschen zu fürchten“. Darin macht Schneider deutlich, dass er die Angst vor einem „neu entstehenden deutschen Militarismus“ für unbegründet hält. Vielmehr zeige sich eine „historisch neue Unberechenbarkeit der Deutschen“ eher in der „neuartigen, extremen ‚Friedensliebe‘, genauer, in der Neigung, einen Frieden um jeden Preis zu akzeptieren“ (Schneider, „Gründe“ 166). Dies erscheint Schneider nachvollziehbar, schließlich hätten die Deutschen nach „einem von den Deutschen verursachten Krieg, der 50 Millionen Tote gekostet hat“, gelernt, „daß Krieg etwas unter allen Umständen zu Vermeidendes ist“. Mit diesem „Antikriegs-Reflex“ seien die Kinder und Kindeskiner der Nazi-Generation aufgewachsen. Während Schneider dies für einen historischen Fortschritt hält, problematisiert er, dass eine andere Wahrheit – nämlich die, dass der Friede sich nicht in jedem Fall ohne Gewaltmittel verteidigen lässt – nicht gleichzeitig mit der ersten zu begreifen war (Schneider, „Gründe“ 168). Folglich höre er im gerade vereinigten Deutschland zur Begründung des kategorischen Neins zum alliierten Luftangriff im Golfkrieg immer wieder folgenden Satz: „Wir Deutschen wissen eben, was Krieg ist.“ (Schneider, „Gründe“ 184). Nun würde dies – wie Schneider schreibt – im Ernst niemand bestreiten. Allerdings verweist er darauf, dass auch die anderen am Krieg gegen den Irak beteiligten Länder wie Holland, Frankreich, England und Tschechien wissen, was Krieg ist, und zwar nicht zuletzt, weil sie den Krieg als Opfer der deutschen Invasion erfahren hatten (vgl. Schneider, „Gründe“ 184). Vgl. auch die sehr ähnliche Argumentation Schneiders in „Bosnien oder Die Lehren der Geschichte“ 61-64.

Positionen für so wirkmächtig und dominant in der Öffentlichkeit zu halten, dass sie ihm kaum Raum für die eigene (kritische) Auseinandersetzung mit den USA lassen. Zwar gesteht Schneider an mancher Stelle zu, dass Kritik an den USA nicht sämtlich falsch oder illegitim sei, hauptsächlich jedoch verwahrt sich der Autor gegen die Behauptung von Kausalbeziehungen zwischen der amerikanischen Außenpolitik und den Anschlägen, da eine solche Argumentation die Terrorakte zu erklären und damit letztlich zu legitimieren versuche. In diesem Zusammenhang wird Schneiders Fähigkeit, nicht nur das „Ungeheuerliche“, sondern auch das „Unbegreifliche“ der „Katastrophe des 11. September“ zu akzeptieren (Schneider, „Haus“ 80), zum wesentlichen Differenzkriterium.

Das Bedürfnis des Autors, sich von den kritischen Stimmen zu distanzieren, ist so stark, dass er den von ihm abgelehnten „rationalistischen Beschwichtigungen“ den Begriff des Bösen als „entschieden überlegen“ entgegensetzt. Denn die Anerkennung des Bösen bedeute nach Ansicht des Autors eine Anerkennung „des antizivilisatorischen Wahnsinns“ und schließe die Aufforderung mit ein, sich dem Kampf mit dem Bösen zu stellen. Den Ursprung des vielkritisierten Begriffs des Bösen macht Schneider in der Religion aus – im Christentum ebenso wie im Islam –, indes bleibt bemerkenswerterweise unerwähnt, dass auch die Argumentation des amerikanischen Präsidenten an zentraler Stelle auf diesen Terminus („Axis of Evil“) rekurriert.<sup>36</sup>

---

<sup>36</sup> US Präsident George W. Bush verwendete den Begriff „Axis of Evil“ spätestens in einer am 29. Januar 2002 gehaltenen Rede zur Lage der Nation zum ersten Mal. Er bezog sich damit auf die Länder Nordkorea, Iran, Irak, Libyen, Syrien und Kuba, denen er vorwarf, mit Terroristen alliiert zu sein und aufzurüsten, um den Weltfrieden zu bedrohen. Wörtlich sagte Bush: „Our second goal is to prevent regimes that sponsor terror from threatening America or our friends and allies with weapons of mass destruction. Some of these regimes have been pretty quiet since September the 11th. But we know their true nature. [...] States like these, and their terrorist allies, constitute an axis of evil, arming to threaten the peace of the world.“ Vgl. „The President’s State of the Union Address“. – Der Begriff selbst ist eine wahrscheinlich aus Zitaten von

Im Ganzen erscheint Schneiders Replik auf die deutschen Reaktionen nach den Terroranschlägen vom 11. September 2001 zwar zunächst differenziert, seine ins Polemische tendierenden Spitzen gegen die Kritiker der amerikanischen Politik verweisen jedoch darauf, dass sich sein sachlich-objektiver Anspruch nicht auf die Argumente der Gegenseite zu erstrecken vermag. Vielmehr lässt er die nach seinen Maßstäben einem stereotypen Antiamerikanismus entspringenden Positionen der Kriegsgegner als weitgehend indiskutabel erscheinen. Die vorgebrachten Argumente scheinen dem Autor dabei meist von so geringer inhaltlicher Substanz zu sein, dass sich eine vertiefte Auseinandersetzung nur in wenigen Einzelfällen lohnt.

Amerika erscheint vor diesem Hintergrund – qua des Bedürfnisses, ein Gegengewicht zu der innerhalb des deutschen Diskurses verbreiteten amerikakritischen Position herzustellen – als in ungerechtfertigter und unmoralischer Weise kritisierendes Opfer. Selbst die amerikanische Administration, die Schneider in seinem Interview mit der *Welt* einige Tage zuvor noch deutlich vom amerikanischen Volk zu trennen wusste, wird nunmehr implizit verteidigt. Insofern scheinen nicht allein die Anschläge, sondern ebenso die darauf folgenden Reaktionen deutscher Intellektueller die Position des Autors wesentlich zu determinieren. Die Anschläge bilden nunmehr lediglich den Anlass zu einem Schlagabtausch innerhalb eines in Deutschland über die Jahre kultivierten und entsprechend emotional aufgeladenen Amerikadiskurses. Dabei ist das Bedürfnis des

---

Winston Churchill und Ronald Reagan zusammengesetzte Wortschöpfung. Churchill bezeichnete Deutschland, Italien und Japan im Zweiten Weltkrieg als Achsenmächte (Axis Powers), Ronald Reagan sah die Sowjetunion im Kalten Krieg als ein Reich des Bösen (Empire of Evil).

Autors, sich von der Mehrzahl der Reaktionen zu distanzieren, so ausgeprägt, dass ihm Kritik an spezifischen Aspekten der amerikanischen Administration zunehmend unmöglich wird.

In einem knapp zwei Monate später in der *Zeit* veröffentlichten Beitrag beschäftigt sich der Autor erneut mit den Reaktionen in Deutschland. Zu diesem Zeitpunkt stehen allerdings nicht mehr die Anschläge vom 11. September, sondern der Krieg in Afghanistan im Mittelpunkt der Auseinandersetzung. Entsprechend befasst sich Schneider, der wenige Tage zuvor in der gemeinsam mit anderen Autoren publizierten Erklärung die Haltung der Bundesregierung im Afghanistan-Konflikt unterstützt hatte,<sup>37</sup> nunmehr vorrangig mit den Standpunkten und Kommentaren der deutschen Kriegsgegner.

Unter dem Titel „Moralische Geiselhaft“ konstatiert er zunächst „einen erstaunlich störungsfreien Konsens“ in einem „Riesenor von Prominenten“, der den USA „die Leviten las und den ‚Bombenterror‘ in Afghanistan verurteilte“ (Schneider, „Geiselhaft“). Wie im Hinblick auf die vor Kriegsbeginn genannten Vorbehalte gegenüber den USA, macht Schneider erneut deutlich, dass er durchaus „einige der Argumente und Gefühle der Kriegsgegner“ teile. Auch er habe sich als Reaktion auf das Attentat statt einer Bomberflotte die Entsendung von einigen Dutzend James Bonds gewünscht – wenn diese in der Wirklichkeit nur halb so erfolgreich agieren könnten wie im Film. Auch könne er sich genauso wenig wie andere „mit dem Einsatz von barbarischen, international geächteten Waffen wie Streubomben oder 7000 Kilogramm schweren BLU-Bomben“ (Schneider, „Geiselhaft“) abfinden. Dennoch sei es ihm nicht

---

<sup>37</sup> Für den genauen Wortlaut der Erklärung siehe Seite 146, Fußnote 26.

möglich – und diesen Aspekt hebt der Autor als den entscheidenden Unterschied zwischen ihm und den Kriegsgegner hervor – sich einfach aus dem moralischen Konflikt zu verabschieden, indem man dem Pentagon und dem Rest der Welt zurufe, dass mit Krieg noch kein Problem gelöst worden sei. Vielmehr fürchtet Schneider, dass das Gegenteil der Fall sei: „Gewaltbesessene Diktaturen, menschenverachtende Tyrannen, Terrorregime sind nicht immer, aber meistens nur durch militärische Gewalt bezwungen worden“ (Schneider, „Geiselhaft“). Wie bereits im vorangegangenen Artikel diagnostiziert der Autor eine Geschichtsvergessenheit der Kriegsgegner und bemerkt, wie seltsam es doch sei, dass ausgerechnet die Deutschen, die vor nicht allzu langer Zeit den schlimmsten Beweis für die Erfordernis militärischer Gewalt zur Bezwungung einer Diktatur geliefert haben, den Rest der Welt nun „Mores im Umgang mit Gewaltherrschern“ lehren wollten (Schneider, „Geiselhaft“). Die Opfer der Naziaggression und deren Kinder hingegen „konnten und wollten aus ihrer Kriegserfahrung nie genau dieselbe Lehre ziehen wie die Deutschen“, denn ihnen sei nichts anderes übrig geblieben, „als Waffen in die Hand zu nehmen, um sich von den deutschen Aggressoren zu befreien“ (Schneider, „Geiselhaft“).<sup>38</sup>

Besonders schwer zu ertragen sei der „Tonfall von moralischer Überheblichkeit“, der vorherrsche, wenn die Kriegsgegner „ihr Votum im Trompetenton der Belehrung“ vortrügen. Dabei drehten sie die Bush-Formel einfach um: „Wir, die Guten gegen Schröder, Fischer, Bush und das Böse in der Welt“ (Schneider, „Geiselhaft“). Während der Autor in seinem zwei Monate zuvor erschienenen Artikel einen theologisch-metaphysischen Begriff des Bösen im Hinblick auf die Terroranschläge als den

---

<sup>38</sup> Vgl. die sehr ähnlichen – teilweise wortwörtlich identischen – Argumentationslinien in Schneider, „Gründe“ 184 sowie in Schneider, „Bosnien oder Die Lehren der Geschichte“ 61f.

„rationalistischen Beschwichtigungen“ überlegen verteidigte, spricht er sich an dieser Stelle nun nicht mehr (implizit) für eine derartige „Bush-Formel“ aus. Vielmehr erscheinen die – ethisch-sittlichen Wertmaßstäbe für sich reklamierenden – Argumentationen beider Seiten als Floskeln, wobei die (wenngleich konträr gelagerte) Nähe zur Position des amerikanischen Präsidenten die Beweisführung der Kriegsgegner zusätzlich diskreditiert.

Im Chor der besserwisserischen, in „anklägerische[m] Tremolo“ vorgetragenen Statements kann Schneider nur wenige, „wie Jürgen Flimm, F.C. Delius oder – satzweise – auch Martin Walser“ ausmachen, die „ihre Zweifel in der Frageform belassen“<sup>39</sup> (Schneider, „Geiselhaft“). Eine Opposition zur Partei der Kriegsgegner schein es in den deutschen Diskursen indes nicht zu geben; der Autor kann sich jedenfalls keiner „namhaften Stimme“ aus dem Chor erinnern, die „gute Gründe für den Militärschlag der USA und den ‚Kriegskurs‘ des Kanzlers geltend gemacht“ hätte (Schneider, „Geiselhaft“). Zwar könnten Mehrheiten – wie Schneider eingesteht – durchaus Recht haben, der Autor verwehrt sich jedoch dagegen, dass diese „den Mut-Bonus [...] in Anspruch nehmen“ (Schneider, „Geiselhaft“). Vor dem Hintergrund eines derartigen Gruppenkonsenses bedürfe es keiner besonderen Furchtlosigkeit, um zu erklären, dass die USA auf dem falschen Weg seien, und „Zivilcourage“, welche die Kriegsgegner gern für sich reklamierten, sei wahrlich nicht erforderlich, um sich gegen den Krieg

---

<sup>39</sup> Schneider bezieht sich an dieser Stelle vermutlich auf die im *Spiegel* unter dem Titel „Weg von den Waffen, zurück zur Politik“ publizierte Stellungnahmen deutscher Intellektueller. Neben den genannten kamen auch Christoph Hein und Walter Jens zu Wort. Explizit in Form einer Frage formulierte Überlegungen finden sich lediglich in den Ausführungen Flimms, der zunächst fragt, ob „hier eine neue amerikanische Katastrophe“ beginne. Die Rolle der Deutschen reflektierend stellt der Intendant der Salzburger Festspiele die Frage, „ob wir mehr als ein Scherflein dazu beitragen, die Kluft der Kulturen zu vergrößern“ und „in wessen Namen“ dies eigentlich geschehe. „Im Namen der westlichen Freiheit? Im Namen der Zivilisation?“ Flimm resümiert, dass an dieser Stelle Zweifel angebracht seien. (28).

auszusprechen.<sup>40</sup> Implizit deutet Schneider damit an, dass vielmehr jene Intellektuellen, die sich – wie er selbst – für den Militärschlag der USA aussprechen, die Haltung der Bundesregierung unterstützen und damit gegen die mehrheitlich vertretene Meinung stellen, über entsprechende Zivilcourage verfügen würden. Diesen werde aber von Seiten der Kriegsgegner „Feigheit vor dem Freund“<sup>41</sup> vorgeworfen (Schneider, „Geiselhaft“); wer ein wahrer Freund der USA sei – so die von Schneider skizzierte Position der Kriegsgegner – müsse den Amerikanern freimütig sagen, dass sie auf dem falschen Weg seien.<sup>42</sup>

Außerdem entnimmt der Autor den Aussagen verschiedener Prominenter, dass es den USA lediglich um die Sicherung von Rohstoffzufuhren gehe<sup>43</sup> und dass der Krieg nur unschuldige Zivilisten<sup>44</sup> treffen sowie ein Volk zerstören<sup>45</sup> bzw. als Geisel nehmen<sup>46</sup> werde (vgl. Schneider Geiselhaft). Diese Argumente vermögen den Autor allesamt nicht zu überzeugen, nicht zuletzt weil – wie er anmerkt – die meisten der vorgebrachten

---

<sup>40</sup> Während Schneider in seiner Argumentation die Diskussion letztlich als eine innerdeutsche Auseinandersetzung betrachtet, bei der eine einträchtige Antikriegshaltung keines Mutes bedürfe, richtet die Gegenseite ihren Blick auf die USA, der man zwar freundschaftlich, aber auch mutig mit der entschiedenen Ablehnung eines Militärschlags entgegentreten müsse. Diese Perspektiven verweisen auf eine unterschiedliche Einschätzung des Einflusses deutscher Intellektueller auf die Entscheidungsfindung des Pentagon, wobei Schneiders Beurteilung fraglos realistischer scheint.

<sup>41</sup> Dieses Zitat geht auf eine Anmerkung Martin Walsers im *Stern* („Stoppt diesen Krieg“) zurück. Der Autor konstatiert darin, dass die USA durch den Terroranschlag in einen Schock geraten seien und fordert von Europa, dem Freund aus dem Schock herauszuhelfen, indem es anstatt des Krieges den Frieden erkläre. „Alles andere ist Feigheit vor dem Freund.“

<sup>42</sup> Vgl. hierzu besonders die Argumentation von Grass in Kapitel 4.2.

<sup>43</sup> Schneider zitiert hier Aussagen von Franz Josef Degenhardt („Es geht vor allem um die Sicherung von Rohstoffen und um Militärbasen der USA und der übrigen westlichen Welt“) sowie von Konstantin Wecker („Wer jetzt, aus einer fast schon pathologischen Solidarität heraus, keinen Stopp fordert, gerät in den Verdacht, sich wieder mal nur der wertvollen Ressourcen und Wiederaufbauprofite als Global Player bemächtigen zu wollen.“).

<sup>44</sup> „Dieser Krieg trifft nur unschuldige Zivilisten“, so Thomas Ostermeier in „Stoppt diesen Krieg“.

<sup>45</sup> „Ich bin gegen diesen Krieg, weil es nicht gerechtfertigt werden kann, dass man, um einen Terroristen zu fangen, ein ganzes Volk zerstört.“, so Ottfried Fischer in „Stoppt diesen Krieg“.

<sup>46</sup> „Wer ein Volk als Geisel nimmt, um seine Interessen durchzusetzen, ist ein Kriegsverbrecher.“, so Franz Xaver Kroetz in „Stoppt diesen Krieg“.

Beweisführungen seit mindestens vierzig Jahren im Umlauf seien und man sie, „ohne näher hinzuschauen“, gegen jeden Krieg, an dem die USA je beteiligt waren, vorbringen könne, „einschließlich des Krieges gegen den Hitler“ (Schneider, „Geiselhaft“).

Entsprechend lässt Schneider das althergebrachte Argument eines primär aus ökonomischen Interessen geführten Krieges unkommentiert, nimmt jedoch zu dem Vorwurf der lediglich die Zivilbevölkerung treffenden Kriegsführung ausführlich Stellung. Er erkennt darin zunächst eine an die Adresse der USA gerichtete Unterstellung von Unfähigkeit und wirft die polemische Frage auf, ob man auf Seiten der Kriegsgegner wirklich meine, „dem Pentagon mit dem Hinweis, dass man mit einer Bomberflotte keine Terroristen fangen kann, etwas Neues“ zu sagen (Schneider, „Geiselhaft“). Ironisch bemerkt der Autor, dass es vielleicht doch sein könne, dass die USA „ebenfalls zu dieser umwerfenden Erkenntnis gelangt“ seien, allerdings erkannt hätten, „dass man erst die Infrastruktur und die Frontstellung der Taliban zerstören muss, bevor man die von ihnen gedeckten Terroristen stellen kann“ (Schneider, „Geiselhaft“). Das große Vertrauen, das Schneider gegenüber der amerikanischen Demokratie bekundet hat, scheint er auch – zumindest in der militärischen Auseinandersetzung mit dem Kriegsgegner – dem Pentagon entgegenzubringen.

In der Argumentation der Kriegsgegner erkennt der Autor zudem eine drastische Fehleinschätzung der Situation in Afghanistan. Denn es seien eben nicht die USA, sondern die Taliban, „die ein ganzes Volk – und zumal die Frauen – in Geiselhaft genommen haben. [...] [D]ank der Schwächung, die das Terrorregime durch die amerikanischen Bombenangriffe erlitten hat“, würden die Taliban nun „von diesem Volk verjagt werden“ (Schneider, „Geiselhaft“). Schneider gelingt es an dieser Stelle, die

Verhältnisse in Afghanistan zum Ausgangspunkt seiner Argumentation zu machen; die Terroranschläge vom 11. September 2001 geraten in den Hintergrund und die dadurch in dem vorderasiatischen Staat ausgelöste Militäraktion wird zur Voraussetzung für eine Ablösung des Taliban-Regimes durch die einheimische Bevölkerung. Wenngleich der Autor an dieser Stelle überzeugend zu argumentieren vermag, so erscheint seine als Gegenposition konzipierte Darlegung letztlich auch nicht frei von perspektivischen Verzerrungen und argumentativen Raffinessen – eben jener Art wie er sie der Gegenseite vorwirft.

Neben Fehleinschätzungen konkreter Gegebenheiten moniert Schneider bei der Partei der Kriegsgegner sprachlich unreflektierte, sowie unscharfe oder gar falsche Darstellungen. Selbstverständlich könne er es nicht rechtfertigen, dass „bei den amerikanischen Angriffen auch nur ein einziger ‚unschuldiger Zivilist‘ zu Tode“ komme, er gebe jedoch zu bedenken, dass „die rituelle Rede von den ‚unschuldigen Zivilisten‘ einen Euphemismus“ darstelle (Schneider, „Geiselhaft“), da die zum Wehrdienst gepressten Kinder und Halbwüchsigen Afghanistans nicht schuldiger seien als die Zivilbevölkerung. Vollkommen unangemessen ist nach Ansicht Schneiders auch das in der Diskussion häufig bemühte Bild von den die „hungernde Bevölkerung“ bombardierenden USA (Schneider, „Geiselhaft“).<sup>47</sup> Einer ernst zu nehmenden Auseinandersetzung angemessen wäre – so Schneider – vielmehr die Aussage, dass die USA bei ihren Bombardements eingestandenermaßen zivile Opfer in Kauf nähmen. Im Hinblick auf die Opferzahlen lässt die ständige dramatisierende Rede von ‚unzähligen‘ zivilen Opfern den Autor darüber spekulieren, warum man nicht offen auf die Zahlen,

---

<sup>47</sup> Vgl. die Ausführungen zu Durs Grünbeins in Kapitel 3.2.

welche die USA beziehungsweise die Taliban tatsächlich nennen würden, hinweise. Hintersinnig fragt er, ob „die gemeldeten 600 oder 1600 zivilen Opfer zu wenige“ seien, um als ‚unzählige‘ zu gelten (vgl. Schneider Geiselhaft).

Zwar setzt Schneider sich mit der rhetorischen Wendung von den „unschuldigen Zivilisten“ auseinander, subsumiert diesen Topos jedoch – ebenso wie die nach den Terroranschlägen zunächst allenthalben „versicherte Sprachlosigkeit“ (die natürlich nicht lange ertragen wurde) (Schneider, „Haus“ 80) – dem Bereich der Riten. Die Kennzeichnung der Äußerungen als regelmäßige, in gleicher Form wiederkehrende sprachliche Figuren macht deutlich, dass Schneider darin keine spezifischen Reaktionen auf die Situation nach dem 11. September, sondern lediglich eine Wiederholung stereotyper Argumente und Vorurteile erkennt. Diese zeichnen sich nicht nur durch das Ineinandergreifen von dramatischen Übersteigerungen und phrasenhaften Beurteilungen aus, vielmehr sind sie auch durch (vermeintliche) moralische und intellektuelle Überheblichkeit gekennzeichnet. Dass die offensichtlich überzogenen Darstellungen, fadenscheinigen Argumente und stereotypen Erklärungen der amerikakritischen Kriegsgegner dennoch große Resonanz erzielen und zumeist auf Zustimmung treffen, verweist jedoch auf eine Debatte, die im Kontext eines ebenso emotional aufgeladenen wie fest gefügten und sich in eingefahrenen Bahnen bewegenden Diskurses stattfindet, welcher stichhaltigen Argumenten nur wenig zugänglich ist.

Die Positionen sind somit allesamt nicht neu, aber auch die Einschätzungen, Deutungen und Erläuterungen Peter Schneiders finden sich – teilweise wortwörtlich – in früheren Artikeln und Kommentaren des Autors. Eine explizite Reaktion auf die Terroranschläge vom 11. September wird noch am ehesten in dem Interview vom 13.

September deutlich; die beiden späteren Publikationen sind vornehmlich Reaktionen auf vorangegangene Beiträge des innerdeutschen Diskurses. Besonders deutlich wird dies im dritten Kommentar, in dem Schneider explizit auf einzelne Personen eingeht. Der Autor verweist dazu auf die im *Stern* und im *Spiegel* publizierten Stellungnahmen verschiedener Intellektueller, hebt solche Positionen hervor, die ihm noch akzeptabel erscheinen und kritisiert jene Ansichten, in denen er Beispiele besonders einfältiger oder abstruser Argumentationen erkennt.

Entsprechend gerät der 11. September hier zum Auslöser einer Debatte, in welcher die jeweiligen Positionen bereits nach kürzester Zeit stärker vom jeweiligen Kontext als von den Ereignissen selbst determiniert werden. Der 11. September wird mithin für Peter Schneider zum Anlass, die eigene Position innerhalb des deutschen publizistisch-literarischen und intellektuellen Feldes deutlich zu machen und sich von der Gegenseite abzugrenzen. Dass diese Abgrenzungsbemühungen ebenso wie die wechselseitige Kritik in der Auseinandersetzung über den amerikanischen Feldzug gegen das afghanische Taliban-Regime ein bevorzugtes Medium finden, ist angesichts der vorgeprägten, hochgradig ritualisierten Konfliktkultur deutscher Intellektueller kaum verwunderlich. Bereits die Debatten vom Vietnamkrieg über den Golfkrieg bis zum Bosnien- und Kosovokrieg waren nach einem ähnlichen Muster angelegt. Zugleich ist unverkennbar, dass hier die älteren Traditionen des spezifischen deutschen Amerikadiskurses – dessen strukturierende Merkmale in Kapitel 2 aufgezeigt wurden – aktualisiert werden. Als etablierter und renommierter Autor verfügt Peter Schneider nicht nur über die stilistischen Qualitäten, die entscheidenden Kontakte und das nötige

symbolische Kapital, um seinen eigenen Positionen wirkungsvoll Gehör zu verschaffen bzw. andere Ansichten rhetorisch gekonnt zu attackieren. Er ist auch – ebenso wie seine Kontrahenten – zutiefst in die Entwicklung des Amerikadiskurses seit den sechziger Jahren eingebunden, die sich auf der individuell-biographischen Ebene des Autors als grundlegende Wandlung darstellt. Schneider entwickelte sich von einem Intellektuellen, der Amerika angesichts des Vietnamkrieges jedes Recht auf moralische Appelle absprach, zu einem Autor, der sich von den USA fasziniert zeigt, das Amerikabild der Deutschen in seiner Gesamtheit für unzutreffend hält und es korrigieren möchte. Vor allem aufgrund seiner persönlichen, auf zahlreichen Reisen und Aufenthalten in den Vereinigten Staaten gesammelten Erfahrungen modifiziert Schneider seine frühere pauschale Kritik bis zu einem immer noch kritischen, insgesamt aber affirmativem Amerikabild.

Jedoch reagiert der um faire Urteile bemühte Amerikakenner Schneider im Verlauf des sich in Deutschland entwickelnden Diskurses zunehmend sarkastisch, allerdings aber eben nicht auf die Situation in den USA, sondern auf die intellektuelle Debatte in Deutschland. So stellen die Kriegsgegner einen die immer gleichen „Weltuntergangsglöckchen“ läutenden „Volksmarathon von Unglücks-Beschwörern und –Erklärern“ dar, dessen „antiamerikanische[...] Affekte“ (Schneider Haus) es dem Autor zunehmend schwerer machen, sich selbst kritisch-differenziert mit den USA auseinanderzusetzen.<sup>48</sup> Auf diese paradoxe Weise determiniert also der deutsche

---

<sup>48</sup> So übt Schneider beispielsweise heftige Kritik an Günter Grass, der die Nicht-Teilnahme Deutschlands am Krieg gegen den Irak 2003 mit einer nationalen und patriotischen Begründung gelobt hatte. Schneider moniert, dass Grass kein Wort über das verbrecherische Regime verliert und wirft die Frage auf, warum es „ausgerechnet eines aus 90 von 100 deutschen Kehlen ausgestoßenen Protestschreis gegen die USA“ bedurfte, um den Stolz, ein Deutscher zu sein, wiederzuentdecken. Vgl. Schneider, „Zeit der Rechthaber“

Amerikadiskurs nach dem 11. September 2001 immer noch die Haltung Schneiders gegenüber den USA, dessen eigene Texte zuweilen nur Reaktionen auf andere Wortmeldungen der Debatte in der Bundesrepublik zu sein scheinen.

### *HANS CHRISTOPH BUCH – ZUR PERSON*

Hans Christoph Buch, in Berlin lebender Essayist und Erzähler, wurde 1944 in Wetzlar als Sohn eines Diplomaten geboren und wuchs in Wiesbaden, Marseille und Kopenhagen auf.<sup>49</sup> Nach dem Abitur ging er als Stipendiat des ersten Jahrgangs an das kurz zuvor von Walter Höllerer gegründete Literarische Colloquium Berlin (LCB),<sup>50</sup> anschließend studierte Buch an der Freien und an der Technischen Universität Berlin Germanistik und Slawistik. Noch während des Studiums verbrachte er als Stipendiat des International Writing Programs der University of Iowa ein Jahr in den USA. 1972 promovierte Buch bei Höllerer mit der Arbeit *Ut Pictura Poesis. Beschreibungsliteratur und ihre Kritiker von Lessing bis Lukács*

Bereits als Neunzehnjähriger wurde Buch, nachdem er auf einer Tagung der Gruppe 47 aus einer – später unter dem Titel *Unerhörte Begebenheiten* (1966) publizierten – Geschichtensammlung gelesen hatte, als neues Erzähltalent gehandelt. Zwar publizierte der junge Autor mit *Das große Abenteuer* (1970) und *Aus der Neuen Welt. Nachrichten und Geschichten* (1975) in den folgenden Jahren noch zwei weitere

---

<sup>49</sup> Vgl. zur Biographie Buchs auch Killy *Literaturlexikon* Bd. 2, 274f.

<sup>50</sup> Buch sagt über diese Zeit: „Unter Anleitung von Günter Grass, Walter Höllerer, Uwe Johnson und anderen haben wir dort über unsere Texte diskutiert. Das war eine einmalige Chance damals, die es so nicht wieder gegeben hat.“, Referat für Presse und Information. „Ein Schriftsteller namens Buch.“. In dieser Zeit fand auch die erste bewusste Begegnung des Autors mit Peter Schneider statt, wie der Autor in seinem Beitrag zu einer Festschrift zum 65. Geburtstag Schneiders beschreibt. Vgl. Buch, „Literatur ist auch eine Frage des Charakters“.

fiktionale Werke, dennoch konzentrierte er sich in dieser Zeit vornehmlich auf das Schreiben (und Edieren) von Essays, Glossen und Kritiken über Literatur und Politik, wie beispielsweise *Kritische Wälder* (1972), eine Sammlung von Kritiken zur marxistischen Literaturtheorie aus der Zeit der Studentenbewegung. Buch beschäftigte sich mit der Frage nach der *Parteilichkeit der Literatur oder Parteiliteratur* (Hrsg. 1972) ebenso wie mit Ansichten über Literatur und Revolution in China (*Lu Hsün*, Hrsg. 1973). 1978 erschien *Das Hervortreten des Ichs aus den Wörtern*, im darauf folgenden Jahr publizierte Buch gemeinsam mit Michael Krüger und Klaus Wagenbach *Vaterland, Muttersprache. Deutsche Schriftsteller und ihr Staat seit 1945*. Es folgten *Waldspaziergang* (1987), sowie Reden, Essays und Briefe zur Lage der Nation mit dem Titel *An alle!* (1994).

Anhand dieser (unvollständigen) Folge von Publikationen lässt sich der politische Werdegang des Autors deutlich nachzeichnen. Während Buch zunächst eine undogmatische marxistische Ästhetik propagierte, wurde er – nach mehrfachem Wechsel seiner Positionen und begrifflichen Instrumentarien – schließlich zum Verteidiger der parlamentarischen Demokratie. Verstärkt postulierte Buch ein Schreiben vor allem über eigene Erfahrungen: Der theoretische Ballast (etwa der marxistischen Philosophie) solle über Bord geworfen werden, da dieser daran hindere zu denken und zu fühlen, so dass anstatt Literatur nur noch Literaturtheorie produziert werde.<sup>51</sup>

Die eigenen Erfahrungen des Autors, insbesondere der familiäre Hintergrund – Buchs Großvater hatte sich gegen Ende des 19. Jahrhunderts als Apotheker auf der

---

<sup>51</sup> Vgl. hierzu Killy *Literaturlexikon* Bd. 2, 274f.

Antilleninsel Haiti niedergelassen und eine Einheimische geheiratet<sup>52</sup> – bewirkten in den achtziger Jahren eine intensive Auseinandersetzung mit lateinamerikanischer Literatur, mit der „Dritten Welt“ im Allgemeinen und der Karibik im Besonderen. Schon 1976 hatte sich der Autor in einer historischen Dokumentation mit der Situation der Sklaven von Haiti beschäftigt (*Die Scheidung von San Domingo*). Es folgten Berichte und Reportagen unter dem Titel *Karibische Kaltluft* (1985); ein Jahr später begab sich der Autor auf die Suche nach den Spuren kolonialer Architektur (*Auf den Antillen*, 1986). In diese Zeit ebenso wie in diesen Themenbereich fiel auch die Publikation des lang erwarteten Romandebüts, *Die Hochzeit von Port-au-Prince* (1984), eine Mischung aus Fiktion, Familiengeschichte und haitianischer Historie. Auch die beiden folgenden Romane *Häiti Chéri* (1990) und *Rede des toten Kolumbus am Tag des Jüngsten Gerichts* (1992) verbanden familienbiographische Anteile mit karibischer Geschichte.

Die Auseinandersetzung mit Haiti konstituiert den Beginn einer fortan intellektuell und geographisch immer weiter gefassten Beschäftigung mit der Problematik von Entwicklungsländern sowie Krisen- und Kriegsgebieten. So beschäftigte sich Buch in seiner Poetikvorlesung unter dem Titel *Die Nähe und die Ferne* mit den Bausteinen zu einer „Politik des kolonialen Blicks“ (1986). Zehn Jahre später publizierte er Berichte und Reportagen von den Kriegsschauplätzen Bosnien, Burundi, Haiti, Kuba, Liberia, Ruanda und Tschetschenien (*Die neue Weltordnung*, 1996), die er im Auftrag von zwei Wochenzeitungen besucht hatte. Auch die 2001 erschienene Sammlung *Blut im Schuh. Schlächter und Voyeure an den Fronten des Weltbürgerkrieges* thematisierte das Geschehen in verschiedenen Krisengebieten. Aus der Mitte der neunziger Jahre im

---

<sup>52</sup> Der Autor betont immer wieder, dass ein Teil seiner Vorfahren aus Haiti stammt, in seinen Adern also „Negerblut“ fließe (vgl. beispielsweise Buch, „Sie hat Recht und irrt gewaltig“ 27).

Auftrag der Wochenzeitung *Die Zeit* unternommenen Reise nach Ruanda und Burundi entstand schließlich der Roman *Kain und Abel in Afrika* (2001). Buch setzt sich darin in literarischer Form mit dem Stammeskrieg und den ethnischen Konflikten zwischen Hutu und Tutsi auseinander. 2004 erschienen unter dem Titel *Standort Bananenrepublik. Streifzüge durch die postkoloniale Welt* Beiträge aus verschiedenen Ländern Afrikas und Latein- und Mittelamerikas. Nach den Terroranschlägen vom 11. September begab sich der weitgereiste Autor – wie im Folgenden noch näher erörtert wird – ins afghanisch-pakistanische Grenzgebiet, um von dort zu berichten.

Betrachtet man das bisherige Gesamtwerk des Autors, so wird deutlich, dass Essays, Glossen, Kritiken, Berichte und Reportagen den weitaus größeren Teil ausmachen. Die Bevorzugung dieses Genres war freilich nicht immer intendiert, jedoch gelang es dem Autor bisweilen nicht, seine – oft aus politischem Engagement oder aus Reiseerlebnissen entsprungenen – Entwürfe literarisch umzusetzen. So mündeten die Vorarbeiten zu einem geplanten Roman über den Protest gegen die geplante Atommülldeponie und Wiederaufbereitungsanlage im niedersächsischen Gorleben 1979 in einem primär authentisch-dokumentarisch angelegten Gorlebener Tagebuch<sup>53</sup> (Buch, *Bericht aus dem Innern der Unruhe*). Auch ein Aufenthalt als *Writer in Residence* an der

---

<sup>53</sup> In einer editorischen Notiz erklärt der Autor: „Das vorliegende Buch beruht auf Tagbuchaufzeichnungen, die *so* nicht zur Veröffentlichung bestimmt waren; sie sollten lediglich als Rohmaterial für einen Roman oder eine größere Prosaarbeit dienen. Nach mehreren gescheiterten Umarbeitungsversuchen habe ich mich entschieden, das Manuskript in der ursprünglichen Form zu belassen, da ich ihm nie mehr eine bessere, geschweige denn endgültige Fassung zu geben hoffen kann. Der Text erhebt keinerlei literarischen Anspruch, er ist keine schöne Literatur, auch keine Dokumentarliteratur – vielleicht, wenn es hoch kommt, ein literarisches Dokument.“ (Buch, *Bericht aus dem Innern der Unruhe* 462)

New York University führte 1984/85 nicht zur beabsichtigten Beendigung eines bereits in Berlin begonnenen literarischen Manuskripts,<sup>54</sup> sondern zur Veröffentlichung eines New York Tagebuchs (Buch, *Der Herbst des großen Kommunikators*<sup>55</sup>).

Neben diesem Aufenthalt an der New York University wurde der Autor mit einer Fülle weiterer Einladungen, Gastdozenturen und –professuren ausgezeichnet. Als *Writer in Residence* hielt er sich u.a. an der Universität Essen, an der University of Texas in Austin, an der Washington University in St. Louis sowie im französischen La Rochelle auf; daneben nahm Buch eine Reihe von Gastdozenturen an, u.a. an der Universität Bremen, an der University of California in San Diego, an der Johann-Wolfgang-Goethe Universität in Frankfurt sowie in den neunziger Jahren an der Chinese University in Hongkong, am Instituto de Lenguas Vivas in Buenos Aires, an der Universität von La Habana in Kuba und an der Universidad Metropolitana in Santiago de Chile. 1997 war Buch Gastprofessor für kreatives Schreiben am Deutschen Literaturinstitut Leipzig.

---

<sup>54</sup> “Ich weiß nicht, wie (was) ich in New York schreiben soll. Deutschland ist fern, und meine von dort mitgebrachten Pläne verstauben in einer Schublade meines Gehirns oder verdämmern hinter dem geographischen Horizont. Fluchtgedanken.“ (Buch, *Der Herbst des großen Kommunikators* 11).

<sup>55</sup> Buch beschreibt darin u.a das Medienspektakel um die Wiederwahl und Amtseinführung Ronald Reagans. Bereits die 1975 publizierten Nachrichten und Geschichten *Aus der Neuen Welt*, die in einem imaginären Amerika spielen, in dem sich reale und erfundene Begebenheiten mischen, kreisen um die Figur eines – hier allerdings fiktiven – US-Präsidenten.

„Das alles ist keine Frage der Moral, sondern der Logik, denn man braucht kein Anhänger von George W. Bush und auch kein Feind des Islam zu sein, um einen Massenmord, bei dem sechstausend Männer, Frauen und Kinder aller Hautfarben und Nationalitäten lebendig verschüttet, verbrannt oder zerstückelt werden, als Verbrechen gegen die Menschlichkeit zu bezeichnen“ (Buch, „Taliban“).

Bei dieser Erläuterung handelt es sich um einen Auszug aus einem offenen Brief Hans Christoph Buchs an Susan Sonntag, den der Autor genau einen Monat nach den Terroranschlägen unter dem Titel „Die Taliban sind wie die Roten Khmer“ in der *Welt* veröffentlicht. Diese erste schriftliche Stellungnahme Buchs zu den Anschlägen vom 11. September und deren Folgen<sup>56</sup> erfolgt kurz nach der Rückkehr des Autors von einer im Auftrag der Wochenzeitung *Die Zeit* unternommenen Reise ins pakistanisch-afghanische Grenzgebiet.<sup>57</sup> Entsprechend nachvollziehbar erscheint der vom Autor gewählte Fokus, der weniger auf die USA und deren Reaktionen auf die Terroranschläge gerichtet ist, als vielmehr Afghanistan und die Taliban ins Zentrum der kontroversen Argumentation um ein militärisches Eingreifen in der Region stellt. Selbiges gilt für ein am darauf folgenden Tag im *Spiegel online* erschienenes Interview,<sup>58</sup> in welchem der Autor seinen Vergleich

---

<sup>56</sup> Unmittelbar nach seiner Rückkehr hatte Hans Christoph Buch anlässlich der Herbsttagung der Berliner Akademie der Künste eine Diskussion zwischen Wolfgang Thierse und Günter Grass moderiert. Am 10. Oktober hatte der Autor bereits ein Interview auf *3Sat* gegeben, in dem er von seiner knapp zweiwöchigen Reise in afghanisch-pakistanische Grenzgebiete berichtete, von der er Anfang Oktober – und damit vor Beginn der Kampfhandlungen – zurückgekehrt war. Buch, der in dem Interview darauf hinwies, Schriftsteller und kein Kriegsreporter zu sein, war im Auftrag der Wochenzeitschrift *Die Zeit* in die Region gereist. Der Autor berichtet von Dschihad skandierenden Demonstrationen, von Elend, Armut und Unwissenheit, von Koranschulen und Moscheen als einzigen den Massen zugänglichen Informationsquellen, aber auch von der während des Krieges gegen die Sowjetunion erfolgten Aufrüstung Afghanistans durch die USA sowie der Unterstützung der Taliban. Im Hinblick auf die Kriegsziele der USA konstatiert Buch, dass Washington sich nicht festgelegt habe, er somit nicht sicher sei, ob der Sturz der Taliban ein solches Ziel sei. Vgl. Kulturzeit, „Brot und Bomben“.

<sup>57</sup> Vgl. einen Beitrag über eine Lesung Buchs im Literaturhaus, die am Vorabend seiner Reise nach Afghanistan stattfand. „Von der Quelle des Nils bis zur Mündung der Gewehre“.

<sup>58</sup> Vgl. Buch, „Roten Khmer“.

der Taliban mit den Roten Khmer ebenso wie die Chancen und Risiken eines Militärschlags jedoch weitaus differenzierter ausführt. Diese, in der Argumentation von der Situation in Afghanistan ausgehende Perspektive prägt auch einen eine Woche später, am 19. Oktober 2001, wiederum in der *Welt* erschienen Artikel, in welchem Buch sich mit dem Wissen der Islam-Experten auseinandersetzt. Auch ein knapp einen Monat darauf, diesmal in der *Süddeutschen Zeitung*, erschienener Beitrag macht durch seinen Untertitel „Zwischenruf aus Afghanistan“ den Ausgangspunkt der Argumentation deutlich. Ob Buch sich an jenem 14. November, dem Datum der Publikation, tatsächlich – wie es der Untertitel glauben machen will – in dem vorderasiatischen Land befand, ist dabei unerheblich. Vielmehr macht die Ortsangabe deutlich, dass der Autor, das „falsche Gerede“ seiner Schriftstellerkollegen aus einer näher am Geschehen befindlichen und damit kenntnisreicheren Perspektive zu kritisieren und zu korrigieren versucht. Erst vor dem Hintergrund der Situation in Afghanistan wendet sich der Autor explizit den Reaktionen in Deutschland zu. Diese stehen auch im Zentrum der zwei Tage darauf gemeinsam mit Peter Schneider und anderen als Replik auf einen Friedensaufruf seiner Berufsgenossen publizierten Erklärung.<sup>59</sup> Am darauf folgenden Tag, dem 11. November 2001, erläutert Buch – auch im Hinblick auf die den Militäreinsatz in Afghanistan ablehnende Haltung vieler deutscher Schriftsteller – in einem Interview mit der *Welt*, „warum er kein Friedensengel ist“.

Zwei weitere Gastkommentare Buchs erscheinen am 30. November und am 15. Dezember 2001 in der *Welt*. Wiederum zeigen bereits die Titel „Afghanistan ist nicht

---

<sup>59</sup> Siehe oben Seite 145f., Fußnote 25f.

Absurdistan“ respektive „James Bond gegen Tora Bora“, dass Buch nach wie vor auf den vorderasiatischen Staat fokussiert und die Rolle der Bundesrepublik (und der USA) aus dieser Perspektive wahrnimmt und bewertet.

Bereits im Vorfeld der folgenden detaillierten Untersuchung kann anhand der einleitenden Überblicksdarstellung festgestellt werden, dass die Perspektive Hans Christoph Buchs sich deutlich von jener der bisher behandelten Autoren unterscheidet. Dennoch verspricht gerade dieser „andere“ Blickwinkel beachtenswerte und aufschlussreiche Einblicke in das Amerikabild des Autors. Wiederum bilden die genannten Beiträge die Grundlage der nachfolgenden Untersuchung. Texte, die darüber hinausgehende Einblicke in die Amerikawahrnehmung von Buch versprechen, werden an entsprechender Stelle in Kapitel 5 berücksichtigt.

Während Peter Schneider in einem ersten Interview nach dem 11. September unmittelbar auf die Terroranschläge eingeht und erst in späteren Publikationen die deutschen Reaktionen in den Blick nimmt, setzt Hans Christoph Buch sich bereits in seiner ersten im Feuilleton erscheinenden Stellungnahme nach dem 11. September mit den Wortmeldungen anderer auseinander. Allerdings diskutiert der Autor darin nicht die zahlreichen Stellungnahmen seiner Landsleute, sondern wendet sich in einem offenen Brief an seine amerikanische Kollegin Susan Sontag. Diese hatte in einem zunächst in der American Academy (Berlin) vorgetragenen und anschließend im *New Yorker* und in deutscher Übersetzung auch in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* publizierten Beitrag das Eingeständnis gefordert, dass es sich um einen Anschlag gehandelt habe, „der als Konsequenz der Politik, Interessen und Handlungen der Vereinigten Staaten

unternommen wurde“ (Sontag, „Feige“).<sup>60</sup> Buch, ein – wie er selbst bekennt – „treuer Leser und Bewunderer“ der Bücher Sontags, erklärt, dass die Stellungnahme der Autorin zu den Terroranschlägen auf das Pentagon und das World Trade Center ihn „zuerst ratlos und dann wütend gemacht“ habe (Buch, „Taliban“). Insbesondere Sontags Darstellung von Kausalzusammenhängen sowie ihre Ansichten über Mut und Feigheit von Piloten und über die Rolle der Medien erregen seinen Unmut. Der Autor konstatiert, dass die Darlegungen Sontags der „intellektuellen Debatte unwürdig“ seien, da es sich bei ihnen um die „pazifistische Variante genau jener populistischen Demagogie“ handele, welche die Autorin an der gegenwärtigen US-Administration kritisiere (Buch, „Taliban“). Schützenhilfe holt Buch sich bei dem auch von seinem Schriftstellerkollegen Grünbein erwähnten Joseph Brodsky,<sup>61</sup> indem er Sontag zu bedenken gibt, was der „gemeinsame[n] Freund“ wohl zu einer „voreiligen Gleichsetzung der USA mit der früheren Sowjetunion gesagt hätte“ (Buch, „Taliban“).

Unverständnis und Wut halten Buch jedoch nicht davon ab zu versuchen, die Motive Susan Sontags zu eruieren. Der Autor meint zu erkennen, dass die Schriftstellerin eine „Übereinstimmung mit dem offiziellen Diskurs“ der amerikanischen Regierung als unerträglich empfunden hätte und dass ihre „Ablehnung des von George W. Bush erklärten Kriegs gegen den Terrorismus [...] weniger politisch als ästhetisch motiviert“ sei (Buch, „Taliban“). Dass Sontag „zwar keine Sympathie, aber dennoch begrenztes Verständnis für das Selbstmordattentat“ bekundet, führt Buch darauf zurück, dass die

---

<sup>60</sup> Zu Susan Sontag vgl. auch Seite 101 dieser Arbeit.

<sup>61</sup> Vgl. hierzu Seite 98 dieser Arbeit.

Urheber der Anschläge als Muslime „unter pauschalen Vorurteilen zu leiden“ hätten, weswegen die Autorin ihnen vermutlich „eine generelle Solidarität schuldig zu sein“ glaube (Buch, „Taliban“).

Für Buch hingegen handelt es sich nicht um „eine Frage der Moral, sondern der Logik“, aus welcher folge, dass „ein Terrorakt dieses Kalibers nicht mit juristischen, sondern mit militärischen Mitteln“ beantwortet werden müsse (Buch, „Taliban“). Als historisches Exempel dieser Einsicht dient dem Autor der Überfall auf Pearl Harbor, nach dem der amerikanische Präsident Roosevelt „nicht den für den Angriff zuständigen General Tojo festnehmen ließ, sondern Japan den Krieg erklärte“ (Buch, „Taliban“).<sup>62</sup>

Obwohl dieser Vergleich Buchs ebenso angreifbar ist wie die Übereinstimmung, die Sontag zwischen der „frömmlichen, realitätsverzerrenden Rhetorik fast aller Politiker und Kommentatoren in den Medien“ mit den „einstimmig beklatschten und selbstgerechten Platitüden sowjetischer Parteitage“ zu erkennen meint, zeigt sich hier doch ein grundsätzlich unterschiedlicher Denkansatz. Buch erkennt diese Differenz und äußert die Befürchtung, sich entsprechend „in eine sterile Polemik zu verwickeln, bei der die Argumente beider Seiten vorhersehbar“ seien. Um dies zu vermeiden, wendet er sich einem anderen Aspekt zu und berichtet – nunmehr auf (vermeintlich) sicherem Terrain – von seiner Reise ins pakistanisch-afghanische Grenzgebiet, „jener Weltregion also, auf die alle Indizien als Ursprung des Übels hindeuten“ (Buch, „Taliban“). Er beschreibt zum einen den Zuspruch, den Osama bin Laden und die Idee des heiligen Krieges dort erfahren. Zum anderen schildert er, dass im Machtbereich der Taliban „nicht nur Film

---

<sup>62</sup> Einer solchen Bezugnahme verweigert sich Susan Sontag, indem sie erklärt, dass „dieses Ereignis“ nichts mit Pearl Harbor gemein habe. Vgl. Sontag, „Feige“, sowie weitere Ausführungen dazu in Sontag, „Amerika“. Hier verweist Sontag darauf, dass man es nicht „mit einem anderen Staat zu tun“ habe, sondern „subnational, transnationale Kräfte“ das „mächtige Amerika“ demütigen wollten.

und Fernsehen, Videogeräte und Satellitenschüsseln, sondern auch Theater, Literatur, „Kunst“ und Musik als *haram*, Sünde, gelten“ (Buch, „Taliban“). Buch berichtet von der Popularität frauenfeindlicher Edikte, von ebenso grausamen wie gängigen Hinrichtungspraktiken für Homosexuelle und von der einer Gehirnwäsche gleichkommenden politischen Indoktrination in den Koranschulen.<sup>63</sup> Seiner Ansicht nach ist eben jenes „Kreuzzugsdenken, das friedensbewegte Europäer und Amerikaner ihren eigenen Regierungen vorwerfen, [...] so tief im Islam verwurzelt, dass es den Fundamentalistenführern selbstverständlich“ erscheint<sup>64</sup> (Buch, „Taliban“). Der „durch nichts gebremste[...] Fanatismus der Taliban“ und „deren menschenverachtende Ideologie“ machten – allzumal in Verbindung mit einer strikten Geheimhaltung der Organisationsstruktur und der Identität der Anführer – unzweifelhaft deutlich, dass es sich bei der radikalen islamischen Miliz „um eine echte, und nicht bloß um eine eingebilddete Bedrohung handelt“ (Buch, „Taliban“). Somit habe George W. Bush recht gehabt, „als er von einem Angriff auf die gesamte Menschheit“ sprach, unabhängig davon – so Buch – wie man die Persönlichkeit oder die Politik des amerikanischen Präsidenten ansonsten beurteilen möge (Buch, „Taliban“).

Kurz vor dieser Replik hat deren Adressatin allerdings in einem in *Lettre International* erschienenen Beitrag<sup>65</sup> verschiedene ihrer Aussagen bereits präzisiert bzw. korrigiert. Auch darauf geht Buch ein: Sontag sei inzwischen „ein Stück zurückgerudert“

---

<sup>63</sup> Vgl. hierzu auch Rashid, *Taliban*, insbesondere Kapitel 8 „Das verschwundene Geschlecht: Frauen, Kinder und die Kultur der Taliban“.

<sup>64</sup> Buch bezieht sich hier auf Aussagen des afghanischen Generalstaatsanwalts Jalilullah Maulvizada gegenüber einem pakistanischen Journalisten: Wer kein Muslim ist, hat kein Recht, sich zu religiösen Fragen zu äußern. Der Heilige Koran muss sich nicht den Forderungen der Ungläubigen anpassen, sondern die Ungläubigen müssen sich den Vorschriften des Heiligen Korans unterwerfen“. (zit. nach Buch, „Taliban“). Vgl. auch Rashid, *Taliban*.

<sup>65</sup> Zeitgleich mit der Replik Buchs (am 11. Oktober) erscheint überdies der zweite Beitrag Sontags in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung*. Vgl. Sontag, „Amerika“.

und habe sich „halbherzig“ von ihrem „mit heißer Nadel gestrickten Artikel“ distanziert (Buch, „Taliban“). Die Unstimmigkeiten zwischen beiden Autoren kann aber auch die zweite Abhandlung Sontags, die von in New York gesammelten Eindrücken geprägt ist, nicht ausräumen.

An das Ende seines Briefes stellt Buch schließlich – nachdem er sich zuvor bereits auf Joseph Brodsky berufen hatte – eine vor 60 Jahren von George Orwell verfasste Überlegung: Bevor man von einer Welterneuerung oder vom Frieden reden könne – so Orwell – müsse man Hitler eliminieren und zu diesem Zwecke müsse man „eine Dynamik ins Leben rufen, die zwar nicht notwendigerweise derjenigen der Nazis gleicht, aber den ‚aufgeklärten‘ und hedonistischen Leuten genauso unannehmbar erscheint. [...] Die Kraft, die in Wirklichkeit die Welt formt, entspringt Emotionen, die liberale Intellektuelle mechanisch als Anachronismen abschreiben und gewöhnlich so total in sich selbst ausgerottet haben, dass sie nicht mehr handlungsfähig sind“ (Buch, „Taliban“).

Die Perspektive von Hans Christoph Buch bezieht sich in erster Linie auf inter- und transnationale Entwicklungen und Debatten. Es ist (zunächst noch) nicht der sich in Deutschland nach dem 11. September 2001 entwickelnde Diskurs, auf den der Autor eingeht oder von dem er ausgeht. Vielmehr schreibt er an eine amerikanische Autorin, verweist auf einen in Russland gebürtigen Dichter, der im amerikanischen Exil lebte und schließt mit dem historischen Zitat eines Briten. Das eigene – oder auch das bundesrepublikanische – Verhältnis zu den USA erscheint Buch angesichts der

Bedrohung der westlichen Welt durch islamistische Fundamentalisten absolut zweitrangig; die vielstimmige Kritik, die deutsche Intellektuelle gegenüber den USA äußerten, hält er – zumindest zu diesem Zeitpunkt – eines Kommentars nicht für würdig.

In einem am darauf folgenden Tag mit *Spiegel online* geführten Interview berichtet Buch ebenfalls von seinen in Afghanistan gewonnenen Eindrücken, die er einleitend als „niederschmetternd“ beschreibt. Besonders verblüfft haben den Autor das Ausmaß der Menschenverachtung und der Intoleranz. Es handele sich in dieser Region um Regimes, die „nicht mehr mit den traditionellen Kategorien links/rechts oder islam/nicht islam“ zu fassen seien, denn gemessen an den Mudschaheddin, die gegen die Russen kämpften, seien ihm diese Leute „wir Marsmenschen“ erschienen. Beispielhaft verweist Buch auf den geistlichen Führer der Koranschule Akora Khattak in der Nähe von Peshwar, Maulana Samiul Haq,<sup>66</sup> dessen Denkrichtung eine geradezu faschistisch anmutende Form des Islam sei<sup>67</sup> (Buch, „Roten Khmer“).

Auch ein „Kreuzzugsdenken“ habe der Autor „bei den Taliban und anderen radikal-islamischen Gruppen völlig ungebrochen registriert“. In den USA hingegen sei der Begriff Kreuzzug „eher leichtfertig gefallen“, zumindest habe man sich dort schnell wieder davon distanziert.<sup>68</sup> Unter den Islamisten gebe es jedoch keine Selbstkritik, wie sie „bei uns selbstverständlich“ sei (Buch, „Roten Khmer“).

Auf die Frage, welchen Schluss er aus seinen Reiseerfahrungen ziehen würde, bekennt der Autor, dass seiner Ansicht nach – und so provokant das auch klingen möge –

---

<sup>66</sup> Die Schreibweise variiert, auch Sami Ulhaq.

<sup>67</sup> Gemäß der Haqqania müssen sich – so Samiul Haq gegenüber Buch – die „Ungläubigen [...] dem Islam unterwerfen und nicht umgekehrt.“ Eine Gleichberechtigung gebe es nicht. (Buch, „Roten Khmer“.) Der afghanische Generalstaatsanwalt hatte sich nahezu wortgleich geäußert, s. oben Seite 176, Fußnote 64.

<sup>68</sup> Grass hingegen wirft den USA vor, gern voreilig Kreuzzüge auszurufen.

„die Amerikaner die Taliban stürzen“ sollten. Buch räumt ein, dass eine solche Lösung natürlich auch paradox sei, weil die Amerikaner den Fundamentalismus viel zu lange unterstützt hätten. Der Krieg – als „Konsequenz der falschen Politik zuvor“ – sei aber inzwischen unvermeidlich (Buch, „Roten Khmer“), wenngleich dem Autor der gleichzeitige Abwurf von Bomben und Lebensmitteln nicht behagt und er einräumt, dass es besser wäre, „es ohne Bomben zu machen.“ Dies sei jedoch eine Illusion und ebenso unrealistisch wie die Forderung von Günter Grass,<sup>69</sup> vor einer Invasion „erst die Armut in der Welt abzuschaffen“. Die Amerikaner gelangten schon mit dem Problem Afghanistan fast an die Grenzen ihrer Möglichkeiten. Sie könnten nicht mehrere solcher „Feldzüge“ an verschiedenen Stellen in der Welt ausführen, und sie würden es schon gar nicht schaffen, die Ungleichheit und das Armutsgefälle abzuschaffen, das eben nicht nur – oder auch nur überwiegend – ein Produkt der US-Politik sei.

Die Gefahr, die Taliban durch die Angriffe auf Afghanistan sogar zu stabilisieren, schätzt der Autor hingegen als eher gering ein. Der insgesamt äußerst desolate Zustand des Landes habe die Taliban eher unpopulär gemacht und ein schnelles Zusammenbrechen des Systems sei daher wahrscheinlich. Dennoch bleibe die Militäraktion letztlich „ein Spiel mit Öl am brennenden Feuer“, denn wenn die Taliban nicht eindeutig besiegt würden, könnten auch die prowestlichen Nachbarländer von anti-amerikanischen und anti-europäischen Stimmungen erfasst und destabilisiert werden (Buch, „Roten Khmer“).

Buch hofft, dass sowohl Amerikaner als auch Europäer, die bisher immer nur auf gerade akute Krisen reagiert und die Regionen anschließend ihrem Schicksal überlassen

---

<sup>69</sup> Vgl. Grass' Hinweise auf den Nord-Süd-Bericht in diesem Kapitel.

hätten, es diesmal schaffen, gemeinsam „eine wenigstens im Ansatz demokratische Lösung durchzusetzen“. Damit würden sie unter Beweis stellen, „wirklich was aus der Geschichte gelernt“ zu haben. Die Fahndung nach bin Laden sei hingegen eine nahezu unlösbare Aufgabe, und selbst wenn man sie lösen würde, dann tauche sofort ein neuer solcher Typus auf. Es sei daher wichtiger „etwas nachhaltiges“ für die Menschen dort zu tun (Buch, „Roten Khmer“).

Eine Woche nach der Veröffentlichung des Interviews setzt Hans Christoph Buch sich in einem Gastkommentar in der *Welt* mit der bereits im Titel provozierenden Frage „Was Wissen die Islam-Experten?“ auseinander. Ausgangspunkt seiner Überlegungen ist der Islam, wie er dem Publikum mittels „echter und selbst ernannter Islamexperten in den Talkshows“ dargebracht wird. Buch misstraut den von diesen gebetsmühlenhaft vorgetragenen Beteuerungen, dass „die Mehrzahl der Moslems gemäßigt“ sei und „gewaltbereite Terroristen [...] innerhalb des Islam nur eine verschwindend kleine Minderheit“ darstellten (Buch, „Islam-Experten“). Nach Einschätzung Buchs – ebenso wie nach Ansicht von Peter Scholl-Latour, auf den der Autor sich an dieser Stelle bezieht – ist der Fundamentalismus im islamischen Kulturkreis kein Randphänomen, vielmehr gehöre er zum *Mainstream*.<sup>70</sup> Buch betont erneut, dass das Kreuzzugsdenken, welches „friedensbewegte Europäer und Amerikaner ihren eigenen Regierungen“ vorwerfen, im Islam eine Selbstverständlichkeit sei (Buch, „Islam-Experten“). Der Siegeszug der im Koran verkündeten Religion habe im siebten Jahrhundert „mit Feuer und Schwert“

---

<sup>70</sup> Buch bezieht sich hier erneut auf die Aussage von Samiul Haq, den Vorsteher der Moschee von Akhora Khatak, von der die Taliban-Bewegung ihren Ausgang nahm.

begonnen, kriegerische Tugenden seien seither von großer Bedeutung gewesen, die von den Propheten des Alten und den Aposteln des Neuen Testaments formulierten Zweifel an der eigenen Kultur seien hingegen kaum anzutreffen (Buch, „Islam-Experten“).

Mit Blick auf die Reaktionen im Nachklang der Terroranschläge geht es Buch zu diesem Zeitpunkt weniger um eine Diskussion des Für und Wider militärischer Gewalt. Vielmehr sieht er in den Anschlägen zunächst eine geistige Herausforderung, der man nicht begegnen könne, indem man sich in voreuseilendem Gehorsam dem Aggressor unterwerfe. Seiner Ansicht nach waren die „Zivilgesellschaften Europas und Nordamerikas [...] nicht zu intolerant, sondern viel zu tolerant gegenüber dem Fundamentalismus, der eine religiös bemäntelte Form des Faschismus ist“ (Buch, „Islam-Experten“). Differenzierungen zwischen Europa und Nordamerika oder gar einzelnen Staaten beider Erdteile scheinen Buch aufgrund seiner auf den Nahen Osten bzw. den Islam gerichteten Perspektive dabei zweitrangig zu sein. Der Autor erörtert somit die gegenwärtige Problematik eines religiösen Fanatismus ohne auf spezifisch deutsche Befindlichkeiten gegenüber den USA oder der amerikanischen Außenpolitik einzugehen.

In einem am 14. November in der *Süddeutschen Zeitung* erschienenen Artikel wendet Buch sich jedoch schließlich dem deutschen Diskurs zu. Anlass für den unter dem Titel „Das falsche Gerede“ erschienenen Beitrag des Autors ist der „erbittert geführte Streit um den Beitrag der Bundeswehr zum Feldzug gegen den Terrorismus“ (Buch, „Gerede“). Dieser sei seiner Ansicht nach „eher innen- als außenpolitisch motiviert“ und habe mehr mit „deutschen Be- und Empfindlichkeiten“ zu tun als mit dem Geschehen vor Ort. Denn dort sei gerade ein „vielleicht kriegsentscheidende[r] Erfolg“ erzielt worden – während an der „Heimatfront“ der „Chor deutschsprachiger Warner und Mahner zum

Kanon“ anschwelle (Buch, „Gerede“). Eine auf Deutschland fokussierte Perspektive, die zudem die Situation in Afghanistan weitgehend unberücksichtigt lässt, scheint für den meist international argumentierenden Autor die Beweisführung der Kriegsgegner von vornherein zu diskreditieren. Außerdem drängt sich für Buch die Frage auf, wo „die von Friedensaktivisten mobilisierten Massen denn waren, als afghanische Dörfer und Städte nicht fünf Wochen, sondern zehn Jahre lang von der sowjetischen Luftwaffe in die Steinzeit zurückbombardiert wurden“ (Buch, „Gerede“). Die Millionen von Toten, welche die Sowjetarmee in Afghanistan hinterließ, hätten in der linken Szene keine vergleichbare Empörung ausgelöst.

Nach dieser einleitenden Beschreibung der Situation in Deutschland wendet Buch sich der Lage in Afghanistan zu. Während er zuvor darauf verwiesen hatte, dass die Mehrheit der dortigen Bevölkerung bereit sei, in den Heiligen Krieg zu ziehen, erklärt er nunmehr, dass sich „hinter der zur Schau gestellten Bereitschaft, das eigene Leben zu opfern“, ein großer Pragmatismus verberge (Buch, „Gerede“). Selbst „hartgesottene Taliban-Anhänger“ sagten unter vier Augen, dass sie Angst vor dem Dschihad hätten und ideologische Fanatiker habe er nur unter den religiösen Führern getroffen.<sup>71</sup>

Vor diesem Hintergrund erscheine „die in Deutschland tobende Meinungsschlacht“ anachronistisch und obsolet. Vor Ort streite man nicht über das Pro und Contra eines Militäreinsatzes, und niemand hege die Illusion, dass die Abstimmung der Bundestagsfraktion der Grünen den Weltlauf beeinflussen könne. Es werde im Gegenteil gerade aus der Distanz zu Deutschland deutlich, dass der „Friedenskampf vor allem der Zurschaustellung des eigenen guten Gewissens“ diene und mehr mit

---

<sup>71</sup> Buch verweist an dieser Stelle wiederum auf Samiul Haq, der einer der ideologischen Fanatiker sei, die „mit salbungsvoller Stimme Ungeheuerlichkeiten“ sagten.

innerparteilicher Profilierung und Positionierung zu tun habe als mit Außenpolitik (Buch, „Gerede“). Als Reporter in Afghanistan wisse man hingegen um das hilflose Pendeln zwischen kleineren und größeren Übeln bei jeder politischen und militärischen Konfliktbewältigung. Darüber hinaus habe man mehr als genug damit zu tun, die Gegenwart zu verstehen und lasse sich – „anders als rechte oder linke Stammtischstrategen“ – nur ungern auf Zukunftsprognosen ein (Buch, „Gerede“).

Die Zweifel am Dschihad, die Buch der Mehrheit der afghanischen Bevölkerung nunmehr bescheinigt, scheinen dem Autor – verbunden mit dem von ihm konstatierten Pragmatismus der Menschen – Anzeichen dafür zu sein, dass das Land auf den ‚richtigen‘, sprich: demokratischen Weg gebracht werden kann. Wenngleich der Militäreinsatz dem Autor immer noch ein gewisses Unbehagen bereitet, so präsentiert er sich doch als ein professioneller Beobachter und Diagnostiker, der den deutschen Diskurs zwar wahrnimmt, auf ihn inhaltlich aber nur begrenzt reagieren möchte.

Allerdings macht der Autor in einem drei Tage später, am 17. November 2001, erschienenen Interview seine Position gegenüber den Friedensprotesten noch einmal deutlich. Anlass sind über 40 vom *Stern* publizierte Erklärungen von mehr oder minder prominenten Personen des öffentlichen Lebens, die sich – im Vorfeld der Bundestagsentscheidung über einen Afghanistaneinsatz der Bundeswehr – unisono für das Ende der amerikanischen Angriffe in Afghanistan und gegen den Einsatz deutscher Soldaten aussprechen.<sup>72</sup> Buch, der sich diesem Protest keinesfalls anschließend mag, erläutert, dass er die Meinung der Mehrheit der deutschen Schriftsteller „weder für

---

<sup>72</sup> Vgl. „Stoppt diesen Krieg“. Die Quelle der Erklärung wird in dem *Welt*-Artikel nicht genannt, erschließt sich jedoch aufgrund der im Beitrag zitierten Aussagen von Martin Walser, Franz Xaver Kroetz und Heike Makatsch. Zum Aufruf der Frankfurter Hilfsorganisation *medico international* s. auch oben Seite 145, Fußnote 25.

besonders mutig noch für besonders intelligent“ halte (Buch, „Faschismus“). Zwar teile er selbstverständlich das Unbehagen, dass „jeder Mensch angesichts von Flüchtlingsströmen, von Tod und Zerstörung“ empfinde, dennoch sei seiner Ansicht nach die die Friedensproteste motivierende Grundannahme – gemäß der Terror nicht militärisch bekämpft werden könne – zum damaligen Zeitpunkt bereits widerlegt (Buch, „Faschismus“).

Auf eine im *Stern* abgedruckte Stellungnahme Martin Walsers angesprochen – der die eigentliche Pflicht Europas darin sieht, dem „Freund USA“ zu sagen, dass „man historische Versäumnisse und Fehlentwicklungen nicht durch Krieg [...], sondern allein durch Frieden“ korrigieren könne – erklärt Buch unter Verweis auf Nazi-Deutschland, dass die Annahme, Krieg löse keine Konflikte oder Probleme, ganz einfach falsch sei (Buch, „Faschismus“). Wenngleich der Autor ebenso wie sein Schriftstellerkollege Peter Schneider die Position von Walser ablehnt, so kann er deren Entstehung im spezifisch deutschen Kontext dennoch nachvollziehen. Seiner Ansicht nach ist die deutsche Öffentlichkeit von einem Extrem ins andere gefallen. Der Militarismus von vorgestern sei durch die Unfähigkeit, Krieg überhaupt nur zu denken, ersetzt worden. Dies sei eine Realitätsverkennung, die zu politischem Handeln unfähig mache (Buch, „Faschismus“).

Konfrontiert mit einer gleichfalls im *Stern* abgedruckten Äußerung von Franz Xaver Kroetz, der es für ein Verbrechen hält, „den korrupten Banditenhaufen, der sich Nordallianz nennt, an die Macht zu bomben“, und der befürchtet, dass Deutschland „auf dem Weg zurück ins Kriegsverbrechergeschäft“ sei, bemerkt Buch, dass diese Darlegung „so abwegig“ sei, dass man sie kaum noch qualifizieren könne. Dennoch setzt der Autor sich mit der Aussage Kroetz' auseinander und erläutert, dass die vorhergesagte große

Katastrophe eben nicht eingetreten sei und der Afghanistan-Krieg weniger zivile Opfer gefordert habe als das sowjetische Bombardement des Landes. Damals jedoch sei – wie Buch erneut anmerkt – von den heutigen Friedensfreunden wenig zu hören gewesen, und Franz Xaver Kroetz habe zu jener Zeit im Übrigen noch zur DKP gehört (Buch, „Faschismus“).

Im weiteren Verlauf des Interviews schildert Buch, dass bereits nach den Angriffen auf die amerikanischen Botschaften in Nairobi und Daressalam genau das unternommen wurde, was die Friedensbewegung jetzt als Alternative zum Militärschlag fordere. Präsident Clinton habe damals eine Zivilfahndung nach Osama Bin Laden eingeleitet und dessen Konten sperren lassen – jedoch ohne erkennbaren Erfolg, wie es sich an den Terroranschläge vom 11. September unschwer ablesen lasse (Buch, „Faschismus“).

Der Friedensbewegung wirft der Autor damit erneut die Unfähigkeit vor, „aus der Realität zu lernen“. Sie werde jedoch letztlich anerkennen müssen, dass der Fundamentalismus – der wie man dem Autor in Algerien gesagt habe, „nichts als eine religiös verbrämte Form des Faschismus“ sei (Buch, „Faschismus“) – eine Gefahr für die hiesige Zivilgesellschaft darstelle, und sie werde sich „an den Gedanken gewöhnen müssen, dass es Konflikte gibt, die nicht durch gute Worte und auch nicht durch Geld“ gelöst werden könnten (Buch, „Faschismus“). Den Autor selbst hätten Reisen in Kriegsgebiete „vom blauäugigen Pazifisten zum Realisten“ gemacht. Er habe gesehen, dass „die meisten Gräueltaten nicht von regulären Armeen begangen werden, sondern von Rebellenmilizen und Terroristen“; in solchen Situationen sei man froh, „wenn einem ein UNO- oder Nato-Soldat“ begegne, denn das bedeute, dass ein Ende des Schreckens in

Sicht sei.<sup>73</sup> Auf die Frage, ob der Autor dem damaligen Bundeskanzler Gerhard Schröder und seinem Außenminister Joschka Fischer das Vertrauen<sup>74</sup> aussprechen würde, bemerkt Buch, dass die beiden Politiker sich „in dieser Frage [...] mutig und konsequent verhalten“ hätten – unabhängig davon, was man sonst über sie denke<sup>75</sup> (Buch, „Faschismus“).

Auch in einem am 30.11.2001 in der *Welt* publizierten Gastkommentar beschäftigen den Autor die Reaktionen in Deutschland, diesmal insbesondere die Berichterstattung der Medien. Buch konstatiert zunächst, dass „vom sicheren Logenplatz aus“ ein verzerrtes Bild von Afghanistan gezeichnet werde, von Beginn an seien „Horrorszenarien ausgemalt“ worden, die „von den Kreuzzügen über Vietnam bis zum biologischen und nuklearen Holocaust“ reichten, darunter ginge es nicht (Buch, Absurdistan). Zwar sei Skepsis durchaus angebracht, wenn jedoch „die militärischen Erfolge der Nordallianz ebenso grundsätzlich angezweifelt“ würden wie „der Jubel der Menschen in Kabul nach dem Abzug der Taliban“, dann stimme etwas nicht (Buch, Absurdistan).

Buch erkennt in dieser Form der Berichterstattung eine „negative Voreingenommenheit“, die er auf „zwei nachweislich falsche[...] Prämissen“ zurückführt: Zum einen werde vorausgesetzt, dass es sich bei dem Feldzug gegen die Taliban um „einen Vernichtungskrieg gegen das afghanische Volk“ handele, zum anderen gehe man davon aus, dass es zwischen Nordallianz und Taliban keinen prinzipiellen Unterschied

---

<sup>73</sup> Vgl. hierzu die Beschreibung einer ähnlichen Erfahrung bei Schneider, „Frühling in Sarajevo“.

<sup>74</sup> Am Vortag des Interviews war im Parlament die Vertrauensfrage gestellt worden.

<sup>75</sup> Der Nachsatz erinnert an die Ausführungen über George W. Bush, dem Buch bescheinigt, mit seiner Bezeichnung der Anschläge als „Angriff auf die gesamte Menschheit“ recht gehabt zu haben – unabhängig davon, wie man die Persönlichkeit oder die Politik des amerikanischen Präsidenten ansonsten beurteilen möge (vgl. Buch, „Taliban“).

gebe. Hinter beiden Annahmen steht nach Ansicht des Autors „ein rassistisches Vorurteil, demzufolge alle Afghanen Moslemfanatiker, Räuber, Mörder und Halsabschneider“ seien, man ihnen folglich nicht über den Weg trauen könne. Aus einer „mit Arroganz gemischte[n] Ignoranz gegenüber der fremden Kultur“ resultiere auch die Erwartung der deutschen Medien, das Land könne – nach zwanzig Jahren Diktatur und Krieg – nicht über Nacht zu Frieden und repräsentativer Demokratie zurückkehren. Dennoch fordert Buch die Verantwortung für die Zukunft des Landes zukünftig den Afghanen zu überlassen, „anstatt sie wie unmündige Kinder zu behandeln – als wüssten wir am besten, was gut ist für das afghanische Volk“ (Buch, Absurdistan). Das militärische Vorpreschen Großbritanniens, dessen Spezialtruppen ohne Rücksprache mit der Nordallianz ein Flugfeld besetzten, um dann kleinlaut wieder abzuziehen, sollte – so Buch – anderen Interventionsmächten eine Lehre sein.

Damit richtet der Autor seine Kritik, nach der „Subjekte politischen Handelns zu Objekten fürsorglicher Belagerung“ gemacht würden, an die Adresse Großbritanniens. Als Kenner der Situation vor Ort und als aufmerksamer Beobachter des Kriegsverlaufs wäre es ihm vermutlich unschwer möglich gewesen, an dieser Stelle ebenso ein Beispiel für mangelnde Koordination der US-Streitkräfte mit der Nordallianz zu finden. Dass Buch jedoch den – im Hinblick auf die Truppenstärke vergleichsweise kleinen – britischen Verbündeten bevorzugt, lässt vermuten, dass der Autor eine stereotyper Amerikakritik auch nur ähnelnde Aussage meiden möchte. Zudem führt er die Berichterstattung deutscher Medien auf primär westliche Arroganz zurück, ohne jedoch den Westen weiter zu differenzieren und ohne mögliche, den Tenor der Meldungen ebenfalls beeinflussende, Ressentiments gegenüber den USA zu reflektieren.

In einem weiteren Gastkommentar in der *Welt* vom 15. Dezember 2001 setzt Buch sich unter dem Titel „James Bond gegen Tora Bora“<sup>76</sup> mit dem Sturm auf den Hauptstützpunkt von Al-Quaida auseinander. Mit dem Angriff auf das Tunnelsystem, das als logistische Basis diene und somit „Epizentrum und Schaltzentrale im weltumspannenden Terrornetz“ war, sei die „weltweit als Ausdruck texanischer Westernmentalität“ belächelte Ankündigung von George W. Bush, die Terroristen auszuräuchern und sie aus ihren Schlupflöchern zu holen, wahr geworden (Buch, James Bond). Buch sieht in der „Bergfestung am Hindukusch mit ihren Luftschächten, Gängen und Kammern“, ein „unterirdisches World Trade Center aus Lehm und Granit an Stelle von Beton und Glas“. Daher liege „eine zwingende Symbolik in der Tatsache, dass die Zerstörung der Hochhaustürme in New York mit der Bombardierung von Tora Bora“ beantwortet werde (Buch, James Bond).

Letztlich jedoch sei diese Aktion – wie zwingend der Autor sie selbst auch gerade beschrieben haben mag – laut Buch gar nicht erforderlich gewesen, da „die von den USA geführte Allianz durch den Sturz des Taliban Regimes“ das politische Ziel des Krieges bereits erreicht habe und „die Befreiung des afghanischen Volkes vom radikalreligiösen Joch [...] wichtiger als die Festnahme eines mutmaßlichen Massenmörders“ sei (Buch, James Bond). Zurückzuführen sei der Angriff auf Tora Bora vielmehr auf eine „durch die

---

<sup>76</sup> Der Autor ist der Ansicht, dass das Kriegsgeschehen im Dezember 2001 „immer deutlicher der Regie eines jener James-Bond-Filme“ folge, die „bis vor kurzem als spannende Unterhaltung, nicht aber als realistische Szenarien galten“ (Buch, „James Bond“). Auch Peter Schneider hatte Bezug auf jene Filmfigur genommen und erklärt, dass er sich statt einer Bomberflotte die Entsendung von einigen Dutzend James Bonds wünschen würde, wenn diese in der Wirklichkeit wenigstens halb so erfolgreich agieren könnten wie im Film (vgl. Schneider, „Geiselhaft“).

Medien vermittelte Wahrnehmung der Weltöffentlichkeit“, für welche der Krieg erst gewonnen sei, „wenn Osama Bin Laden tot oder lebendig auf dem Fernsehschirm erscheint“ (Buch, James Bond).

Die Beiträge Buchs – wie auch die seines Schriftstellerkollegen Peter Schneider – machen deutlich, dass der Autor sich von jenen Kriegsgegnern abzugrenzen versucht, die nicht nur jede militärische Intervention per se ablehnen, sondern auch jede Reaktion der amerikanischen Administration unter Präsident Bush scharf kritisieren. Dieses Bemühen um eine Abgrenzung im Amerikadiskurs scheint allerdings – anders als bei Schneider – nicht im Vordergrund der Ausführungen zu stehen. Vielmehr stellt Buch die aktuelle Situation in Afghanistan in den Mittelpunkt seiner Argumentation und setzt dem Chor der Kriegsgegner seine auf Reisen in die Region erworbenen Insiderkenntnisse entgegen. Durch die von Buch gewählte Perspektive steht darüber hinaus der vorderasiatischen Region eine als Einheit gedachte westliche Welt gegenüber. Auf diese Weise gelingt es dem Autor, Ursachen und Folgen der Anschläge vom 11. September 2001 nicht grundsätzlich als „Sache oder Problem der Amerikaner“ zu betrachten und zu bewerten. Zwar wird durchaus Kritik an der amerikanischen Außenpolitik und am amerikanischen Präsidenten deutlich, allerdings in differenzierter, die Situation in Afghanistan stets im Blick behaltender Weise, so dass auch mögliche Ressentiments nie zu pauschalen Schuldzuweisungen oder Verurteilungen führen.<sup>77</sup>

---

<sup>77</sup> Ganz anders gestalteten sich die Ausführungen des Autors über Ronald Reagan in Buch, *Der Herbst des großen Kommunikators*: „Amerika wird von einem an Alterssklerose (*dementia senilis*) leidenden Hollywoodschauspieler regiert, der sich einbildet, Präsident der Vereinigten Staaten zu sein.“ (189) Dennoch versuchte der Autor – zumindest im Nachwort –, sich vom Antiamerikanismus zu distanzieren: „Feindbilder werden von Vorurteilen gespeist, die blind machen für die Realität der Länder und Völker, gegen die sie sich richten [...]. Die Zählebigkeit solcher Propagandaklischees erklärt sich daraus, dass die Wirklichkeit sie auf Schritt und Tritt zu bestätigen scheint: es stimmt ja, dass die Vereinigten Staaten von einem ehemaligen Hollywoodschauspieler regiert werden, der am liebsten Coca-Cola trinkt und in sein

Im Ganzen versucht Hans Christoph Buch somit, nicht die Anschläge und etwaige Kausalzusammenhänge mitsamt entsprechenden Schuldzuweisungen zum Ausgangspunkt seiner Argumentation zu machen. Vielmehr grenzt er sich von diesen Mustern des tradierten Amerikadiskurses ab, indem er auf Grundlage seiner Erfahrungen in Afghanistan argumentiert und dabei möglichst überzeugende und authentische Berichte zu liefert. Angelpunkt der Texte ist die Betonung seiner persönlichen Kenntnisse und Einsichten – die sich ebenso auf das vorderasiatische Land erstrecken wie auf zahlreiche andere Krisen- und Kriegsgebiete . Auf diese Weise unterläuft Buch nicht nur die heimische, ganz auf die USA fixierte Debatte nach dem 11. September, vielmehr versucht er, sie durch sein Expertenwissen auch zu konterkarieren. Allerdings muss er dabei zuweilen erleben, dass sich seine Stellungnahmen gerade wegen ihrer Unmittelbarkeit nicht in die Strukturen des deutschen Diskurses einfügen. So waren beispielsweise andere, besonders auch jüngere Autoren und Intellektuelle nicht an seinen Erfahrungen und Einsichten interessiert und reagierten, wie Buch erbittert feststellen musste, auf seine Warnungen vor einem neuen Antiamerikanismus nur mit „Hohngelächter und Spott“<sup>78</sup> (Buch, „Jung sein ist nicht alles“).

---

atomares Kriegsspielzeug vernarrt ist, mit dem er das Reich des Bösen (und damit die ganze Welt) in die Steinzeit zurückbombardieren möchte. Wer so argumentiert, vergisst, dass Reagan nicht Hitler ist und dass in den USA, anders als in Europa, totalitäre Diktaturen nie eine Chance gehabt haben.“ (205).

<sup>78</sup> Buch führt aus, wie er anlässlich eines Schriftstellerkongress mit der thematischen Vorgabe ‚Der 11. September 2001 und die Folgen für die Literatur‘ erfahren musste, dass die Schriftsteller sich mehr oder weniger einig waren, „die Opfer des Anschlags seien selber schuld, denn Amerika, der Liberalismus, die Globalisierung oder was auch immer habe die Attentäter, deren tiefe Religiosität für Westler unverständlich sei, zu dieser Reaktion provoziert.“ Buch beklagt, dass niemand etwas hören wollte, von seinen Reisen in Kriegs- und Krisengebiete – von Algerien bis Osttimor und von Ruanda bis Tschetschenien – „denn das war falsche Unmittelbarkeit, während der Dichter, dessen Realitätserfahrung sich auf Zappen im Fernsehen beschränkt, näher dran ist am virtuellen Puls der Zeit.“ (Buch, „Jung sein ist nicht alles“).

Insgesamt ermöglicht es die zurückhaltend, nahezu ganz von Amerika abgewandte Haltung dem Autor aber, den tradierten deutschen Amerikadiskurs als weitgehend irrelevant erscheinen zu lassen. Hans Christoph Buch zeigt damit, wie trotz Vorbehalten gegenüber den USA eine intellektuelle Auseinandersetzung über die Terroranschläge und deren Folgen möglich ist, ohne direkt die Formen und Muster der hergebrachten Amerikawahrnehmung und -interpretation fortschreiben zu müssen.

#### 4.2 TACHELES UNTER FREUNDEN UND THEORIEN ZUR GEWALT: GÜNTER GRASS UND HANS MAGNUS ENZENSBERGER

##### *GÜNTER GRASS – ZUR PERSON*

Der zukünftige Literatur-Nobelpreisträger Günter Grass wurde am 16. Oktober 1927 in Danzig-Langfuhr geboren, wo er auch aufwuchs und bis zur Einberufung zum Arbeitsdienst im Frühjahr 1944 das Gymnasium besuchte.<sup>79</sup> Im Sommer des Jahres folgte eine Ausbildung zum Flakhelfer, kurz darauf erhielt Grass einen Einberufungsbefehl zur Wehrmacht.<sup>80</sup> In den letzten Tagen des Krieges bei Rückzugsgefechten an der Front verwundet, erlebte er den 8. Mai 1945 in einem Militärlazarett in Marienbad. Von dort wurde er zunächst in das amerikanische Kriegsgefangenenlager Bad Aibling verlegt, später jedoch in die britische Besatzungszone überstellt. Nach seiner Entlassung begann

---

<sup>79</sup> Hierzu und zum folgenden vgl. *Munzinger Internationales Biographisches Archiv* 06/2000 (ergänzt um Nachrichten durch MA-Journal bis KW 42/2002); Killy *Literaturlexikon* Bd. 4, 313ff.; Jürgs, *Bürger Grass*.

<sup>80</sup> Die im Herbst 2006 enthüllte Mitgliedschaft des Autors in der Waffen-SS, an die sich eine vehemente öffentliche Debatte anschloss, wird hier nicht mehr einbezogen; sie stellt zudem die hier unternommene Darstellung nicht grundsätzlich in Zweifel.

der zukünftige Autor – nachdem er seinen Lebensunterhalt zunächst als landwirtschaftliche Aushilfe und als Arbeiter in einem Kalibergwerk bestritten hatte – eine zweijährige Ausbildung zum Steinmetz. Der Ausbildung folgte ein vierjähriges Studium der Grafik und Bildhauerei an der Düsseldorfer Kunstakademie; im Anschluss daran ging Grass 1953 als Schüler des Bildhauers Karl Hartung an die Hochschule für Bildende Künste nach Berlin.

Drei Jahre später zog der Autor – gemeinsam mit seiner damaligen Frau Anna – nach Paris, wo das Paar bis 1959 lebte. In dieser Zeit gab Grass die Bildhauerei zunächst weitgehend zugunsten seiner schriftstellerischen Arbeit auf. Eine erste Anerkennung für sein literarisches Schaffen hatte er bereits 1955 bei einem Lyrikwettbewerb<sup>81</sup> sowie bei der Gruppe 47 gefunden. Diese verlieh dem jungen Autor nach einer Lesung aus dem Manuskript der *Blechtrommel* (1959) im Jahre 1958 den Preis der Gruppe 47.<sup>82</sup> Mit diesem Roman, den Volker Schlöndorff 20 Jahre später verfilmte, gelang dem Autor der internationale Durchbruch.<sup>83</sup> Es folgten die Novelle *Katz und Maus* (1961) und der Roman *Hundejahre* (1963), zusammenfassend vom Autor auch als Danziger Trilogie bezeichnet.

Nach Grass' Rückkehr aus Paris kam es in Berlin zu ersten Kontakten zwischen dem Autor und dem Kanzlerkandidaten der SPD, Willy Brandt. Grass begann die Wahlreden von Brandt zu bearbeiten und engagierte sich in den folgenden Jahren bei

---

<sup>81</sup> Für das Gedicht *Lilien aus Schlaf* erhielt Grass den dritten Preis im Lyrikwettbewerb des Süddeutschen Rundfunks. 1956 erschien Grass' erster Gedichtband *Die Vorzüge der Windhühner*, im selben Jahr gab es eine erste Ausstellung mit Plastiken und Grafiken des Künstlers in Berlin.

<sup>82</sup> Im selben Jahr erhielt Grass auch den Förderpreis des Kulturkreises im Bundesverband der Deutschen Industrie. Die Verleihung des dem Autor zuerkannten Bremer Literaturpreises im darauf folgenden Jahr verweigerte der Bremer Senat.

<sup>83</sup> 1962 erhielt der Autor den französischen Literaturpreis „Le meilleur livre étranger“ für *Die Blechtrommel*. Im darauf folgenden Jahr wurde Grass in die Berliner Akademie der Künste aufgenommen.

Bundestags- sowie schleswig-holsteinischen Landtagswahlkämpfen in selbst organisierten Wahlkampfveranstaltungen für die SPD.<sup>84</sup> Immer wieder nahm der Autor öffentlich Stellung zu aktuellen innen- und außenpolitischen Themen<sup>85</sup> – mal im Konsens mit der SPD, häufiger standen die Ansichten des Autors jedoch denen der Partei entgegen. Vom politischen Engagement des Autors in dieser Zeit geprägt sind dessen Lyrikband *Ausgefragt* (1967), die Stücke *Die Plebejer proben den Aufstand* (1966) und *Davor* (1969) sowie der Roman *örtlich betäubt* (1969). Die Erzählung *Aus dem Tagebuch einer Schnecke* (1972) dokumentiert Grass' Sicht auf den Bundestagswahlkampf von 1969 und setzt sich mit der Frage nach der Verantwortung der Intellektuellen auseinander.<sup>86</sup>

In den folgenden Jahren traten die grafischen und zeichnerischen Ambitionen des Autors wieder in den Vordergrund, und er publiziert eine Reihe von Radierungen, Grafiken bzw. Lithografien, oft versehen mit Gedichten. 1977 machte Grass mit dem Welterfolg *Der Butt* allerdings wieder als Schriftsteller von sich reden. Zwei Jahre später folgte die Erzählung *Das Treffen in Telgte*, 1980 der äußerst kontrovers diskutierte Roman *Kopfgeburten*.

Nach dem Bruch der sozialliberalen Koalition und dem Misstrauensvotum gegen den damaligen Bundeskanzler Helmut Schmidt im September 1982 trat Grass in die SPD

---

<sup>84</sup> Siehe auch Munkel, „Intellektuelle für die SPD“.

<sup>85</sup> Grass forderte 1967 die Anerkennung der Oder-Neiße-Grenze, beteiligte sich an Protestaktionen gegen die Notstandsgesetze, gegen „autoritären Klerikalismus“ und gegen die „Unterdrückung der Freiheit in der DDR“.

<sup>86</sup> Deutlich wird in der mit einer Chronik der Danziger Judenverfolgung verwobenen Erzählung die Stoßrichtung gegen die Außerparlamentarische Opposition auf der einen und den ehemaligen Nationalsozialisten Kurt Georg Kiesinger auf der anderen Seite.

ein und begann sich in der Friedensbewegung zu engagieren.<sup>87</sup> Dokumentiert sind Grass' Stellungnahmen zur Situation der Bundesrepublik beispielsweise in *Widerstand lernen. Politische Gegenreden 1980-1983* (1984). Im Umfeld des vormals von ihm abgelehnten außerparlamentarischen Engagements entstand das Konzept des 1986 publizierten „Warnbuchs“ *Die Rätin*.

Ebenfalls als Warner und Mahner präsentierte sich Grass in der politischen Diskussion um die Vereinigung der beiden deutschen Teilstaaten nach 1989/90. Der Autor sprach sich vehement gegen eine „Ruck-zuck-Einheit“ aus und plädierte stattdessen – wie in *Deutscher Lastenausgleich. Wider das dumpfe Einheitsgebot* (1990) und in *Deutschland, einig Vaterland?*, einem Streitgespräch mit Rudolf Augstein, deutlich wird – für das langsame Zusammenwachsen zu einer föderalistische Kulturnation.<sup>88</sup>

1992 erschienen die *Unkenrufe*, in denen Grass sich mit der schwierigen Frage der Versöhnung der Deutschen mit sich selbst und mit den östlichen Nachbarn auseinandersetzt. Im selben Jahr trat Grass wegen der Änderung der Asylgesetzgebung aus der SPD aus.<sup>89</sup> In *Ein weites Feld* rückte dann 1995 erneut die DDR in den Blickwinkel des Autors. Das Werk, das die Zeit zwischen Mauerbau und Wiedervereinigung thematisiert, löste nicht nur heftige Reaktionen, sondern mit einem – als Titelstory im *Spiegel* an prominenter Stelle publizierten – Verriss von Marcel Reich-

---

<sup>87</sup> Der Autor war Mitunterzeichner des Heilbronner Manifests vom 17. Dezember 1983, in welchem Schriftsteller, Wissenschaftler und Künstler wegen der Stationierung von Pershing-2-Raketen in der Bundesrepublik öffentlich zur Wehrdienstverweigerung aufriefen.

<sup>88</sup> Vgl. dazu Jäger und Villingner, eds., *Die Intellektuellen und die deutsche Einheit* 227-247.

<sup>89</sup> Dennoch engagierte sich Grass in den Bundestagswahlkämpfen der darauf folgenden Jahre weiterhin für die SPD. So war er beispielsweise 1994 Mitbegründer einer Wählerinitiative, die den Kandidaten der SPD – Wolfgang Thierse – im Wahlkreis Berlin Mitte / Prenzlauer Berg (erfolglos) unterstützte. Gewonnen wurde der Wahlkreis von dem PDS-Kandidaten und renommierten DDR-Schriftsteller Stefan Heym.

Ranicki auch einen handfesten Skandal<sup>90</sup> aus. Nach Ansicht Grass waren – wie er in seiner Dankesrede zur Entgegennahme des dänischen Sonning-Preises 1996 sagte – die zahlreichen kritischen Rezensionen von nichts weniger als einem „kompakten Vernichtungswillen“ geprägt.<sup>91</sup>

Bereits im Voraus hoch gelobt wurde hingegen das im Sommer 1999 erschienene Werk *Mein Jahrhundert*, das anhand von einhundert teils autobiografischen, teils fiktiven Geschichten die Höhen und Tiefen des 20. Jahrhunderts nachzeichnet. Ein Höhepunkt im (schriftstellerischen) Leben des Autors kündigte sich im Herbst desselben Jahres an, als die Schwedische Akademie der Wissenschaften mitteilte, dass Günter Grass zum Literaturnobelpreisträger gewählt worden war. In den Pressekommentaren zur Verleihung dieser Auszeichnung wurde einhellig nicht nur das schriftstellerische Werk des Autors, sondern auch dessen politisches Engagement gewürdigt.

2002 erschien *Im Krebsgang*, für das Grass den Bücherpreis des Börsenvereins des Deutschen Buchhandels erhielt. Zu den weiteren Auszeichnungen des Autors gehören neben zahlreichen nationalen und internationalen Literaturpreisen, darunter etwa der renommierte Georg-Büchner-Preis (1965) oder der Thomas-Mann-Preis der Stadt Lübeck (1996), auch Ehrendoktorwürden am Kenyon College (1965), an der Harvard University (1976), an der Universität Gdansk (1993) sowie an der Freien Universität Berlin (2005). Grass ist zudem Ehrenbürger von Danzig sowie Mitglied der Berliner Akademie der Künste und der Akademie für Kunst und Wissenschaft in Boston.

---

<sup>90</sup> Die Titelseite des *Spiegel* vom 21. August 1995 zierte eine Fotomontage, die einen das Grass-Buch zerreißen Marcel Reich-Ranicki zeigte.

<sup>91</sup> Vgl. *Munzinger Internationales Biographisches Archiv*. Der französische Publizist und Historiker Mannoni beschäftigte sich mit der Aufnahme des Werkes und kam zu dem Schluss, dass die Debatte um Grass' Buch zeige, wie schwierig die Identitätsfindung für den deutschen Staat sei. Vgl. Mannoni, *Un écrivain à abattre*.

## GÜNTER GRASS – ANMERKUNGEN ZUM 11. SEPTEMBER 2001

„Ich fühle mich vielen Amerikanern und dem Land gegenüber als Freund verbunden. Freundschaft verlangt aber auch, einem Freund in den Arm zu fallen, wenn er droht, etwas falsch zu machen, und wenn man ihn darauf aufmerksam machen kann, dass er dabei ist, einen Fehler zu begehen oder Fehler zu wiederholen. Solche offene Kritik gehört für mich zur Loyalität. Wenn man das unter Antiamerikanismus abbucht, hört die Diskussion auf“  
(Grass, „Amerikanische Politik“).

So beschreibt Günter Grass sein Verhältnis zu den USA in einem am 10. Oktober – und damit rund einen Monat nach den Anschlägen, allerdings nur zwei Tage nach Beginn der Luftangriffe auf Afghanistan – erschienenen Interview mit der Online Ausgabe des *Spiegel*.<sup>92</sup> Darin kritisiert der Autor die amerikanische Regierung unter Präsident Bush, spricht sich gegen den Militäreinsatz aus und schlägt vor, zur Eindämmung des Terrorismus an einer Lösung des bereits von der Nord-Süd-Kommission prophezeiten Konflikts zu arbeiten.<sup>93</sup>

Zuvor hatte der Autor lediglich anlässlich einer Lesung an der Berliner Volksbühne am 23. September beklagt, dass nach den Anschlägen von New York und Washington kaum die eigentlichen Ursachen interessieren würden.<sup>94</sup> Außerdem forderte

---

<sup>92</sup> Grass, „Amerikanische Politik“.

<sup>93</sup> Die Nord-Süd-Kommission war eine unter dem Vorsitz von Willy Brandt 1977 gegründete „Unabhängige Kommission für Internationale Entwicklungsfragen.“ Sie legte nach mehr als zweijähriger Arbeit den Vereinten Nationen den Bericht „Das Überleben sichern. Gemeinsame Interessen der Industrie- und Entwicklungsländer“ vor. Die auch unter dem Namen Brandt-Report bekannt gewordene Studie lenkte die Aufmerksamkeit auf die aktuellen Probleme der Dritten Welt und forderte eine Integration der unterprivilegierten Länder des Südens in die Weltwirtschaft. Auch bis dato vernachlässigte Themen wie das Verhältnis von Wirtschafts- und Bevölkerungsentwicklung, Umwelt sowie Abrüstung wurden aufgegriffen. Ein Verfahrensvorschlag, den Nord-Süd-Dialog auf höchster politischer Ebene zu aktivieren, wurde 1981 im mexikanischen Cancun erstmals verwirklicht. Neue Impulse gingen von dieser Konferenz allerdings nicht aus. Vgl. „Nord-Süd-Bericht“.

<sup>94</sup> Vgl. „Günter Grass für ‚zivilisierte Antwort‘ auf die Anschläge in den USA“.

er am Rande der – bezeichnenderweise unter der Devise ‚Raus aus dem Elfenbeinturm‘ stehenden – Mitgliederversammlung der Akademie der Künste Anfang Oktober ein „vernehmbares Nachdenken“.<sup>95</sup>

Dieses ist auch der Tenor eines am 27. Oktober in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* erschienenen Interviews. Darin fordert der Autor – wie bereits der Titel deutlich macht – den Westen auf, sich endlich zu fragen, „was er falsch gemacht“ habe. Darüber hinaus legt er seine Vorstellungen von der Rolle Deutschlands bzw. Europas im Afghanistankonflikt dar und verweist erneut auf die Bedeutung des unter dem Vorsitz von Willy Brandt entstandenen Nord-Süd-Berichts.<sup>96</sup>

Als Reaktion auf die Ankündigung des damaligen Bundeskanzlers Schröder, die für den 16. November angesetzte Bundestagsabstimmung über den Einsatz deutscher Truppen in Afghanistan mit der Vertrauensfrage zu verbinden, unterzeichnet Grass gemeinsam mit namhaften Schriftstellern aus aller Welt einen am 14. November von *medico international* veröffentlichten Appell, in dem die Politiker aufgefordert werden, zu Verhandlungen zurückzukehren und eine diplomatische Lösung anzustreben.<sup>97</sup>

In einem dritten, am 15. November in der *Süddeutschen Zeitung* erschienenen Interview verweist der Autor wiederum auf die seiner Ansicht nach nicht ausreichend berücksichtigten Erkenntnisse der Nord-Süd-Kommission. Zu diesem Zeitpunkt

---

<sup>95</sup> Vgl. „Kampf der Bösen gegen die Bösen“ 8 sowie Alan Posener. „Das steinerne Herz II“ 3.

<sup>96</sup> Zu Beginn des Interviews beschäftigt der Autor sich zunächst mit den vorangegangenen Wahlen in Berlin, insbesondere mit dem im Osten der Stadt eindeutig ausgefallenen Votum für die PDS (vgl. Grass, „Westen“).

<sup>97</sup> Siehe oben Seite 145, Fußnote 25.

beschäftigen den Autor – wohl nicht zuletzt aufgrund der bevorstehenden Abstimmung im Bundestag – allerdings vornehmlich innenpolitische Themen und er empfiehlt Schröder „mehr Brandt, weniger Schmidt“.

Die drei genannten Interviews bilden die Grundlage des folgenden Untersuchungsabschnitts,<sup>98</sup> sie werden fallweise durch weitere knappe Stellungnahmen des Autors ergänzt. Bereits die Publikationsdaten der drei Beiträge weisen darauf hin, dass der Militäreinsatz in Afghanistan im Zentrum der Überlegungen von Grass steht und die Terroranschläge oftmals lediglich am Rande thematisiert werden. Außerdem kann schon an dieser Stelle festgehalten werden, dass Grass für seine Stellungnahmen einzig die Form des Interviews wählt und – im Gegensatz zu seinen Schriftstellerkollegen – nicht die Form eines Kommentars.

Der erste längere und differenzierte Beitrag des Nobelpreisträgers, der fast genau einen Monat nach den Terroranschlägen erscheint, könnte auf den ersten Blick als eine der vieldiskutierten späten (oder verspäteten) Reaktionen deutscher Intellektueller angesehen werden. Dennoch zeigt sich nicht nur im Hinblick auf den Zeitpunkt der Veröffentlichung, sondern auch anhand der Thematik, dass der Autor primär seine Haltung zum Militäreinsatz in Afghanistan deutlich machen möchte, es sich also nur indirekt um eine Reaktion auf den 11. September handelt. Entsprechend lautet die erste an den Autor gerichtete Frage, ob dieser den Krieg für gerechtfertigt halte. Eine direkte Antwort vermeidend, bezieht sich Grass auf den damaligen Bundespräsidenten Johannes

---

<sup>98</sup> Ein im November 2002 in *Outlook India* erschienenes Interview (Grass, „Calcutta Robbed Me Of Words, I Was Mute.“) bleibt hier weitgehend unberücksichtigt, da diese Untersuchung sich primär auf die Debatte im deutschen Feuilleton bezieht, es aufgrund des Publikationszeitpunktes außerhalb des eigentlichen Untersuchungszeitraums liegt und sich außerdem darin kaum Aspekte finden, die nicht auch in den untersuchten Interviews ausführlich thematisiert werden.

Rau, der „sehr klug gesagt hat, wie eine Zivilgesellschaft auf einen Anschlag wie in New York reagieren sollte“, nämlich „zivil“ (Grass, „Amerikanische Politik“). Grass bezieht sich damit vermutlich auf ein am 16. September im Deutschlandfunk gesendetes Interview, in dem der damalige Bundespräsident erklärte, dass die Menschheit die Anschläge vom 11. September als einen „Angriff auf die Zivilisation insgesamt“ empfinde, „nicht auf Amerika allein, nicht auf den Kapitalismus allein, nicht auf Globalisierung allein, sondern auf die Zivilisation, die in vielen, vielen Jahrhunderten aufgebaut worden ist“. Und darum müsse man „mit zivilen Mitteln agieren“.<sup>99</sup> Auf eine am 9. Oktober in Leipzig gehaltene Rede des Bundespräsidenten, in welcher Rau explizit auf den Einsatz militärischer Mittel eingeht und erklärt, dass dem Wunsch zu morden, Einhalt geboten werden müsse – und zwar durch den Staat, geht Grass freilich nicht ein. Rau erläutert, dass es dort, wo der Einzelne dieses Recht nach Gutdünken für sich reklamieren, der staatlichen Gegengewalt – „und wo nötig auch militärischer“ bedürfe. Diesen Widerspruch müsse man aushalten: „Wir müssen Gerechtigkeit und Frieden notfalls dort auch mit militärischen Mitteln durchsetzen, wo sie durch Gewalt bedroht sind und wo der Dialog verweigert wird.“ Gleichzeitig fordert Rau, mit dem Terrorismus in einer Art umzugehen, „die unserer Zivilisation gerecht wird“ und verweist darauf, dass der Zweck auch diesmal nicht jedes Mittel heilige. Der amerikanischen Regierung bescheinigt er eben nicht reflexartig reagiert, sondern ihre Reaktion umsichtig vorbereitet und umfassend abgestimmt zu haben. Damit habe sie Stärke bewiesen.<sup>100</sup>

---

<sup>99</sup> Vgl. Rau, „Deutschlandfunk-Interview der Woche mit Bundespräsident Johannes Rau“.

<sup>100</sup> Vgl. die Rede des Bundespräsidenten am 9. Oktober 2001 in Leipzig: Rau, „Verschiedenheit achten - Gemeinsamkeit stärken“. – Anlässlich der Entgegennahme der Leo-Baeck-Medaille am 13. November 2001 in New York erklärt Rau, dass sich die „zivilisierte Welt“ nach den Terroranschlägen erneut ihrer gemeinsamen Werte bewusst geworden sei. Und diese Werte müssten „gegen die Barbarei des Terrorismus

Grass erklärt hingegen, dass Militärschläge nie zivil seien, auch nicht, wenn gleichzeitig Lebensmittelpakete abgeworfen würden. Die Militärangriffe stellen für den Autor a priori keine adäquate Reaktion auf die Anschläge dar; inwieweit sie durch die Anschläge „gerechtfertigt“ sein mögen oder nicht, bleibt indes unklar. Auch auf die Nachfrage, ob die USA und ihre Verbündeten im Hinblick auf den konkreten Anlass des Militäreinsatzes nicht im Recht seien, bleibt Grass eine Antwort schuldig. Zwar räumt der Autor ein, dass die amerikanische Bevölkerung „pauschal durch diese Terrorakte ohnegleichen zu Unrecht getroffen worden“ und dies „unzweideutig zu verurteilen“ sei, dennoch müsse die amerikanische Politik Gegenstand der Kritik bleiben (Grass, „Amerikanische Politik“). Diese – auch von Kathrin Röggla vorgenommene – Unterscheidung zwischen Bevölkerung und Administration lässt Grass daher Mitgefühl „mit den Opfern des Terrors“ bekunden. Sie führt ihn aber auch zu der Aussage, daß niemand ihn zwingen könne, „Mitgefühl mit der amerikanischen Regierung zu haben“ und „auch mit der eigenen nicht“ (Grass, „Amerikanische Politik“). Zwar ist es möglich, dass der Autor es per se für ausgeschlossen hält, Mitgefühl für Regierungen zu empfinden. Auf der anderen Seite lässt diese Äußerung jedoch eher den Eindruck entstehen, dass Grass im Hinblick auf die Militärangriffe eine Differenzierung zwischen der deutschen und der amerikanischen Regierung nicht für erforderlich hält.

---

verteidigt werden. Darum sind leider auch militärische Mittel notwendig. Brutalen Tätern, die sich jedem Dialog entziehen, kann nicht anders begegnet werden. Dabei müssen wir das politische Ziel im Auge behalten, dem Übel des internationalen Terrorismus den Nährboden zu entziehen. Dazu gehören die Bekämpfung von Armut und Ausbeutung, von Elend und Rechtlosigkeit. Dazu gehören verstärkte Anstrengungen, damit alte Konflikte gelöst werden. Den Dialog der Kulturen müssen wir in dem Bestreben führen, Gemeinsamkeiten zu suchen und in der ehrlichen Bereitschaft, Verschiedenheit zu respektieren.“ (Vgl. Rau, „Rede von Bundespräsident Johannes Rau anlässlich der Entgegennahme der Leo-Baeck-Medaille“).

Konkreter wird der Autor erst, als die Positionen der verschiedenen Parteien im deutschen Bundestag thematisiert werden. Grass spricht seine Bewunderung für die Grünen aus, da die Partei um eine richtige Entscheidung ringe. Einem begrenzten Militärschlag, für den sich die Grünen mittlerweile ausgesprochen haben, könnte auch er zustimmen, allerdings nur unter der Voraussetzung, „dass man im Fall Bin Laden weiß, wo er innerhalb der nächsten 24 Stunden steckt“. Dies sei jedoch nur schwer auszumachen. Würde ein begrenzter Militärschlag nur auf einen Verdacht hin ausgeführt und würde er daher Bin Laden nicht mehr treffen, so treffe er Unschuldige (Grass, „Amerikanische Politik“). In dieser Darstellung erscheint Bin Laden als der einzig Schuldige und folglich als einziges legitimes Ziel einer Militäraktion.

Weiterhin befürchtet der Autor, dass sich der Militäreinsatz in Afghanistan „zu einem latenten Kriegszustand über Jahre ausdehnen wird – in der Diktion der Vereinigten Staaten von Schurke zu Schurke, von Schurkenstaat zu Schurkenstaat.“ Dies könne aber nach Ansicht von Grass, der hier ganz ähnlich wie sein Schriftstellerkollege Hans Christoph Buch argumentiert, „eine Destabilisierung in einer sehr gefährlichen Region“<sup>101</sup> nach sich ziehen. (Grass, „Amerikanische Politik“) Während Buch jedoch aufgrund der aktuellen Situation in Afghanistan davon überzeugt ist, dass das Risiko einer Destabilisierung in Kauf genommen werden muss, ist dieses geopolitische Krisenszenario für Grass ein weiteres Indiz dafür, dass ein Militärschlag grundsätzlich ein untaugliches Instrument darstellt.

---

<sup>101</sup> Grass ist der Ansicht, dass „Indien zuschlagen“ werde, sobald man Pakistan destabilisiere (Grass, „Amerikanische Politik“).

Dringend notwendig ist nach Ansicht des Autors hingegen die Einberufung einer Weltwirtschaftskonferenz „auf Grundlage des Nord-Süd-Berichts<sup>102</sup> von Willy Brandt und dessen Fortschreibung unter Berücksichtigung der Folgen der Globalisierung.“ Denn auch hierbei seien die Betroffenen und Geschädigten in erster Linie die Staaten des Südens. Wenn man das nicht bedenke, werde man dem Terrorismus nicht beikommen. Das Problem sei folglich nicht mit Militärschlägen zu bewältigen, denn diese erzeugten lediglich Verzweiflung. Konkret wirft der Autor der US-Regierung vor, man habe in der Vergangenheit und „aus reiner Zweckpolitik“ Bin Laden gemeinsam mit anderen Mudschahidin von der CIA ausbilden lassen, welche „im Grunde, in ihrer Praxis auch eine terroristische Vereinigung“ gewesen sei. Das müsse man sehen und es mache keinen Sinn, nur mit den Fingern auf andere zu zeigen (Grass, „Amerikanische Politik“). Die hier vorgebrachte Kritik äußert auch Buch in ähnlicher Weise, allerdings leitet er aus früheren außenpolitischen Fehleinschätzungen und Versäumnissen der Vereinigten Staaten nicht notwendig ein Votum gegen die Militäraktion in Afghanistan ab; vielmehr ist der Krieg seiner Ansicht nach als Konsequenz einer falschen Politik nunmehr unvermeidlich (vgl. Buch, „Roten Khmer“).

Dem Hinweis seiner Interviewpartner von *Spiegel Online*, dass Fehler in der amerikanischen Außenpolitik doch an den aktuellen Gefahren durch einen islamistischen Terrorismus nichts ändern würden, widerspricht Grass nicht, setzt aber seine Vorwürfe gegen die „eine verbliebene Weltmacht“ weiter fort. Diese würde „die Welt nach ihrem eigenen Bild pauschal in Gut und Böse“ teilen, habe aber „aus ihrer Ich-Bezogenheit heraus wenig Ahnung vom Rest der Welt“. Den Vorwurf exzentrischer Naivität richtet

---

<sup>102</sup> Grass bemängelt, dass niemand Konsequenzen aus den Erkenntnissen der Kommission gezogen habe.

der Autor hier nun nicht mehr allein gegen die amerikanische Administration, vielmehr erklärt er, dass ihm diese Ahnungslosigkeit „bei sehr vielen intelligenten Menschen in den USA“ auffalle, mit denen er gut befreundet sei. Sie gingen davon aus, eine dominierende Weltmacht zu sein, die alles unter Kontrolle halten könne, und erst jetzt fragten sich auch amerikanische Intellektuelle warum man die USA in der Welt so sehr hasse. In Deutschland, so Grass, würden sich derartige Überlegungen unmittelbar dem Dauervorwurf eines Antiamerikanismus aussetzen. Anzunehmen, „jede Kritik an den Vereinigten Staaten habe mit Antiamerikanismus zu tun“, sei jedoch nicht nur „töricht und diffamierend, sondern auch ein falscher Freundschaftsdienst“ (Grass, „Amerikanische Politik“). Wie bereits einleitend zitiert, bekundet Grass, dass er sich „vielen Amerikanern und dem Land gegenüber als Freund verbunden“ fühle und gerade aus diesem Gefühl der Freundschaft und Loyalität die Verpflichtung entstehe, offen Kritik zu üben.<sup>103</sup> Würde diese Kritik pauschal unter Antiamerikanismus abgebucht, dann höre jedwede Diskussion auf.

Während – wie anhand dieser Problematik über die Zulässigkeit bzw. Unzulässigkeit von amerikakritischen Äußerungen noch einmal deutlich wird – in diesem ersten Interview die persönliche Haltung des Autors gegenüber den USA eine wichtige Position einnimmt, stehen die bilateralen Beziehungen zwischen den USA und der

---

<sup>103</sup> Dieses trifft – wie Grass an anderer Stelle in dem Interview ausführt – auch auf Israel zu: „Dazu gehört auch der Mut, Israel endlich dazu zu bringen, seine Besatzungspolitik aufzugeben, die nun schon über Jahrzehnte geht. Israel muss aber nicht nur besetzte Gebiete räumen. Auch die Besitznahme palästinensischen Bodens und seine israelische Besiedlung ist eine kriminelle Handlung. Das muss nicht nur aufhören, sondern rückgängig gemacht werden. Sonst kehrt dort kein Frieden ein. Diese Voraussetzungen müssen von Israel geleistet werden. Aber dieses Auge um Auge, Zahn um Zahn der gegenwärtigen Politik schaukelt allen Zorn nur noch weiter hoch, und sorgt dafür, dass immer neue Bin Ladens mit anderen Namen nachwachsen.“ Für den Autor ist es „auch ein Freundschaftsbeweis Israel gegenüber, dass ich es mir erlaube, das Land zu kritisieren - weil ich ihm helfen will.“ Damit sei er sich einig mit seinem israelischen Schriftstellerkollegen Amos Oz und vielen Freunden, die das gleiche in Israel täten. Solche Kritik aber zu kritisieren - damit müsse man aufhören. (Grass, „Amerikanische Politik“).

Bundesrepublik im Zentrum des zweiten Interviews. Auf die „Regierungsrhetorik“ seiner alten Partei, der SPD, angesprochen, bekennt der Autor am 27. Oktober in der FAZ, von „Schröders Formulierung, mit der er ‚uneingeschränkte Solidarität‘ zusagt“, nichts zu halten. Zwar halte er viel von Solidarität mit „dem großen, übermächtigen Bündnispartner Vereinigte Staaten“, aber eine uneingeschränkte Solidarität sei „ein schlechter Freundschaftsdienst“ (Grass, „Westen“). Zur Verdeutlichung dieser Handlungsmaxime führt Grass aus, dass er, wenn er mit jemandem befreundet sei und sich mit dem Freund solidarisch fühle, auch in der Lage sein müsse, dem anderen, „dann, wenn er etwas falsch macht, in den Arm zu fallen, ihm zu widersprechen“<sup>104</sup> (Grass, „Westen“). Ansonsten käme nur eine blinde, bedingungs- und rückgratlose Solidarität heraus, die das Denken einschränke. Der Autor erklärt, dass er die Zusicherung von Solidarität angesichts der Terroranschläge als geboten ansehe, „ein vermeintlich stützendes Wort wie ‚uneingeschränkt‘ hinzufügen zu müssen“ sei jedoch „ein Zeichen der Unsicherheit“. Auf Seiten der deutschen Regierung konstatiert Grass daher ein „großspuriges Auftreten einerseits, mangelndes Selbstbewusstsein andererseits“ (Grass, „Westen“). Man buhle geradezu darum, im Rahmen der NATO einen militärischen Beitrag leisten zu dürfen, was auf ihn schon fast beschämend wirke.

---

<sup>104</sup> Wie schon in dem vorangegangenen Interview macht Grass auch hier deutlich, dass diese Maxime auch sein Verhalten gegenüber Israel bestimmt. Angesprochen auf den Vorsitzenden des Zentralrats der Juden in Deutschland, Paul Spiegel, der Grass wegen einer Äußerung in einem Interview heftig attackierte und dem Autor vorwarf das Existenzrecht Israels in Frage zu stellen, erwidert der Autor: „Ich habe nie davon gesprochen, dass der Staat Israel in seinen Grenzen in Frage gestellt werden soll. Wie käme ich dazu? Ich bin mit vielen Menschen in Israel befreundet und bin auf ihrer Seite; und weil ich auf ihrer Seite bin – wie in meinem Verhältnis zu Amerika, aber auch zu Deutschland – fühle ich mich zur Kritik verpflichtet. Und ähnlich wie im Fall Amerikas wird diese Kritik an den herrschenden Verhältnissen jetzt als antiisraelisch bezeichnet. [...] Ich behalte mir vor, kriminelle Handlungen als kriminell zu bezeichnen. Ich bin auch der Meinung, dass der jetzige Ministerpräsident von Israel sich im Libanon kriminell verhalten hat und dass sein Besuch auf dem Tempelberg in Jerusalem eine bewusste Provokation war, verurteilungswürdig in einer so gefährlichen Situation. Das wird man sagen dürfen und sagen müssen. [...] Auch Herr Spiegel wird mich nicht daran hindern, weiter ein Freund Israels zu sein.“ (Grass, „Westen“).

Mit dem Hinweis auf die nordatlantische Allianz macht Grass an dieser Stelle auf die vertragliche Bindung zwischen den Vereinigten Staaten und Deutschland aufmerksam. Er verweist auf die (militärische) Stärke der USA, um aus dem damit implizierten Größenunterschied zwischen den Bündnispartnern eine explizite Rollenzuschreibungen abzuleiten. Entsprechend hat der Autor – zehn Tage vor der Zustimmung des Bundeskabinetts zur Bereitstellung von 3.900 Soldaten und rund drei Wochen vor der Bundestagsabstimmung über einen Kampfeinsatz der Bundeswehr – recht genaue Vorstellungen von einer angemessenen Rolle der Bundesrepublik. Da nach seiner Überzeugung militärische Aktionen das Problem ohnehin nicht lösen werden, sieht er die Möglichkeiten Deutschlands in einem anderen Bereich: „Wir müssen aus unserer Erfahrung Dinge einbringen, die die Vereinigten Staaten offenbar nicht zu leisten imstande sind, weil sie ganz aufs Militärische setzen“ (Grass, „Westen“). Dabei denkt er vor allem an gemeinsam mit anderen europäischen Ländern organisierte Hilfsaktionen vor Einbruch des Winters, um die Versorgung der afghanischen Bevölkerung zu gewährleisten.

Auch an dieser Stelle verweist der Autor auf den vor mehr als zwanzig Jahren erschienenen Nord-Süd-Bericht, der bereits zeige, „was vom Westen versäumt wurde und was den virulenten Terrorismus mit verursacht“ habe. Entsprechend fordert Grass wiederum, dass der Westen endlich die Kraft finden müsse, zu fragen, was er falsch gemacht hat. Gemessen an der Gefahr sei es „falsch und simpel, alles auf den Namen Bin Laden zu reduzieren.“<sup>105</sup> (Grass, „Westen“) Der Autor erkennt darin ein Zeichen von Hilflosigkeit. Da die Situation komplex sei, müsse auch die Antwort komplex sein.

---

<sup>105</sup> Der Autor selbst hatte zuvor erklärt, einem begrenzten Militärschlag zustimmen zu können, sofern man sicher sei, dass dieser allein Bin Laden treffen würde.

Allerdings zweifelt er, „ob der Westen die Kraft aufbringt, von eigenen vordringlichen Interessen abzusehen, sich wirklich globale Gedanken zu machen und die Dritte Welt als gleich berechtigt miteinzubeziehen. Wenn man das täte, wäre es ein entscheidender Schritt, um dem vorhandenen Terrorismus auf Dauer das Wasser abzugraben, ihn auszudörren.“ Andernfalls jedoch, wenn man sich nur auf Militärschläge und Geheimdienstaktionen verlasse, sehe er eine Generation von Terroristen nach der anderen heranwachsen.

Das nach Ansicht des Autors unbedingt zu korrigierende Verhältnis des Westens zu den Entwicklungsländern verdeutlicht er anhand der Art und Weise, „wie wir Tote zählen“ (Grass, „Westen“). Darin liege eine ständige Beleidigung der Toten in den Staaten der Dritten Welt. Zwar seien die Anschläge in Washington und New York mit annähernd sechstausend Toten „eine furchtbare und durch nichts zu entschuldigende Tat“ (Grass, „Westen“). Als jedoch „innerhalb von zwei, drei Jahren in Bosnien annähernd 250000 muslimische Bosnier durch Kroaten und Serben ermordet wurden, standen Trauer und Nachdenklichkeit in keinem Verhältnis zu dem, was die sechstausend Toten in New York und Washington ausgelöst haben“.<sup>106</sup> In Ruanda, wo der Westen sich sträflicherweise aus der Verantwortung gezogen habe, „gab es groben Schätzungen zufolge 800000 Ermordete, die die Welt kaum zur Kenntnis genommen hat“ (Grass, „Westen“).

Grass gibt zu, sich selber vor dieser „unterschiedlichen Zählweise“ hüten zu müssen, weil er „natürlich in dieser reichen westlichen Welt lebe“ und mit Erschrecken,

---

<sup>106</sup> Inwieweit Ex-Jugoslawien dem Autor hier zur Verdeutlichung unterschiedlicher Zählweisen für West- und Osteuropa dient oder ob Grass den ehemaligen Staat in Südosteuropa in der Tat zur Gruppe der Entwicklungsländer rechnet, sei dahingestellt.

mit Trauer erlebt hätte, was in New York geschah. Erst sein zweiter oder dritter Gedanke habe den vielen, vielen Toten gegolten, die nach dem Embargo gegenüber dem Irak zu beklagen gewesen seien und von denen kaum jemand spreche. Dass die Anschläge von New York und Washington den Autor – wenn auch erst beim zweiten oder dritten Gedanken – an die Folgen des (auf Betreiben der USA und Großbritanniens) von der UNO verhängten Totalembargos gegen den Irak<sup>107</sup> denken lassen, mag auf sein Bemühen zurückzuführen zu sein, einen gerechten Blick zu wahren. Letztlich scheint ein solcher Gedanke jedoch angesichts der großen Zahl von Toten, die in vielen Regionen der Welt nahezu fortwährend zu beklagen sind, nicht so zwingend und unmittelbar nahe liegend, dass er nicht auch einem Impuls des Aufrechnens entsprungen sein könnte. Da Grass nicht thematisiert, inwieweit auch Korruption und Misswirtschaft im Irak einen Beitrag zur katastrophalen humanitären Lage des Landes geleistet haben mögen, weist er den USA auch in diesem Kontext eine Schlüsselrolle zu.

Im Allgemeinen zeigt sich die Rolle Amerikas (zumal unter Präsident Bush) für Grass vor allem darin, dass das Land gerne voreilig Kreuzzüge ausrufe: „Gut gegen Böse, the american way of life als einzig gangbaren Weg menschlicher Existenz“.<sup>108</sup> Es sei eine Anmaßung der Amerikaner, jetzt auch noch die Welt teilen zu wollen in eine zivilisierte Hälfte und „eine andere, die unausgesprochen die ‚unzivilisierte Welt‘“ heiße.<sup>109</sup> Nach Ansicht des Autors würden sich aber manche Formulierung Bushs aus den in den

---

<sup>107</sup> Die 1991 verhängten Sanktionen wurden am 22. März 2003 von den Vereinten Nationen aufgehoben.

<sup>108</sup> Hans Christoph Buch hingegen hatte in seinem Beitrag „Die Taliban sind wie die Roten Khmer“ bemerkt, dass die Vokabel ‚Kreuzzug‘ in den USA seiner Meinung nach „eher leichtfertig gefallen“ sei und man sich schnell wieder davon distanziert habe. Diese Form der Selbstkritik, „wie sie bei uns selbstverständlich“ sei, gebe es unter den Islamisten jedoch nicht. (Vgl. Buch, „Roten Khmer“).

<sup>109</sup> Auch der von Grass zitierte Ex-Bundespräsident Rau hatte sich der Terminologie bedient und die Terroranschläge im Interview mit dem Deutschlandradio als „Angriff auf die Zivilisation“ bezeichnet. In der New Yorker Rede schließlich erklärt er, dass sich die zivilisierte Welt nach den Anschlägen ihrer gemeinsamen Werte bewusst geworden sei. Siehe oben Seite 199, Fußnote 99.

verschiedensten amerikanischen Glaubensgemeinschaften gepflegten Traditionen erklären lassen, die ihn „auf eine sehr unangenehme Weise an religiöse Fundamentalisten, und zwar christliche wie muslimische“, erinnern würden (Grass, „Westen“). Entsprechend ist für Grass die von Arundhati Roy gewählte Bezeichnung Bin Ladens als dunklen „Doppelgänger“ von George W. Bush, „ein überspitztes Bild“, an dem jedoch „etwas dran“ sei (Grass, „Westen“).<sup>110</sup>

Das Thema der falsch verstandenen Kritik erneut aufnehmend, klagt der Autor, dass „[j]ede Kritik am Verhalten der USA [...] sofort mit dem Schlagetotwort ‚Antiamerikanismus‘ eingeebnet“ werde.<sup>111</sup> Selbst der Innenminister bringe „solche

---

<sup>110</sup> In dem mit *Outlook India* geführten Interview gibt der Autor eine ausführlichere Einschätzung des amerikanischen Präsidenten ab. Auf die Frage nach seinem Eindruck von Präsident Bush antwortet Grass: „I regard this man as a danger, a threat to world peace. He reminds me of one of those characters in Shakespeare's historical plays whose only ambition perhaps is to stand before his father, the old and departed king, and say, 'Look, I have completed your task.' He is determined to bring the first Gulf War to its culmination by launching yet another. Bush Jr is inspired by private, family reasons; he is prompted by hereditary compulsions. The economic interests of the Bush family are also playing a role. The family is deeply involved in the oil business. Political interests and business aspirations, therefore, are finely enmeshed in his war cry against Iraq. The third reason is, of course, the usa's status as the only Almighty Superpower in the world. The superpower wants to control and direct the rest of the world but it knows so little about the rest of this world. It knows almost nothing. This dangerous combination of familial, economic and political interests in this single leader has turned him into a real danger.“ (Vgl. Grass, „Calcutta Robbed Me Of Words, I Was Mute.“)

<sup>111</sup> Ein solcher Vorwurf des Antiamerikanismus traf den ehemaligen Tagesthemen-Moderator Ulrich Wickert, der im Interview mit der Zeitschrift *Max* – auf die indische Schriftstellerin Arundhati Roy Bezug nehmend – gesagt hatte, dass Bush kein Mörder und Terrorist sei, die Denkstrukturen des amerikanischen Präsidenten und Osama Bin Ladens jedoch die gleichen seien. Wickert entschuldigte sich am 3. Oktober in den *Tagesthemen* und stellte „noch einmal ganz eindeutig fest: Ich vergleiche den Führer der freien Welt nicht mit dem Drahtzieher des Terrorismus.“ (Vgl. Adolf Grimme Institut, ed., *Under Attack*.) Grass bemerkte dazu bereits im Interview mit dem *Spiegel*, dass er Ulrich Wickert nur in Schutz nehmen könne. „Die indische Autorin Roy, eine fantastische Frau, hat in einer sehr scharfen und genauen Analyse aus der Sicht der Dritten Welt, wie wir sie hochnäsiger nennen, einen Vergleich zwischen Bush und Bin Laden gezogen. Wickert hat sie zitiert, das ist sein gutes Recht. Doch dieser Knüppel des Dauervorwurfs, jede Kritik an den Vereinigten Staaten habe mit Antiamerikanismus zu tun, ist nicht nur töricht und diffamierend, sondern auch ein falscher Freundschaftsdienst.“ (Grass, „Amerikanische Politik“). Auch in einem kurzen Beitrag im Medienteil der *Süddeutschen Zeitung* geht Grass darauf ein und erklärt, dass Wickert nichts anderes gemacht habe, als Roy zu zitieren. Er finde es entsetzlich, wie unkollegial Journalisten darauf reagiert hätten („Tapern im Dunkeln“).

Wortungeheuer“ ins Spiel.<sup>112</sup> Nach Ansicht von Grass müsse „die Schelte, die von Herrn Schily pauschal den Intellektuellen in Deutschland gegenüber geäußert wurde, [...] zurückgewiesen werden“<sup>113</sup> (Grass, „Westen“). Die kritischen Äußerungen in Deutschland seien doch harmlos gegen das, was amerikanische Intellektuelle in den USA publizieren würden. Als Beispiel führt Grass verschiedene, zumeist auch in der FAZ abgedruckte Artikel von Susan Sontag,<sup>114</sup> John le Carré<sup>115</sup> [sic!] sowie Arundhati Roy<sup>116</sup> [sic!] an. Wenngleich die nationale Zuordnung an dieser Stelle äußerst fragwürdig erscheint, so wird doch deutlich, dass Grass seine Meinung gegenüber den „amerikanischen Intellektuellen“ geändert hat. Nachdem er ihnen zuvor noch vorgeworfen hatte, erst verspätet die Frage gestellt zu haben, warum man sie so hasse, würden ihre Stellungnahmen mittlerweile „weit über das hinaus [gehen], was unsereins zu sagen gewagt hat“ (Grass, „Westen“). Mit diesem Hinweis macht der Autor subtil deutlich, dass er sich – wohl um dem Vorwurf des Antiamerikanismus zu entgehen – in seinen Stellungnahmen eine Form von freiwilliger Zurückhaltung auferlegt habe. Folglich wäre die nicht in einer derartigen Selbstzensur verhüllte Meinung des Autors wohl noch deutlich (amerika-)kritischer ausgefallen.

---

<sup>112</sup> Grass hatte sich bereits am 22. Oktober 2001 mit einer heftigen Kritik an den Äußerungen des damaligen Innenministers Otto Schily zu Wort gemeldet. Dieser hatte in einem Interview mit der *Märkischen Allgemeinen* (20./21. Oktober) einige Reaktionen auf den Terror und den Krieg kommentiert: „Es gibt keinen Grund, sich jetzt in Selbstzweifeln oder einem elegischen Kulturpessimismus zu ergehen. Für verheerend halte ich auch die Behauptung, die Amerikaner hätten es als Repräsentanten eines globalisierten Kapitalismus gar nicht besser verdient. Das ist eine wirklich schlimme Entgleisung, die leider in gewissen intellektuellen Kreisen gegenwärtig zu hören ist.“ (zit. nach Kamann, „Schwierigkeiten beim Widerspruch“.) Vgl. „Die neue Hexenjagd“.

<sup>113</sup> Die „Schelte“ wurde nicht nur von Grass zurückgewiesen. Peter Sloterdijk bezeichnete den damaligen Innenminister als „neuen McCarthy“, Hilmar Hoffmann, der Präsident des Goethe-Instituts, sah in Schily „einen neuen Franz Josef Strauss“.

<sup>114</sup> Vgl. Sontag, „Feige“, sowie Sontag, „Amerika“. Siehe auch oben Seite 101.

<sup>115</sup> Der britische Autor publizierte am 17. Oktober 2001 folgenden Artikel in der FAZ: John le Carré, „Dieser Krieg ist längst verloren“.

<sup>116</sup> Die als „literarische Stimme Indiens“ bezeichnete Autorin veröffentlichte am 28. September folgenden Artikel in der FAZ: Roy, „Wut ist der Schlüssel“.

Unter den gegebenen Umständen jedoch bleibt der Autor auch im folgenden Interview dabei, seine Freundschaft zu den USA zu betonen, wenngleich nunmehr weniger auf persönlicher, sondern primär auf zwischenstaatlicher Ebene. Konfrontiert mit der Frage, wie er sich verhalten würde, wenn der Kanzler die Vertrauensfrage nicht an den Bundestag, sondern an den Autor richten würde, bekundet Grass, „noch“ Vertrauen in die Bundesregierung zu haben<sup>117</sup> – „auch wenn ich bei meinem Nein zum Militäreinsatz in Afghanistan bleibe [...] und die Entscheidung für eine uneingeschränkte Solidarität mit den Vereinigten Staaten heftig kritisieren“ (Grass, „Mehr Brandt“).

Wie bereits im vorangegangenen Interview führt der Autor aus, dass er das Wort „uneingeschränkt“ für unangemessen halte und präzisiert an dieser Stelle, dass er selbst nicht mit jemandem befreundet sein möchte, der ihm „etwas Uneingeschränktes anbietet“. Vielmehr möchte der Autor die Chance haben, von einem „Freund“ korrigiert zu werden und gerade dies schließe das Uneingeschränkte aus. Auf zwischenstaatlicher Ebene bedeute Solidarität somit, dass Deutschland den USA sage: „So nicht.“, was keineswegs Anti-Amerikanismus sei (Grass, „Mehr Brandt“).

Erneut verweist Grass darauf, dass ihn im Nachgang zu den Terroranschlägen besonders die Herangehensweise der USA störe. Man meine, alles mit militärischen Mitteln lösen zu können. Da nach Ansicht des Autors die Wurzeln des Terrorismus jedoch primär im Verhalten des Westens zu suchen seien, sei zu seiner Eindämmung eine grundlegende Änderung der Weltwirtschaftsordnung erforderlich; der Nord-Süd-Bericht aus dem Jahre 1977 sei leider weithin missachtet worden, auch von Brandts eigener

---

<sup>117</sup> Auf Nachfrage von Heribert Prantl, der das Gespräch führte, ob Grass' Vertrauen in den Kanzler also ein eingeschränktes Vertrauen sei, bezeichnet Grass sein Vertrauen als „kritisches Vertrauen“ (Grass, „Mehr Brandt“).

Partei. Wenn man jedoch einigermaßen bei Trost sei, dann müsse einem klar sein, „dass man mit Militärschlägen den Terrorismus nicht eindämmen kann. Im Gegenteil: Es wird eine neue Generation von Terroristen herangezüchtet“ (Grass, „Mehr Brandt“).

Auf den vom Interviewer geäußerten Einwand, dass die Militärschläge in Afghanistan durchaus erste Erfolge zeigen würden, erwidert Grass relativierend, dass man es nun wohl als Erfolg verbuchen werde, wenn die Nordallianz weite Teile von Afghanistan besetzt hat. Allerdings habe man gehört, dass es zu Vergewaltigungen und zu Plünderungen gekommen sei, woran für den Autor deutlich wird, dass sich der Westen mit „einer Räuberbande“ verbündet habe (Grass, „Mehr Brandt“). Grass weist in diesem Zusammenhang auch darauf hin, dass es nicht die Taliban, sondern „die Leute der Nordallianz“ gewesen seien, die nach dem Abzug der Sowjets die Massaker in Afghanistan veranstaltet und über 50000 Menschen umgebracht hätten. Auf die Zeit der sowjetischen Besetzung Afghanistans geht Grass – anders als etwa Hans Christoph Buch – nicht ein.

Der Autor weist auch in diesem Interview auf die unterschiedlichen Reaktionen hin, die Tote in verschiedenen Gebieten der Erde, auslösten, spricht dabei allerdings nicht mehr von unterschiedlichen „Zählweisen“, sondern von einem unterschiedlichen Maß an Betroffenheit und Erschrecken. Als Beispiele setzt er der „schreckliche[n] Zahl von sechstausend Toten in New York und Washington“ wiederum die von Serben und Kroaten ermordeten 250000 muslimischen Bosnier entgegen, welche „nicht einmal im Ansatz“ eine ähnliche Betroffenheit ausgelöst hätten. Und als in Ruanda die Blauhelmschiffe abgezogen wurden, obgleich ein Völkermord mit schließlich 800000 Toten schon begonnen hatte, war nach dem Eindruck Grass' in der internationalen

Öffentlichkeit kaum ein Erschrecken auszumachen. Der Autor schließt daraus, dass der Westen, wenn er nicht lernen würde, „diese Toten als gleichwertige Tote zu sehen“, den Kampf für die eigenen demokratischen Grundrechte verlieren werde (Grass, „Mehr Brandt“).

Bei einem summarischen Rundblick fällt auf, dass Grass in allen drei Interviews im Hinblick auf die Terroranschläge, auf die darauf erfolgten Reaktionen sowie auf den Militäreinsatz in Afghanistan und auf die Rolle der Bundesrepublik ganz ähnliche – teilweise sogar wortgleiche – Argumente vorbringt. Damit wirken die Ausführungen des Nobelpreisträgers, verglichen mit denen von Peter Schneider und Hans Christoph Buch, in deren Ausführungen sich politische und militärische ebenso wie diskursive Entwicklungen spiegeln, nahezu statisch. Bisweilen entsteht der Eindruck, dass die Anschläge und deren Folgen als eigentlicher Auslöser der Debatte nebensächlich sind und Grass lediglich lang gehegte Überzeugungen und Ansichten darlegt.

So fordert der Autor zunächst nicht allein von den USA, sondern vom gesamten Westen eine Besinnung auf die Ursachen (terroristischer) Gewaltakte. Die dabei zu verfolgende Richtung gibt Grass durch seine beharrlichen Hinweise auf den Nord-Süd-Bericht vor, so dass zur Eindämmung des Terrorismus die Armutsbekämpfung, also eine soziale Maßnahme, an erster Stelle steht; kulturellen, religiösen oder auch ethnischen Unterschieden scheint er keine oder nur geringe Bedeutung beizumessen. Eine Militäraktion – wie sie die USA nach Ansicht von Grass jenseits aller kritischen Einwände ohnehin betreiben – verspricht nach dieser Auffassung keinen Erfolg und wird aller Voraussicht nach eher kontraproduktiv sein. Doch nicht nur auf diese Weise interpretiert Grass die Anschläge vom 11. September und deren Opfer stets im Kontext

anderer Gewaltakte. Auch seine wiederholten Verweise auf eine anzustrebende gerechte Zählweise von Toten machen deutlich, dass der Autor den Angriffen auf New York und Washington angesichts anderer historischer und gegenwärtiger Gewalttaten kein Alleinstellungsmerkmal beimisst.

Im Ganzen gehört zu den bemerkenswertesten Aspekten der Meinungsäußerung von Günter Grass, dass der renommierte Autor keinen Kommentar oder sonstige schriftliche Stellungnahme zum 11. September publiziert, sondern einzig in Interviews auf die Geschehnisse reagiert. Damit lassen sich mehrere Überlegungen verknüpfen. So erlaubt bereits die Textform des Interviews – bei entsprechender Könnerschaft – im Verlauf eines Gesprächs Positionen probeweise und dynamisch zu besetzen, Meinungen zu verstärken oder abzuschwächen und – zumeist jedenfalls – ursprüngliche Aussagen vor einer Veröffentlichung noch zu modifizieren bzw. herauszunehmen. Es ist daher nahe liegend, dass Grass in der Atmosphäre unmittelbar nach den Anschlägen, die auch in Deutschland von öffentlicher Sympathie und Mitleid mit den USA geprägt war, in der Äußerungsform des Interviews eine geeignete Möglichkeit erblickte, einige amerikakritische und mahnende Worte anzubringen, ohne sich selbst zur Gänze exponieren zu müssen. Daneben setzte bereits der Umstand, um ein Interview gebeten zu werden (bzw. sich bitten zu lassen), einen deutlichen Akzent auf die (selbst gewählte) Rolle einer moralischen Autorität und eines öffentlichen Ratgebers.

Grass scheint sich also nicht selbst, d.h. mit eigenen Kommentaren in Zeitungen oder Zeitschriften, in die öffentliche Debatte nach dem 11. September einmischen zu wollen, sondern tritt ganz im Sinne eines herausgehobenen Intellektuellen auf, der sich

angesichts seines symbolischen Kapitals gegenüber den USA zu einem „guten Rat unter Freunden“ ermächtigt fühlt. Zwar bleibt diese Positionierung nicht ohne Kritik und wird zuweilen auch als anachronistisch verspottet oder als dünkelfhaft abgelehnt; dem amerikanischen Leiter des Aspen-Instituts in Berlin fällt beispielsweise auf, wie obskur und verdruckst Grass' Position gegenüber den Terroranschlägen auf einen Außenstehenden wirkt.<sup>118</sup> Doch Grass inszeniert sich als ein auf gleichsam höchster Stufe residierender „Großschriftsteller“, der – möglicherweise besonders seit der Verleihung des Nobelpreises im Jahr 1999 – seine Rolle als ethische Instanz und Leitfigur in der deutschen Öffentlichkeit überaus bewusst ausfüllt. Entsprechend selbstsicher fällt auch sein Urteil über die amerikanische Außenpolitik aus, das unverkennbar und nahezu bruchlos an tradierte Muster des deutschen Amerikadiskurses anknüpft. Insbesondere die Weigerung von Grass, die Opferrolle der USA anzuerkennen, wie sie etwa anhand seiner argumentativen Verstrickung in die Möglichkeit unterschiedlicher „Zählweisen“ von Opfern deutlich wird, lässt sich hier herausheben. Doch er verweigert den Anschlägen nicht nur jedes Alleinstellungsmerkmal, vielmehr sieht er den 11. September 2001, so lässt sich aufgrund der dargestellten Argumente unschwer vermuten, vor allem als selbstverschuldetes Ergebnis der amerikanischen Außenpolitik.

---

<sup>118</sup> Vgl. Gedmin, „Amerikas guter Feind“.

## HANS MAGNUS ENZENSBERGER – ZUR PERSON

Hans Magnus Enzensberger wurde am 11. November 1929 in Kaufbeuren im Allgäu geboren.<sup>119</sup> Zwei Jahre später zog die Familie nach Nürnberg, wo Enzensberger seine Schulausbildung begann, die er – nach seiner Evakuierung im Anschluss an die ersten Bombenangriffe – im mittelfränkischen Gunzenburg und in Oettingen fortsetzte. 1945 wurde er – wie auch sein Schriftstellerkollege Günter Grass – noch zum Volkssturm eingezogen, kam allerdings im Gegensatz zu Grass nicht mehr an der Front zum Einsatz, sondern wurde zu leichten Schanzarbeiten und dem Bau von Panzergräben an einer Hauptstraße eingesetzt. Enzensberger, der die Sinnlosigkeit dieser Tätigkeit durchschaute und vorsorglich zivile Kleidung in der Nähe versteckt hatte, konnte sich bald ungehindert auf den Heimweg machen.<sup>120</sup> Nach Kriegsende wurde der angehende Autor zunächst Dolmetscher bei den Amerikanern, dann bei den Truppen der britischen Royal Air Force. Ab Herbst 1945 besuchte er das Gymnasium in Nördlingen, machte 1949 Abitur und studierte anschließend Literaturwissenschaft und Philosophie in Erlangen, Hamburg, Freiburg i.Br. sowie an der Sorbonne. 1955 promovierte er mit der Untersuchung *Über das dichterische Verfahren in Clemens Brentanos lyrischem Werk* (1961). Anschließend arbeitete der angehende Schriftsteller – von Alfred Andersch engagiert – zwei Jahre als Rundfunkassistent<sup>121</sup> beim Süddeutschen Rundfunk in Stuttgart sowie als Gastdozent an der Hochschule für Gestaltung in Ulm.

---

<sup>119</sup> Hierzu und zum folgenden vgl. *Munzinger Internationales Biographisches Archiv* 37/2002 (ergänzt um Nachrichten durch MA-Journal bis KW 41/2002), Killy *Literaturlexikon* Bd. 3, 268ff. sowie Lau, *Enzensberger*.

<sup>120</sup> Vgl. Enzensberger, „Fünfzig Jahre“ 97ff..

<sup>121</sup> Dass Schriftsteller als Redakteure in Funkhäusern – insbesondere in den Kultur- und Nachtprogrammen – arbeiteten, war damals durchaus verbreitet. Vgl. Hodenberg, *Konsens und Krise* 284.

Die Jahre 1957 bis 1964 verbrachte der Autor vornehmlich im Ausland: in den USA, in Mexiko, in Italien, wo er als Stipendiat in die Villa Massimo aufgenommen wurde, sowie ab 1961 – nach einem kurzen Zwischenaufenthalt in Frankfurt<sup>122</sup> – in Norwegen. Aus dieser Zeit datieren die ersten Gedichtbände, *verteidigung der wölfe* (1957) *landessprache* (1960) und *blindenschrift* (1964), die den jungen Autor nicht nur bekannt machten, sondern ihm bald den Ruf eines hervorragenden Lyrikers einer neuen, politisch aktiven und engagierten Generation einbrachten. Auch die 1960 von Enzensberger herausgegebene Anthologie *Museum der modernen Poesie* wurde von der Kritik durchaus positiv aufgenommen. Parallel zur Lyrik publiziert der Autor erste gesellschafts- und medienkritische Essaysammlungen,<sup>123</sup> deren Entstehung zum Teil auf die Zeit beim Rundfunk zurückgeht.

Zurück in Deutschland übernahm Enzensberger im Wintersemester 1964/65 eine Gastdozentur für Poetik an der Frankfurter Universität. Es folgte der Umzug nach Berlin, wo er die Zeitschrift *Kursbuch* und wenige Jahre später den Kursbuch Verlag gründete.<sup>124</sup> Ein Fellowship am renommierten Center for Advances Studies der Wesleyan University in Connecticut führte den Autor 1967/68 ein weiteres Mal in die USA. Diesen Aufenthalt brach er – unter Aufsehen erregender, öffentlicher Bekanntmachung seiner Gründe<sup>125</sup> –

---

<sup>122</sup> Enzensberger arbeitete dort als Lektor beim Suhrkamp Verlag.

<sup>123</sup> 1962 publizierte Enzensberger die Essaysammlung *Einzelheiten*, es folgten 1964 *Einzelheiten I: Bewußtseins-Industrie*, *Einzelheiten II: Poesie und Politik* sowie *Politik und Verbrechen* (auch unter dem Titel *Politische Kolportagen* erschienen).

<sup>124</sup> Die Zeitschrift avancierte schnell zu einem meinungsbildenden Forum und Enzensberger zu einem der Wortführer linker Intelligenz. Der Autor blieb bis 1975 als Herausgeber verantwortlich, in den darauf folgenden Jahren war er im Mitarbeiterteam tätig.

<sup>125</sup> Enzensberger publiziert am 29. Februar 1969 im *New York Review of Books* einen offenen Brief an den Präsidenten der Wesleyan University, in dem er die Gründe für seinen Verzicht auf das Fellowship darlegt: „Ich halte die Klasse, welche in den Vereinigten Staaten von Amerika an der Herrschaft ist, für gemeingefährlich [...] Sie liegt mit über einer Milliarde von Menschen in einem unerklärten Krieg; sie führt diesen Krieg mit allen Mitteln, vom Ausrottungs-Bombardement bis zu den ausgefeiltesten Techniken der Bewusstseins-Manipulation. Ihr Ziel ist die politische, ökonomische und militärische Weltherrschaft.“

jedoch vorzeitig ab, um für zwei Jahre nach Kuba zu gehen. Dort endete Enzensbergers Lehrstunde in „reale[m] Tropensozialismus“ – so Lau in seiner Biographie des Autors (255) –, als man ihn „wie einen ungebetenen Gast“ aus dem Land hinauskomplimentierte (Lau, *Enzensberger* 265).<sup>126</sup> Enzensberger ging zurück nach Berlin und widmete sich in den folgenden Jahren vornehmlich der politisch engagierten Publizistik. Neben einer Vielzahl von Beiträgen im *Kursbuch*, in denen der Autor sich u.a. mit der Frage nach der Funktion von Literatur auseinandersetzte, erschien die Essaysammlung *Deutschland, Deutschland unter anderm. Äußerungen zur Politik* (1967). In dieser Zeit einer um sich greifenden Politisierung der Literatur wandte auch Enzensberger sich in *Das Verhör von Habana* (1970) und in *Der kurze Sommer der Anarchie. Buenaventura Duruttis Leben und Tod*<sup>127</sup> (1972) der Dokumentarliteratur zu. Im Zentrum seiner Kritik steht dabei – wie seit seinem Fortgang aus den USA immer wieder – ein ökonomischer Imperialismus. In dieser Zeit erschien ebenfalls die Sammlung *Freisprüche. Revolutionäre vor Gericht* (1970), außerdem wurde Enzensbergers erste Oper uraufgeführt (*El cimarron*, 1970<sup>128</sup>). Als Lyriker trat der Autor lediglich mit der Sammlung *Gedichte 1955-1970* (1970) hervor.

---

Der Zustand der Vereinigten Staaten erinnere ihn, in mehr als einer Hinsicht, an die deutsche Situation in den dreißiger Jahren. (zit. nach Lau, *Enzensberger* 245) Für den Enzensberger-Biographen Lau markiert „dieser mit antiamerikanischen Ressentiments gespickte Text einen Tiefpunkt“ im öffentlichen Leben des Autors. Es sei „peinlich, dabei zuzuschauen, wie der einst so sarkastische Antimoralist plötzlich dem grassierenden moralischen Größenwahn verfällt.“ Der offene Brief sei „ein Dokument der Überheblichkeit und des deutschen Sendungsbewusstseins, das man von Hans Magnus Enzensberger zuallerletzt erwartet hätte.“ (Lau, *Enzensberger* 247).

<sup>126</sup> Enzensberger gibt später zu, dass ihm „das Jahr in Kuba eine gründliche Lehre in realem Kommunismus“ erteilt habe, „mit dem Resultat, dass ich mich von allen Illusionen, die ich bis dahin vielleicht noch gehegt hatte, verabschiedete.“ (Enzensberger, „Fünfzig Jahre“ 106).

<sup>127</sup> Parallel zur Entstehung des Romans arbeitet Enzensberger mit dem WDR an einem Film über den spanischen Anarchisten.

<sup>128</sup> Die Musik stammte von Hans Werner Henze.

Mitte der siebziger Jahre begann Enzensbergers langer „Abschied von der Utopie“,<sup>129</sup> der sich in *Palaver. Politische Überlegungen 1967-1973* (1974) bereits angedeutet hatte.<sup>130</sup> Nach einem neuerlichen (und längeren) Aufenthalt in den USA, diesmal in New York, zog er sich 1975 vom Kursbuch zurück. Im selben Jahr erschien unter dem Titel *Mausoleum* ein Gedichtzyklus über Utopie und Geschichte des Fortschritts,<sup>131</sup> außerdem wurde eine zweite Oper Enzensbergers<sup>132</sup> uraufgeführt.

Drei Jahre später, im Herbst 1978, erschien *Der Untergang der Titanic*, eine *Komödie* in 33 Gesängen.<sup>133</sup> Erneut setzte sich der Autor darin mit Bedenken gegenüber dem Fortschritt auseinander, vermeidet nunmehr jedoch jegliche Anmutung einer dokumentarischen oder zeugnishaften Literatur. Stattdessen beschäftigt ihn Sprachzweifel, die er aus unterschiedlichen Perspektiven beleuchtet. Gewidmet ist *Der Untergang der Titanic* Gaston Salvatore, einem Freund Enzensbergers aus dem Umfeld der Achtundsechziger-Bewegung, mit dem der Autor 1980 nach seinem Umzug nach

---

<sup>129</sup> Vgl. auch Fußnote 126.

<sup>130</sup> Die Möglichkeit einer wahren sozialistischen Revolution scheint für den Autor in die Ferne gerückt zu sein. Für denkbar hält er nunmehr eher einen sich aus ökonomischen Zwängen ergebenden Sieg des Sozialismus. Die letzten Sätze lauten: „Was einst Befreiung versprach, der Sozialismus, ist zu einer Frage des Überlebens geworden. Das Reich der Freiheit aber ist, wenn die Gleichungen der Ökologie aufgehen, ferner gerückt denn je.“ (Enzensberger, *Palaver* 232).

<sup>131</sup> Die 37 Balladen erinnern an *Das Verhör von Habana* und *Der kurze Sommer der Anarchie* und könnten mit dem Begriff „dokumentarische Lyrik“ charakterisiert werden.

<sup>132</sup> *La Cubana*, Musik wiederum Hans Werner Henze.

<sup>133</sup> Zwei Jahre später wurde das Stück unter der Regie von George Tabori in München uraufgeführt.

München die Literaturzeitschrift *Trans Atlantic*<sup>134</sup> gründete. Im selben Jahr erschien der Gedichtband *Die Furie des Verschwindens* (1980), in dem der Autor sich zum dritten Mal des Themas Fortschritt annahm.

1982 publizierte Enzensberger seine mit der bundesrepublikanischen Tagespolitik und Alltagskultur befasste Essaysammlung *Politische Brosamen*. Im selben Jahr beendete er sein Engagement an der von sinkenden Auflagen und finanziellen Verlusten bedrängten Zeitschrift *Trans Atlantic*,<sup>135</sup> übernahm allerdings drei Jahre später das von Franz Greno vorgeschlagene Konzept einer *Anderen Bibliothek*<sup>136</sup> als Herausgeber. Als neunter Band dieser Reihe erschien dann von Enzensberger (unter dem Pseudonym Andreas Thalmayr) *Das Wasserzeichen der Poesie oder die Kunst und das Vergnügen, Gedichte zu lesen*.<sup>137</sup>

---

<sup>134</sup> Verleger war Heinz van Nouhuys, ein Holländer, der mit der Lizenz des französischen Erotikmagazins *Lui* reich geworden war; Herausgeberin wurde dessen Lebens- und Geschäftspartnerin Marianne Schmidt. Die Branche reagierte entsprechend auf die *liaison dangereuse* zwischen dem Dichter und dem Schmuddeljournalisten und vermeintlichen BND-Agenten, der neben Softcore nun etwas für den gehobenen Geschmack machen wollte (vgl. Lau, *Enzensberger* 317ff.) Dennoch war die Startauflage „sensationell“: „Präzision und Abschweifung, flaneurhafte und detektivische Attitüde, Zuspitzung und Ausführlichkeit, Radikalität und Heiterkeit stehen gleichberechtigt nebeneinander. [...] Bevor die Achtziger überhaupt richtig begonnen haben, ist hier alles beisammen, was sie in der Folge ausmachen wird. Dazu gehört auch – nicht der geringste Schock für die Kollegen in den puritanisch gesinnten Feuilletonredaktionen – der Appell an den Eleganzwillen des Lesers: In *TransAtlantik* steht neben den zu erwartenden Literaturanzeigen auch Werbung für Chantreuse-Likör, die Erste Klasse der Lufthansa, Baileys, den neuen Jaguar XJ4.2Serie III...“ (Lau, *Enzensberger* 323f.)

<sup>135</sup> Der Verlag stellt nach weiteren zwei Jahren auf ein vierteljährliches Erscheinen des Blattes um und konzipiert Themenhefte. Schließlich kauft der *Spiegel* den Titel und stellt ihn ein.

<sup>136</sup> Die Andere Bibliothek ist eine Buchreihe, in der allmonatlich ein von Enzensberger ausgewähltes Werk veröffentlicht wird. Seit dem Start im Januar 1985 mit den *Lügendgeschichten und Dialoge* des Lukian von Samosata erschien dort ein breites Spektrum, das von wieder entdeckten Klassikern bis zu deutschen Erstausgaben hiezulande unbekannter Schriftsteller reicht. Ein spektakulärer Erfolg der *Anderen Bibliothek* war Christoph Ransmayrs *Letzte Welt*. Auch Hans Christoph Buchs *Blut im Schuh* erschien in der Reihe.

<sup>137</sup> Unter dem Pseudonym Andreas Thalmayr publizierte der Autor außerdem *Lyrik nervt! Erste Hilfe für gestresste Leser* (2004) sowie *Heraus mit der Sprache. Ein bisschen Deutsch für Deutsche, Österreicher, Schweizer und andere Aus- und Inländer* (2005). 2006 folgte unter dem Pseudonym Linda Quilt *Schauerhafte Wunderkinder*.

1987 erschien die Reportagensammlung *Ach Europa! Wahrnehmungen aus sieben Ländern*; im darauf folgenden Jahr die wiederum vom Verzicht auf Utopie geprägte Essaysammlung *Mittelmaß und Wahn. Gesammelte Zerstreungen* (1988). Enzensberger bekennt darin, dass die Deutungen linker wie rechter Gesellschaftskritik „sich nicht nur als unwichtig erwiesen“ hätten, sondern schlechtweg „falsch“ gewesen seien (Enzensberger, *Mittelmaß* 251). Der leidenschaftliche Kritiker erscheint in diesen Essays nun zunehmend pragmatisch und zu einer Versöhnung mit der Realität bereit.

Nach *Der fliegende Robert* (1989) und *Europa in Ruinen* (1990) erschien – nach mehr als zehn Jahren – im Jahr 1990 ein Band mit neuen Gedichten (*Zukunftsmusik*). Drei Jahre später publizierte der Autor – vor dem Hintergrund des Krieges in Jugoslawien<sup>138</sup> – den Essay *Aussichten auf den Bürgerkrieg* (1993). Enzensberger setzt sich darin mit Gegenwart und Zukunft des Krieges auseinander, wobei die neuen Kriege seiner Ansicht nach von einer Wiederkehr des reinen Hasses und der absoluten Aggression geprägt sein werden.<sup>139</sup> Im selben Jahr publizierte Enzensberger gemeinsam mit Irene Dische *Esterhazy. Eine Hasengeschichte* (1993).

1994 erschien die Essaysammlung *Diderots Schatten*, außerdem wurde in Hamburg *Delirium. Ein Dichter-Spektakel* unter der Regie von George Tabori

---

<sup>138</sup> Unter den Schriftstellern entbrannte damals – vor allem in der *tageszeitung* – eine intensive Debatte über mögliche Interventionen der UNO oder der Nato und der Rolle Deutschlands, in der eine eindeutige Trennung zwischen ‚Bellizisten‘ und ‚Pazifisten‘ sichtbar wurde.

<sup>139</sup> „Was dem Bürgerkrieg der Gegenwart eine neue, unheimliche Qualität verleiht, ist die Tatsache, dass er ohne jeden Einsatz geführt wird, dass es buchstäblich *um nichts geht*. Damit wird er zum Retrovirus des Politischen.“ (Enzensberger, „Bürgerkrieg“ 35) Den Beleg für die Wiederkehr des Bürgerkriegs sieht der Autor in der Gewalt Jugendlicher in den Metropolen, im islamistischen Terror, in rechtsradikalen Übergriffen in Deutschland, in den Guerillabewegungen der Dritten Welt und in den Kämpfen zwischen den Volksgruppen der ehemaligen Sowjetunion. Enzensbergers Verallgemeinerungen – etwa zunächst den „Bürgerkrieg im eigenen Land“ auszutrocknen, bevor man „den verfeindeten Bosniern in den Arm“ falle – machen jedoch nach Ansicht des Enzensberger-Biographen Lau die elementarsten Unterscheidungen unmöglich.

uraufgeführt. 1995 erschien unter dem Titel *Kiosk. Neue Gedichte* eine weitere Lyriksammlung des Autors. Außerdem wurde *The Palace*, ein gemeinsam mit Irene Dische entworfenes Stück, in Savonlinna uraufgeführt. Im darauf folgenden Jahr wurden die ebenfalls gemeinsam mit Irene Dische konzipierte Operette *Zaide*<sup>140</sup> sowie das Stück *Nieder mit Goethe. Eine Liebeserklärung* auf die Bühne gebracht.

1997 wurde Voltaires Neffe. Eine Fälschung in Diderots Manier in Berlin uraufgeführt. Es erschienen die Essaysammlung *Zickzack* sowie *Der Zahlenteufel*. Ein Kopfkissenbuch für alle, die Angst vor der Mathematik haben. 1998 erschien Enzensbergers Roman *Wo warst du, Robert?* Im darauf folgenden Jahr publizierte der Autor *Leichter als Luft*. *Moralische Gedichte* (1999) sowie die Sammlung *Eine literarische Landkarte* (1999). 2000 erschienen die *Einladung zu einem Poesie-Automaten*, im darauf folgenden Jahr *Gedichte 1950-2000* (2001). 2002 folgten *Gedichte und Essays aus teilweise bis dato unveröffentlichten Manuskripten* unter dem Titel *Die Elixiere der Wissenschaft. Seitenblicke in Poesie und Prosa*. Im März 2003 erschienen *Meditationen* unter dem Titel *Die Geschichte der Wolken*, im Juni des Jahres der Essayband *Nomaden im Regal*, 2004 dann *Dialoge zwischen Unsterblichen, Lebendigen und Toten*. *Natürliche Gedichte*. 2006 schließlich publizierte der Autor den Essay *Schreckens Männer: Versuch über den radikalen Verlierer*.

Die Fülle der literarischen Produktionen Enzensbergers macht deutlich, dass es fast unmöglich ist, das Werk des Autors unter einem Begriff zu subsumieren. Wenngleich vornehmlich als Lyriker und Essayist wahrgenommen, hat Enzensberger ebenso Prosa

---

<sup>140</sup> Musik: Wolfgang Amadeus Mozart.

verfasst wie Dramen, Hörspiele, Opernlibretti, Drehbücher und Kinderbücher geschrieben. Darüber hinaus sind Übersetzungen<sup>141</sup> und die Tätigkeit als Herausgeber<sup>142</sup> integraler Bestandteil seiner Arbeit.

Enzensberger wurde mit einer Vielzahl von Preisen ausgezeichnet, darunter der Büchner Preis (1963), der Heinrich-Böll-Preis (1985), der Erich-Maria-Remarque-Friedenspreis (1993), der Kulturelle Ehrenpreis der Stadt München (1994), der Ernst-Robert-Curtius-Preis für Essayistik (1997), der Heinrich-Heine-Preis (1998), der Premio Bollati Preis (2001), der Prinz-von-Asturien-Preis für Kommunikation und Geisteswissenschaften<sup>143</sup> (2002) sowie der Ludwig-Börne-Preis (2002). Seit 2000 ist der Autor Mitglied des Ordens „Pour le mérite“.

#### *HANS MAGNUS ENZENSBERGER – ANMERKUNGEN ZUM 11. SEPTEMBER 2001*

„Die[...] Logik der Selbstverstümmelung gilt auch für den terroristischen Angriff auf die Vereinigten Staaten. Denn die langfristig verheerendsten Folgen wird nicht der Westen, sondern ebenjene Weltregion zu tragen haben, in deren Namen er geführt worden ist“  
(Enzensberger, „Menschenopfer“).

So die Einschätzung von Hans Magnus Enzensberger genau eine Woche nach den Terroranschlägen, in einem am 18. September 2001 erschienenen Beitrag für die

---

<sup>141</sup> Enzensberger übersetzte u.a. Cesar Vallejo, William Carlos Williams, Franco Fortini und Lars Gustafsson.

<sup>142</sup> 1958 gab Enzensberger *Clemens Brentano: Gedichte, Erzählungen, Briefe* heraus, 1960 folgte *Museum der modernen Poesie*, 1961 *Allerleirauh. Viele schöne Kinderreime*; 1965 *Georg Büchner, Ludwig Weidig: Der Hessische Landbote. Texte, Briefe, Prozessakten*; 1966 *Bartolomé de las Casas: Kurzgefaßter Bericht von der Verwüstung der Westindischen Länder*.

<sup>143</sup> Die Jury bezeichnete Enzensberger als „exemplarische Figur des modernen Humanisten“, dessen Werk sich durch Interesse an den gesellschaftlichen Problemen der Gegenwart auszeichne. Vgl. „Moderner Humanist“.

*Frankfurter Allgemeine Zeitung*.<sup>144</sup> Unter dem Titel *Die Wiederkehr des Menschenopfers* setzt sich der Autor darin vornehmlich mit Theorien zur Gewalt und der Frage nach der Triebstruktur von Selbstmordattentätern auseinander. Dabei nimmt Enzensberger die Anschläge vom 11. September zwar durchaus zum Anlass seiner Wortmeldung, geht jedoch kaum explizit auf diese ein, sondern betrachtet den „New Yorker Massenmord [...]“ ausschließlich im Kontext der zahlreichen „mörderischen Energien der Gegenwart“ (Enzensberger, „Menschenopfer“). Auch in den folgenden Wochen gibt es keine Stellungnahmen des Autors – weder zum 11. September noch zu den darauf erfolgten Reaktionen oder den (zu erwartenden) Folgen.

Erst während einer drei Wochen nach den Terroranschlägen gemeinsam mit dem Österreicher Raoul Schrott und dem Schweizer Adolf Muschg unternommenen Reise in den Iran<sup>145</sup> äußert sich der Autor am 21. Oktober 2001 erneut zum Thema Terrorismus. Im Rahmen eines Interviews mit der *Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung* geht es ihm – neben der allgemeinen Situation im Iran – um die Reaktionen auf die Anschläge in diesem islamischen Land.<sup>146</sup> Vier Tage darauf erscheint unter dem Titel *Gelassene Tage im Iran* ein weiterer Beitrag Enzensbergers, in dem der Autor nunmehr primär seine Reiseindrücke schildert.<sup>147</sup> Diese sind unterteilt in „Personenverzeichnis“, einen

---

<sup>144</sup> Enzensberger, „Wiederkehr des Menschenopfers“. Der Artikel wurde später auch in dem von Hilmar Hoffmann und Wilfried F. Schoeller herausgegebenen Sammelband *Wendepunkt 11. September 2001* publiziert.

<sup>145</sup> Muschg hatte während einer Lesereise im Iran die Idee, mit einer kleinen Gruppe deutschsprachiger Autoren in das Land zu reisen, um mit iranischen Intellektuellen ins Gespräch zu kommen. Unter der Bedingung, dass der Besuch möglichst wenig Publizität erfahren und ihm keinesfalls der Beigeschmack des Politischen anhaften sollte, stimmte der Iran den Reiseplänen zu. Nach dem 11. September war zunächst fraglich, ob die Reise wie geplant stattfinden sollte. Die drei entschieden sich jedoch, an ihren Plänen festzuhalten und flogen – in eben jener Nacht, in der die ersten Luftangriffe auf Afghanistan stattfanden – in den Iran. Sie nahmen u.a. in der iranischen Provinzstadt Schiras an den Feierlichkeiten zum Hafis-Gedenktag teil. (Vgl. Hoffmann, „Drei Gelehrte aus dem Abendland“).

<sup>146</sup> Vgl. „Die Kunst des Deutens und des Andeutens“.

<sup>147</sup> Vgl. Enzensberger, „Gelassene Tage“.

Abschnitt über den „Dichter als Orakel“, einen Absatz über „Die Dunkelkammer der Reformen“ mit Hinweisen auf staatliche Restriktionen und deren Aufweichung und schließlich einen Kommentar zur „Asymmetrie des Dialoges“ zwischen dem Iran und dem Westen. Gemeinsam ist Enzensbergers Schilderungen, dass sie sich allesamt vornehmlich auf die kulturelle Ebene beziehen, wobei sie – vor dem Hintergrund der aktuellen politischen Situation – dennoch eine Reihe von Rückschlüssen auf die Haltung des Autors gegenüber den USA zulassen.

So bilden die Ereignisse vom 11. September 2001 bereits in Enzensbergers erstem Beitrag, der eine Woche nach den Terroranschlägen – und damit vergleichsweise frühzeitig – erscheint, lediglich den Hintergrund für die eher auf einer Metaebene angesiedelten Betrachtungen zur „Wiederkehr des Menschenopfers“. Allein der – erklärungsbedürftige – Untertitel „Der Angriff kam nicht von außen und nicht aus dem Islam“ verweist hier auf die Terroranschläge und signalisiert gleichzeitig, dass diese in ihrer medialen Wirkung zu jenem Zeitpunkt ein derart umfassendes Phänomen darstellen, welches mit „Angriff“ hinreichend benannt ist und keiner weiteren Spezifizierung mehr bedarf.

Bevor Enzensberger jedoch erläutert, wo er den Ursprung des Terrors ausmacht, weist er einleitend darauf hin, dass seiner Ansicht nach die Unmittelbarkeit eines politisch-publizistischen Kommentars und dessen Halbwertszeit in einem umgekehrt proportionalen Verhältnis zueinander stehen. Er folgert daraus, dass gerade dann, wenn niemand wisse, wie es weitergehen soll, einiges für den Versuch spreche, Distanz zu gewinnen. Der Autor selbst scheint (zunächst) mit Hilfe eines Exkurses zur Globalisierung, Abstand von den Terrorattacken gewinnen zu wollen. Schon Karl Marx

habe, so Enzensberger, den Prozess einer weltweiten wirtschaftlichen Verflechtung „bereits vor einhundertfünfzig Jahren ziemlich gründlich analysiert“; der Philosoph wäre aber „nicht auf die Idee gekommen, ‚dafür‘ oder ‚dagegen‘ zu sein.“ In diesem Sinne gesteht Enzensberger dem zeitgenössischen Protest „gegen eine so massive historische Tatsache“ allenfalls zu, „ehrenwert“ zu sein. Dennoch könne jeder Widerstand bestenfalls weltweite Fernsehinszenierungen hervorbringen, welche zeigen würden, dass „die naiven Gegner selbst Teil dessen sind, was sie bekämpfen“ (Enzensberger, „Menschenopfer“). Enzensberger führt aus, dass der „irreversible Prozess“ der Globalisierung mittlerweile alle Systeme erfasst habe, es heute somit nichts mehr gebe, was sich ihm entziehen könnte, und die Kosten überall und in jeder Sphäre anfielen. Die Vorstellung, irgendeine Gesellschaft könne sich dagegen isolieren, sei abwegig. Und eine dieser Folgen sei der Terrorismus.

Diese pragmatischen Anmerkungen zum Prozess der Globalisierung sind insofern interessant, als dass beispielsweise in einem aktuellen Lexikon darauf verwiesen wird, dass in den heutigen Debatten das Schlagwort der „Globalisierung“ den Begriff der „Amerikanisierung“ abgelöst habe. An dieser sprachlichen Verschiebung zeige sich, dass „nicht mehr die Differenzen zwischen der Neuen und Alten Welt, sondern die transnationalen Tendenzen eines siegreichen neoliberalen Kapitalismus diskursleitend“ seien (Schnell, *Metzler Lexikon Kultur der Gegenwart* 20).

In den weiteren Abschnitten dieses ersten Artikels nach dem 11. September 2001 wendet sich Enzensberger schließlich dem zentralen Thema seiner Abhandlung zu, wahrt jedoch die von ihm selbst eingeforderte Distanz zu den Ereignissen und geht nicht näher auf die Terroranschläge ein. Vielmehr erinnert er in einem Rückblick daran, dass seiner

Ansicht nach „die Moderne lange an der Vorstellung festgehalten“ habe, es angesichts fanatisierter Massen mit Relikten rückständiger Gesellschaften zu tun zu haben. Man glaubte, die unaufhaltsame Modernisierung würde „solchen Atavismen früher oder später ein Ende machen“. Enzensberger erkennt darin eine Illusion und stellt die These auf, dass „die mörderischen Energien der Gegenwart [...] sich keineswegs auf irgendwelche Traditionen zurückführen“ lassen. Man habe es nicht mit „archaischen Überresten“, sondern mit „absolut zeitgenössischen Erscheinungen“ zu tun (Enzensberger, „Menschenopfer“). Als Beleg für seine Behauptung verweist er auf die systemimmanenten Bezüge und Modalitäten des Terrors, welche sich nicht nur am Verhalten der Akteure, sondern auch an der Wahl ihrer Mittel zeige. Zum konkreten Fall der Terroranschläge von New York bemerkt Enzensberger daher, dass die Attentäter nicht nur technisch auf der Höhe der Zeit gewesen seien, sie hätten überdies– „[i]nspiziert von der symbolischen Bildlogik des Westens“ – das Massaker als Medienspektakel inszeniert. „Ein derart inniges Verständnis für die amerikanische Zivilisation“, so schlussfolgert der Autor, „zeugt nicht von einer anachronistischen Mentalität“ (Enzensberger, „Menschenopfer“).

Vor dem Hintergrund dieser von Enzensberger demonstrierten Verbindung zwischen nur vermeintlich archaisch-rückständigen und modernen Gesellschaften erschließt sich nicht nur der Untertitel des Beitrags. Vielmehr können „die mörderischen Energien der Gegenwart“ auf diese Weise als „Reaktionsbildungen auf den gegenwärtigen Zustand der Weltgesellschaft“ interpretiert werden. Diese Schlussfolgerung Enzensbergers lässt sich unschwer als subtile Kritik an dem für den derzeitigen Zustand der Weltgesellschaft letztlich wohl maßgeblich verantwortlichen

Westen, insbesondere an den USA, dechiffrieren. In ihr schwingt aber auch die Frage mit, inwieweit eine als systeminhärent charakterisierte Form des Terrors durch Veränderungen innerhalb des gegebenen Rahmens überhaupt erfolgreich bekämpft werden kann. Militäraktionen scheinen gemäß der Argumentation Enzensbergers unzweifelhaft wenig Aussicht auf Erfolg zu bieten.

In seiner Analyse wendet der Autor sich nunmehr den „angeblichen Überzeugungen der Täter“ zu. Für ihn sind die Beweggründe verschiedener Tätergruppen austauschbar, die „phrasenhaften, auswendig gelernten ‚Bekennerschreiben‘“, die nach den meisten Attentaten eingingen, ähnelten sich in ihrer Leere und die „Vorgaben wie links oder rechts, Nation oder Sekte, Religion oder Befreiung“ führten zu genau denselben Handlungsmustern. Auch „im Fall des New Yorker Massenmordes“ werde man sich fragen müssen, „wie weit das islamistische Motiv trägt, jede beliebige andere Begründung hätte es auch getan“ (Enzensberger, „Menschenopfer“). Auch auf dieser behaupteten Austauschbarkeit der Beweggründe und ihrer Beliebigkeit, welche Enzensberger für die meisten Tätergruppen konstatieren möchte, basiert die in der Titelunterschrift geäußerte Annahme, dass der Terrorangriff vom 11. September 2001 eben „nicht aus dem Islam“ gekommen sei. Dass die Attentäter nachweislich islamistische Fundamentalisten waren, ist für Enzensberger – wie in einem weiteren Beitrag deutlich wird – durchaus eine nicht anzuzweifelnde Tatsache, die jedoch in ihrer Bedeutung für die Attentate eigentümlich sekundär bleibt. Im Zentrum seiner Argumentation steht die bereits in einem Essay aus den achtziger Jahren aufgestellte These von der „Leere im Zentrum des Terrors“.<sup>148</sup>

---

<sup>148</sup> Vgl. Enzensberger, „Leere“.

Folgt man Enzensbergers Theorie von den letztlich phrasenhaften inhaltsleeren Beweggründen der Attentäter, so erscheint der nach den Terroranschlägen vieldiskutierte Aspekt eines Zusammenstoßes der Kulturen oder der Zivilisationen schlagartig obsolet. Auch die häufig bemühten Gegensatzpaare wie Islam und Westen oder Orient und Okzident bieten aus dieser Perspektive keine aufschlussreichen Erkenntnisse über eine möglicherweise den Terroranschlägen zugrunde liegende kulturelle Problematik. Erneut ergibt sich daraus die gedankliche Konsequenz, dass es kaum – und in jedem Fall keine militärischen – Möglichkeiten zur Bekämpfung der Gewalt gibt; berücksichtigt man darüber hinaus die folgenden Ausführungen Enzensbergers zur Selbstzerstörung und zur Triebstruktur der Attentäter, so erscheint ein solches Unterfangen vollends aussichtslos.

Als Gemeinsamkeit „praktisch aller terroristischer Handlungen, die wir kennen“, macht der Autor ein hohes „Maß an Selbstzerstörung“ aus, was von den Akteuren durchaus intentional angestrebt werde. Dabei begreift Enzensberger den destruktiven Impuls zunächst als ein kollektives, nicht als ein individuelles Moment. Daher kann er auch jene „sogenannten Schurkenstaaten wie Nordkorea oder den Irak“ einbeziehen, die weniger auf die Vernichtung ihrer wahren oder imaginären Feinde als auf den Ruin ihres eigenen Landes zielen würden (Enzensberger, „Menschenopfer“). Die vom amerikanischen Präsidenten wieder aufgegriffene Terminologie der „Rogue States“ wird von Enzensberger an dieser Stelle – wiewohl mit einer vorsichtigen Distanzierung („sogenannt“) – übernommen.<sup>149</sup>

---

<sup>149</sup> Der Begriff „Schurkenstaaten“ (Rogue States) war gegen Ende der Regierungszeit Clintons in „Besorgnis erregende Staaten“ (States of Concern) abgewandelt worden, unter der Regierung George W. Bush wurde der Ausdruck wieder aufgegriffen. Bezeichnet wird damit eine Gruppe von diktatorisch regierten Staaten, die nach Ansicht der amerikanischen Administration die Stabilität in bestimmten Regionen untergraben und sich internationalen Verhandlungen verweigern. Als typische Muster von

Auf den Angriff vom 11. September bezogen, erklärt Enzensberger die Logik der Selbstzerstörung damit, dass – wie bereits eingangs zitiert – nicht der Westen, sondern ebenjene Region, in deren Namen die Anschläge verübt wurden, „die langfristig verheerendsten Folgen“ werde tragen müssen. Die „absehbaren Konsequenzen“ seien für Millionen von Muslimen katastrophal. Die Islamisten bejubelten einen Krieg, den sie nie gewinnen würden und unter dem nicht nur Flüchtlinge, Asylsuchende und Migranten zu leiden haben werden. „Ganze Völker, von Afghanistan bis Palästina, werden für die Handlungen ihrer angeblichen Stellvertreter, jenseits aller Gerechtigkeit, einen immensen politischen und ökonomischen Preis bezahlen müssen“ (Enzensberger, „Menschenopfer“). Während die USA zwar teilweise für den „Zustand der Weltgesellschaft“ mitverantwortlich gemacht werden könnten, wird ihnen an dieser Stelle ein gewisses Maß an Verantwortung für die Reaktionen auf die Terroranschläge abgenommen: Denn gemäß einer konsequenten Fortführung dieser Interpretation wären es die Islamisten selbst, welche mit den Anschlägen von New York und Washington die amerikanischen Militärangriffe zum Zweck der Selbstzerstörung initiiert hätten. Dass Osama Bin Laden und seine Getreuen in der Tat mit Reaktionen der USA rechnen mussten, steht außer Frage, dass sie dabei kurzerhand auch eine nicht geringe Zahl von Opfern in Kauf nehmen würden, ist wahrscheinlich, dass sie jedoch auf eine Zerstörung ihrer Organisation abzielten, kann allerdings dann doch bezweifelt werden.

So möchte Enzensberger wohl auch nicht verstanden werden, denn seine folgenden Ausführungen geraten keineswegs zu einem Plädoyer für einen

---

Fehlverhalten gelten dabei die Unterstützung des Terrorismus und das Streben nach Massenvernichtungswaffen. In den Medien wird der Terminus meist in Anführungszeichen gesetzt, da er wissenschaftlichen und politischen Kriterien nicht standhalte und vielfach als propagandistisch betrachtet wird. In den USA ist der Begriff einer der meistpersiflierten und –parodierten. Vgl. „Schurkenstaat“.

amerikanischen Angriffsautomatismus. Das von Enzensberger angenommene Ausmaß an mittelbar und unmittelbar von einem zu erwartenden Krieg Betroffenen ist so beträchtlich, dass damit Gerechtigkeit – in welcher Form auch immer – nicht erreicht werden kann. Und so wird nach Ansicht des Autors die „absehbare Vergeltung [...] Unbeteiligte sowenig verschonen wie der Angriff, auf den sie folgt“ (Enzensberger, „Menschenopfer“). Die zunächst vage als „Konsequenzen“ bezeichneten Folgen der Terroranschläge spezifiziert der Autor als „Krieg“, um bald darauf von einer „absehbaren Vergeltung“ zu sprechen. Diese semantischen Verschiebungen erscheinen freilich nach der Argumentation Enzensbergers schlüssig. Wenn Terrorismus und Moderne unweigerlich miteinander verbunden sind, die Bekämpfung von terroristischen Gewaltakten somit eigentlich unmöglich ist, kann auch eine Militäraktion der USA keinesfalls die innere Sicherheit verbessern; sie wäre obsolet, wenn damit nicht immer auch ein Drang nach Vergeltung befriedigt werden sollte. Die Schuld der Amerikaner wäre damit in einer untergründigen Motivation zu verorten, wengleich offen bleibt, ob Enzensberger das hier insinuierte Bedürfnis nach Rache für verwerflich oder aber nicht doch – wie sein Schriftstellerkollege Peter Schneider – für nachvollziehbar hält. Deutlich wird hingegen, dass der Autor die erwarteten militärischen Interventionen der USA in ihrer Konsequenz mit den Terroranschlägen vom 11. September gleichsetzt, da bei beiden Vorgängen unweigerlich Unbeteiligte betroffen sind. Zwar antizipiert der Autor kein Bombardement der Zivilbevölkerung in Afghanistan, doch die von Schneider angemahnte gedankliche wie sprachliche Differenziertheit, die zwischen einer auf

ausgewählte Ziele ausgerichteten Militäraktion, bei der zivile Opfer notfalls in Kauf genommen werden, und einem Bombardement der Zivilbevölkerung unterscheidet, lassen die Ausführungen Enzensberger an dieser Stelle vermissen.<sup>150</sup>

Nach dem „kollektiven Drang zur Selbstbeschädigung“ wendet Enzensberger sich nun dem Phänomen des „individuelle[n] Todestrip[s]“ zu und konstatiert als gemeinsames Moment aller Täter, dass sich deren „flottierende Aggression [...] nicht nur gegen beliebige andere, sondern vor allem gegen sie selbst“ richten würde (Enzensberger, „Menschenopfer“). Skinhead und terroristischer Attentäter unterschieden sich dabei lediglich in der Dimension ihrer Aktionen. Während ersterer nur seinen Baseballschläger habe, verfüge der „gut ausgebildete Attentäter über Geldgeber, hochentwickelte Logistik, neueste Kommunikationsmittel und Verschlüsselungstechniken“ (Enzensberger, „Menschenopfer“). Das höhere Ziel der Attentäter sei – unabhängig davon, auf welche ideelle oder spirituelle Instanz sie sich berufen mögen – unerheblich, und im Notfall käme der mordende Selbstmörder auch ohne jede Rechtfertigung aus zweiter Hand aus. „Sein Triumph besteht darin, dass man ihn weder bekämpfen noch bestrafen kann, denn das besorgt er selbst“ (Enzensberger, „Menschenopfer“). Nahezu am Ende seines Beitrags macht Enzensberger nun explizit auf den sich zuvor bereits mehrfach andeutenden Umstand aufmerksam, dass Selbstmordattentate ebenso wenig zu verhindern wie die Täter zu belangen sind.

Aus diesen Zusammenhängen abzuleitende Ratschläge oder Verhaltensregeln, die der Autor insbesondere an die Adresse den USA richten könnte, finden sich in dem Beitrag jedoch nicht. Auch erhebt Enzensberger keine direkten Vorwürfe gegen die

---

<sup>150</sup> Vgl. Schneider, „Geiselhaft“ sowie die Ausführungen zu diesem Aspekt in Kapitel 4.1.

Vereinigten Staaten, indem er etwa auf außenpolitische Versäumnisse verweist. Ebenso wenig unterbreitet er allerdings Vorschläge zur Veränderung des „Zustand[s] der Weltgesellschaft“. Vielmehr belässt er es dabei, die gegenwärtige Situation aus unterschiedlicher Perspektive zu beleuchten, wodurch ein komplexer Gesamteindruck entsteht. Besonders der globale Blickwinkel erlaubt es dem Autor, die eingeforderte Distanz zu den Terroranschlägen zu wahren. Für eine nur wenige Tage nach den Anschlägen publizierte Abhandlung mutet ein solch betont unaufgeregter Umgang mit den Ereignissen gleichwohl merkwürdig an. Stellenweise drängt sich daher der Verdacht auf, dass der Autor dem Angriff auf die USA – ebenso wie sein Schriftstellerkollege Grass, jedoch subtiler als dieser – jegliches Alleinstellungsmerkmal verweigern möchte.

Enzensbergers Beitrag endet mit einer eher resignativen Note: Zwar würde die überwiegende Mehrheit der Menschen in allen Kulturen und Gesellschaften keinesfalls zu Amokläufen neigen, doch hätten diese „im Augenblick der Konfrontation mit dem Selbstmordliebhaber keine Chance“. Realistischerweise prognostiziert der Autor, dass die Gewalt – da es nach seiner Vermutung „Hunderttausende von lebenden Bomben gibt“ – die Menschheit auch im einundzwanzigsten Jahrhundert begleiten werde. Auf diese Weise erfahre auch das Menschenopfer, „eine uralte Gewohnheit der Spezies“, seine Globalisierung (Enzensberger, „Menschenopfer“), wie Enzensberger abschließend und auf das einleitend behandelte Thema Bezug nehmend konstatiert.

Deutlich optimistischer fallen dann die Einschätzungen des Autors in dem am 21. Oktober 2001 erschienenen Interview mit der *Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung* aus. Zwar weist Enzensberger wiederum darauf hin, dass die „neue Konstellation“, welche sich nach dem 11. September in der Welt abzeichne, „große Risiken“ berge, doch

eine Konfrontation zwischen Islam und westlicher Welt sei nicht zwingend oder unausweichlich.<sup>151</sup> Nach Einschätzung des Autors werde dies letztlich davon abhängen, „inwieweit die Amerikaner in der Lage sind, etwas zu lernen“ (Enzensberger, „Kunst“). Wenngleich Enzensberger durchaus kritisch bemerkt, dass man als „Imperium“ immer Schwierigkeiten habe, die Außenwelt zu verstehen oder sie auch nur zur Kenntnis zu nehmen, lobt er doch die bisherigen Reaktionen der USA. Die Haltung der amerikanischen Administration sei bislang überraschend differenziert gewesen. Ihre Sprecher hätten bisher – zumindest rhetorisch, wie Enzensberger einschränkend hinzufügt – immer wieder versichert, dass sich ihre Politik nicht gegen den Islam richtet. Der Autor zeigt sich somit einerseits positiv überrascht von der überlegten und geplanten Reaktion der Amerikaner, andererseits bleibt er vorsichtig abwartend, als halte er es für nicht unwahrscheinlich, dass sich das Verhalten der Amerikaner plötzlich ändern könnte.

Im Zentrum des Interviews steht jedoch die drei Wochen nach den Terroranschlägen unternommene Reise in den Iran, insbesondere die aktuelle Situation in dem islamischen Land sowie die regionalen Reaktionen auf den 11. September. Nach der Rolle befragt, welche die Terroranschläge in seinen Gesprächen und Begegnungen gespielt hätten, antwortet der Autor, dass diese nie am Beginn einer Unterhaltung thematisiert worden seien, es die Iraner aber sehr wohl schätzten, „wenn man gerade jetzt solche Gespräche“ führe. „Wenn man sich darauf einlässt, zuerst über Goethe und Hafes zu sprechen, kommen nach und nach andere Themen zum Vorschein.“<sup>152</sup> (Enzensberger,

---

<sup>151</sup> Die von Huntington aufgestellte These vom Zusammenprall der Zivilisationen lehnt Enzensberger als unzulässige Vereinfachung ab und bezeichnet Huntington als einen „simplificateur terrible“ (Enzensberger, „Kunst“).

<sup>152</sup> Die Literatur des arabischen Kulturkreises beschäftigte den Autor schon vor seiner Reise in das Land. Anlässlich einer 2000 in der jemenitischen Hauptstadt Sana stattfindenden Konferenz schlug Enzensberger

„Kunst“) Der Autor erklärt, er habe nicht den Eindruck gehabt, vorsichtig sein zu müssen; die Gespräche hätten sich daher keineswegs in Höflichkeiten erschöpft, vielmehr habe man offen „auch über Unzufriedenheit, Enttäuschung, Widerspenstigkeit in allen möglichen politischen, lebensweltlichen, kulturellen Fragen gesprochen“ (Enzensberger, „Kunst“). Mit dem in der redaktionellen Einleitung zum Interview getroffenen Urteil, nach dem die Reise auch vorher brisant gewesen wäre und Mut erfordert hätte, drei Wochen nach dem 11. September jedoch „zu einer Aussage“ und „zu einem Manifest der Unerschrockenheit“ geworden sei, decken sich diese Erfahrungen des Autors indes nicht. Vielmehr beschreibt er seinen Eindruck, dass man im Iran einiges von Europa erwarte, vielleicht sogar besonders von Deutschland.<sup>153</sup> Um welche Erwartungen es sich konkret handelt, bleibt offen, dennoch wird an dieser Stelle deutlich, dass der Autor – ebenso wie seine iranischen Gesprächspartner – Deutschland und Europa in der veränderten Lage nach dem 11. September eine andere Rolle zuschreiben als den USA.

Auf die Frage, ob er bei seinen Gesprächspartnern Sympathien mit den islamischen Terroristen gespürt hat, macht Enzensberger zunächst seine eigene Position deutlich: „Die Terroristen sind Usurpatoren, die nicht nur Flugzeuge, sondern eine ganze Religion entführt“ und dadurch „einen riesigen mentalen Schaden“ angerichtet haben (Enzensberger, „Kunst“). Wenngleich das Verhältnis der Iraner zum Islam ein schwieriges sei, weil sie einerseits Muslime seien, aber andererseits versuchten, sich von der arabischen Kultur als der Kultur der Eroberer zu distanzieren, ist nach Einschätzung

---

die Gründung einer Zeitschrift für arabische und deutsche Poesie in beiden Sprachen vor. Ziel war die kulturelle Annäherung zwischen Abendland und Morgenland. Im Mai 2001 erschien die erste Ausgabe unter dem Titel *Diwan*. Der Name der Zeitschrift ist Programm: „Diwan“ bedeutet auf Arabisch Podest, ein Versammlungsort oder auch Gedichtband. Vgl. „diwan – Zeitschrift für arabische und deutsche Poesie“.

<sup>153</sup> Damit nimmt Enzensberger Bezug auf einen anstehenden Besuch des damaligen deutschen Außenministers Fischer, der Ende Oktober 2001 zu politischen Gesprächen in den Nahen und Mittleren Osten reiste.

des Autors die Vorstellung von einer islamischen Gemeinschaft bei der Bevölkerung dennoch tief verwurzelt. Für „uns Europäer“ sei es schwer zu verstehen, so Enzensberger, warum die Terroristen in der islamischen Welt nicht deutlicher marginalisiert würden, warum man an der Idee festhalte, „Leute wie Bin Ladin seien ‚unsere islamischen Brüder‘“ – auch wenn man mit ihrem Vorgehen nicht einverstanden sei (Enzensberger, „Kunst“). Enzensberger führt diese Haltung auf das theologische Konzept der Umma zurück, womit in der islamischen Welt die Gemeinschaftlichkeit, Solidarität und Zusammengehörigkeit aller Gläubigen beschrieben wird und welches nach Ansicht des Autors im Islam viel stärker sei als in anderen Religionen. Vor diesem Hintergrund wird schließlich das Interview zu einem Versuch, Einsichten in die Komplexität einer anderen Kultur zu vermitteln sowie unterschiedliche Aspekte der Kultur im Kontext zu betrachten und nicht übereilt zu bewerten.

Der folgenden Beitrag des Autors, der vier Tage später und somit kurz nach seiner Rückkehr nach Deutschland, in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* erscheint, vermittelt bereits in der Überschrift jene Atmosphäre, mit der die Reise des Autors insgesamt gekennzeichnet werden soll. Enzensberger hat „Gelassene Tage im Iran“ verbracht und damit dort etwas gefunden, „wovon Europa derzeit nur träumen kann“ (Enzensberger, „Gelassene Tage“). Erneut wird deutlich, dass der Autor die Brisanz, die der Reise in der deutschen Öffentlichkeit zugesprochen wurde, nicht nachempfinden kann; statt politischer Bedeutung akzentuiert er vielmehr seinen Eindruck von der Höflichkeit und der Toleranz der Iraner.

Diese Empfindung verdeutlicht Enzensberger zunächst anhand eines „Personenverzeichnis[ses]“, in welchem er – in aller Kürze – Begegnungen mit einer

germanistischen Nonne, einer Künstlerin, einem Bazari, einem Kardinal, einem Studenten und einem berühmten Schriftsteller nachzeichnet. Dem Leser präsentieren sich unerwartete Haltungen und Positionen: Die Künstlerin, die zwar im Haus kein Kopftuch trägt, aber dennoch „von Tatsachen nichts wissen will“. Sie ist in bester verschwörungstheoretischer Manier der Meinung, dass das Attentat vom 11. September keinesfalls islamische Terroristen zu verantworten hätten, es vielmehr von den Amerikanern selbst organisiert worden sei, es sich letztlich aber um eine Intrige der Zionisten handele, hinter welcher der Mossad stecke. Enzensberger beschreibt, wie zwölf iranische Gäste der Frau höflich zuhörten und ihre Augen gen Himmel hoben. Sie seien Dummheiten gewöhnt, und ihre Toleranz beweise, dass sie die Meinungsfreiheit über alles schätzten. Ohne eine eigene Meinung explizit darzulegen, macht Enzensberger seine Haltung an dieser Stelle durchaus deutlich: Dass die Attentäter islamische Terroristen waren, scheint für den Autor ebenso wenig außer Frage zu stehen, wie der Umstand, dass die Annahme einer verschwörungstheoretischen Konstellation eine gewisse Borniertheit voraussetzt.

Eine ebenso unerwartete Haltung wie die Künstlerin offenbart auch ein Bazar-Verkäufer, der den Fremden zum Tee einlädt. Auf dessen Schreibtisch steht ein Fähnchen mit Sternenbanner und der Bazari äußert den Wunsch, die Amerikaner mögen „eine Bombe auf die Mullahs werfen“ (Enzensberger, „Gelassene Tage“). Enzensberger kommentiert das Anliegen dieses flüchtigen Bekannten mit dem Hinweis, dass jener damit vermutlich ziemlich allein dastehe. Mit der Mehrheit der Iraner stimmt der Bazari jedoch nach Einschätzung Enzensbergers darin überein, „dass er sagt, was er denkt“; niemand nehme im Iran ein Blatt vor den Mund (Enzensberger, „Gelassene Tage“).

Dem „Personenverzeichnis“ folgt ein Absatz über den „Dichter als Orakel“.

Enzensberger beschreibt hier die außergewöhnliche Rolle, die der Dichter Hafis<sup>154</sup> im Iran einnimmt. Nicht nur scheint das ganze Land, „was dieser Mann vor siebenhundert Jahren hervorgebracht hat, auswendig im Kopf zu haben“, auch habe dessen *Buch der Lieder* die Bedeutung eines Orakels – und das obwohl orthodoxe Theologen seit Jahrhunderten versuchten, dem nicht unproblematischen Dichter „mit haarsträubenden Interpretationen das Wort im Munde“ herumzudrehen. Enzensberger erkennt darin ein Indiz dafür, dass alte Landessitten, „und sei’s auch nur sub rosa, jeder Diktatur widerstehen“. Anlässlich einer Feier für Hafis in dessen Heimatstadt Schiraz, an der neben Enzensberger auch seine Schriftstellerkollegen Muschg und Schrott teilnehmen, wird dem Autor erneut die Freimütigkeit und Offenheit seiner Gesprächspartner deutlich. Man führe Gespräche über Goethe und Hafis, aber „was anderswo zur akademischen Übung geraten wäre, hier ging es bald um die zentralen Probleme des Irans“ (Enzensberger, „Gelassene Tage“).

Denen wendet auch der Autor sich im weiteren Verlauf seines Beitrags zu: Unter der Überschrift „Die Dunkelkammer der Reformen“ beschreibt Enzensberger, was nach der islamischen Revolution 1979 alles verboten wurde, darunter das Schachspiel, das Rasieren sowie das Singen in der Öffentlichkeit. Heute jedoch mache „man sich über solche Vorschriften lustig“ und im Park seien die steinernen Schachtischchen längst wieder aufgestellt worden. Für Enzensberger „eins der vielen winzigen Anzeichen dafür,

---

<sup>154</sup> Eigentlich Muhammad Schams ad-Din wurde bekannt unter dem Dichternamen Hafis, was soviel bedeutet wie der den Koran im Gedächtnis Bewahrende. Er lebte von 1326 bis 1389 oder 1390 in Schiras und gilt noch heute als der bedeutendste Lyriker der persischen Sprache. Goethe wurde durch die 1812/13 erschienene Übersetzung *Der Diwan des Mohammed Schemsed-din Hafis* zu seinem *West-östlichen Diwan* inspiriert.

dass ein Wind der Veränderung durch das Land weht“ (Enzensberger, „Gelassene Tage“). Auch die religiösen Führer hätten dazugelernt, man weiche zurück, wo es nicht anders geht, und übe sich ansonsten in der ruhigen Hand. Dass das Land sich aus dem Anti-Terror-Krieg heraushalte, gefalle allen, und auf den Straßen von Teheran konstatiert der Autor daher eben jene zitierte Gelassenheit, von der Europa nur träumen könne.

Abschließend wendet Enzensberger sich der „Asymmetrie des Dialogs“ zu. Zwar erklärt er zunächst einschränkend, dass es eigentlich gar nicht erlaubt sei, sich nach einer Reise in ein Land, dessen Sprache man nicht verstehe, über dessen Lage zu äußern. Aber wenigstens könne man beobachten, zuhören und notieren, was man nebenbei erlebe. Enzensberger empfiehlt demjenigen, der etwas „von der Größe und der Tragik dieser Kultur“ verstehen will, sich gar nicht erst „auf die labyrinthischen Diskurse der Politik einzulassen“, sondern „auf die Erzählungen, auf die Gedichte der Iraner“ zu hören. Dort erfahre man mehr als aus jeder Zeitung von „Zorn und Hoffnung, Depression und Vitalität einer Gesellschaft“, die zu verkennen ziemlich albern sei: „Wer sich blind und taub stellt, und das gilt für beide Seiten, der wird so leicht keinen Ausweg finden“ (Enzensberger, „Gelassene Tage“). Es ist freilich kaum ein Zufall, dass sich in dieser Schlussbemerkung Anklänge an einen Satz Goethes aus dem *West-östlichen Diwan* entdecken lassen, mit dem der Weimarer Dichter auf die notwendigen Bedingungen für das Entdecken von kulturellen Gemeinsamkeiten verweist: „Wer sich selbst und andre kennt, wird auch hier erkennen: Orient und Okzident sind nicht mehr zu trennen.“

In eben diesen beiden Sätzen manifestiert sich die Stossrichtung der Beiträge Enzensbergers. Er plädiert für ein genaues Hinsehen im Umgang mit anderen Kulturen, für ein intensives Zuhören sowie dafür, sich Zeit zu nehmen, um auch über Umwege

Eindrücke zu gewinnen, die sich einer oberflächlichen Betrachtung verschließen. Gleichzeitig macht der Autor deutlich, dass er ein solches Vorgehen nicht für eine Stärke der USA hält – auch wenn diese durch ihre wider Erwarten überlegten und nicht überstürzten Reaktionen nach dem 11. September positiv überrascht haben. Aber auch in Enzensbergers Ausführungen zur Gewalt zeigt sich ein Versuch, der Komplexität der Thematik gerecht zu werden, was zur Folge hat, dass er – im Gegensatz zu Schneider, Buch und Grass – keine eindeutigen Handlungsanweisungen ausgibt oder Empfehlungen formuliert.

Insgesamt betrachtet wählt Enzensberger in der Debatte nach dem 11. September einen vollkommen anderen Fokus als seine Schriftstellerkollegen. Indem er gängige Topoi – wie die vorgebliche Permissivität des Westens gegenüber islamistischen Gruppen oder Armut als Auslöser von Terrorangriffen – gerade nicht thematisiert, sondern für eine lebendige und wirkungsvolle Beziehung zwischen den Kulturen plädiert, fällt die inhaltliche Auseinandersetzung mit den Terroranschläge ebenso subtil und indirekt aus wie seine kritische Beschäftigung mit der Rolle der USA. Zwar ist es unübersehbar, dass Enzensberger keineswegs mit allen Handlungen der USA einverstanden ist und insbesondere militärische Aktionen deutlich ablehnt. Auf der anderen Seite wird eine hegemoniale Stellung der Vereinigten Staaten als letztlich unausweichlich hingenommen, so dass sie allenfalls als Hintergrund in Enzensbergers interkulturellen, vom aktuellen Tagesgeschehen weitgehend abgelösten Betrachtungen aufscheinen.

Hans Magnus Enzensberger wirkt zunächst als ebenso wandlungsfähiger wie unberechenbarer Autor, der sich in der vorliegenden Untersuchung kaum auf einen verbindlichen Nenner bringen lässt. Während ihn seine Überlegungen zu Phänomenen der Gewalt als gedankenvollen, mit nahezu philosophischen Einsichten kokettierenden Außenseiter gegenüber der öffentlichen Aufgeregtheit in Deutschland nach dem 11. September zeigen, so präsentiert er sich in seinen Reiseberichten aus dem Iran vor allem als polyglotter Autor, der auch und gerade zu diesem Zeitpunkt keine kulturellen Berührungspunkte kennt, sondern von einer steten Neugier nach neuen Erfahrungen, Einsichten und Erlebnissen vorangetrieben wird. Und in der Tat handelt es sich bei Enzensberger wohl in erster Linie um einen in seinen Interessen und intellektuellen Neigungen sehr vielfältigen Autor, was auch ein Blick auf sein schriftstellerisches Werk bestätigt, in dem sich beinahe jede denkbare literarische Textform findet.

Trotzdem lassen sich Enzensbergers Stellungnahmen im Anschluss an die Terroranschläge nicht allein als Ausdruck einer hochgeistigen, literarisch-philosophischen Weltflucht lesen. Bei genauerer Betrachtung zeigt sich nämlich durchaus, dass Enzensberger die öffentlichen Diskussionen seismographisch genau wahrnimmt und in seinen scheinbar abseitigen Kommentaren geradezu mit dem Motiv des publikumsträchtigen Engagements als klassischem Charakteristikum des Intellektuellen spielt. Wie bereits bei anderen „großen“ Debatten bezieht Enzensberger hier eine eigenwillige und individualistische Position, mit der er aber nicht nur seine Autonomie, Eigenständigkeit und Unabhängigkeit als Intellektueller unterstreichen will.<sup>155</sup> Ebenso

---

<sup>155</sup> „Womöglich hat er durch seine Nicht-Stellungnahmen ebensoviel Autorität gewonnen wie durch seine nie ganz berechenbaren Vorstöße. Mit Ausnahme des ersten Golfkrieges und der Nato-Intervention im Kosovo hat er zu den meisten Herzens-Themen der Nation lautstark geschwiegen. „Mauerfall“,

geht es ihm darum, ein Gegengewicht zu den vorherrschenden Vereinfachungen und oberflächlichen Denkmustern der öffentlichen Debatte nach dem 11. September zu bilden, sich im vorliegenden Fall also – ähnliche wie auch Buch und Goldt – von den Aufgeregtheiten des Amerikadiskurses und seinen tradierten Stereotypen abzugrenzen. Als Gegenstandspunkt formuliert der Autor dabei ein Plädoyer für eine genaue, „langsame“ und der Komplexität der Thematik angemessene Betrachtungsweise, die von einem unvoreingenommenen und echten Interesse getragen sein sollte. Allerdings richtet sich dieses Interesse dann weniger auf die Vereinigten Staaten und mehr auf den Iran oder auf Globalisierungsfolgen in der „Dritten Welt“, was letztlich als Hinweis darauf gelesen werden kann, dass Enzensberger noch in seiner demonstrativen Zurückhaltung und Abgrenzung gegenüber dem tradierten Amerikadiskurs in dessen Bann steht.

\*\*\*

Ebenso wie bei den in Kapitel 3 behandelten Autoren lässt sich auch bei Schneider und Buch, Grass und Enzensberger eine besondere Affinität zwischen den eigenen Reaktionsweisen, Positionierungen und Verarbeitungen der Terrorattacken vom 11. September 2001 und dem gewählten Medium konstatieren. Zwar zielen alle der in diesem Kapitel untersuchten Texte weniger auf eine Präsentation der eigenen unmittelbaren Reaktionen auf die Terroranschläge ab, sondern verfolgen ein stringentes argumentatives Ziel. Doch auch diese Bevorzugung publizistischer Interventionen

---

„Holocaust-Denkmal“, „Walsen-Debatte“ – wer ein Wort von Deutschlands klügstem Dichter dazu sucht, wird keines finden. Nicht ohne Stolz hat er mir einmal erklärt, er habe nie eine Silbe zur Wiedervereinigung verlauten lassen“, so Schneider, „Bildnis eines melancholischen Entdeckers“ 143.

gegenüber der Darstellung individueller Betroffenheit stellt ein spezifisches Reaktionsmuster dar, welches in erster Linie auf die Rolle der behandelten vier Schriftsteller in der Öffentlichkeit hinweist. In der Tat begreifen sich die vier Autoren allesamt als engagierte Intellektuelle und werden von der Öffentlichkeit auch als solche wahrgenommen. Es fällt aber auf, dass diese Rollenzuschreibung durchaus unterschiedlich ausgefüllt wird. Während Grass beispielsweise bereitwillig Ratschläge erteilt und als richtungweisende moralische Autorität auftritt, halten sich die anderen drei Autoren in ihren – je unterschiedlich ausfallenden – Zeitdiagnosen mit einfachen Erklärungen zu den Bedingungen und Auswirkungen der Terroranschläge sichtbar zurück. Dabei kann als Zwischenergebnis dieses Kapitels insbesondere festgehalten werden, dass sich diese Zurückhaltung auch und gerade auf den in Deutschland tradierten Amerikadiskurs erstreckt. Nähere Einsichten dazu sollen im nachfolgenden Kapitel erarbeitet werden.

## KAPITEL 5

### TRADITION, VERMEIDUNG UND ERNEUERUNG – AMERIKAWAHRNEHMUNGEN UND AMERIKADISKURSE NACH DEM 11. SEPTEMBER

Der 11. September 2001 – in den Ausführungen der vier behandelten Diaristen Kathrin Röggl, Else Buschheuer, Durs Grünbein und Max Goldt gerät dieses Datum zunächst zum Synonym für Entsetzen, für das Unfassbare und Unbegreifliche. Die Reaktionen im Einzelnen sind gleichwohl vielschichtig: behutsame und präzise Beobachtungen kontrastieren mit hysterischer Larmoyanz, einem Rückgriff auf die gesamte Geistesgeschichte steht ein Rückzug in die Provinz gegenüber. Gemeinsames Moment ist die Auseinandersetzung mit den Anschlägen mittels chronologischer, meist taggenauer Aufzeichnungen, so dass die dem Tagebuch inhärenten Besonderheiten zur (Negativ-)Folie werden, vor der sich die jeweiligen Reaktionsweisen der Diaristen um so schärfer abzeichnen.

Für Peter Schneider, Hans Christoph Buch, Günter Grass und Hans Magnus Enzensberger bilden die Terroranschläge vom 11. September 2001 – unabhängig davon, ob sie explizit im Vordergrund der Ausführungen stehen oder eher in beiläufiger Weise behandelt werden – demgegenüber eher den Ausgangspunkt für weiterführende Überlegungen. Hier werden weniger die Anschläge per se als vielmehr deren Ursachen und Folgen diskutiert. Gleichwohl geben auch die Argumentationsansätze dieser vier

Autoren ein außerordentlich breites Spektrum wieder: Reisebeschreibungen aus dem Irak stehen der Berichterstattung aus benachbarten Krisenregionen in Afghanistan gegenüber, optimistische Einschätzungen zu (möglichen) amerikanischen Reaktionen kontrastieren mit wohlmeinenden Ratschlägen zur Schadensbegrenzung. Gemeinsames formales Moment der untersuchten Beiträge dieser vier Autoren ist jeweils die Form des (politischen) Kommentars bzw. des Interviews.

Ob und inwieweit sich in diesen Reaktionsmustern und Stellungnahmen nach dem 11. September 2001 ein Bruch des klassischen, oben in Kapitel 2 skizzierten deutschen Amerikadiskurses abbildet oder ob in den Ausführungen der acht Autoren doch eher die Kontinuitäten dominieren, soll im folgenden Untersuchungsabschnitt diskutiert werden. Die Amerikabilder der einzelnen Autoren sollen dabei nicht nur zusammengetragen und untereinander verknüpft, sondern auch gezielt zur jeweiligen sprachlichen Ausgestaltung der Reaktionen sowie zu den Publikationszeitpunkten in Bezug gesetzt werden. Es werden zudem das Interesse, die Haltung und die lebensgeschichtliche Beziehung der Autoren zu den USA berücksichtigt, wie sie aus den zugrunde gelegten Texten herausgearbeitet werden können. Um den jeweiligen Standort gegenüber den USA weiter zu präzisieren und in seinen Tiefendimensionen zu profilieren, sollen dabei in diesem Kapitel fallweise auch Stellungnahmen früherer bzw. späterer Zeitpunkte berücksichtigt werden. Entlang dieser Linie kann dann ebenfalls eruiert werden, welche Vorverständnisse und Meinungen die Autoren in ihre Reaktionen auf den 11. September – respektive in ihre späteren Darstellungen – einfließen lassen.

Vor dem Hintergrund der jeweiligen biographischen Positionierung steht also die Frage nach Kontinuitäten und Brüchen in der literarischen und intellektuellen

Amerikawahrnehmung nach dem 11. September im Mittelpunkt dieses Kapitels. Damit verknüpft ist die Frage, welche Deutungsambitionen und Erklärungsansprüche sich in den verschiedenen Reaktionen manifestieren bzw. in welchem Umfang ein Autor gerade mit der gewählten Darstellung der USA seine Teilnahme an der öffentlichen Debatte forciert oder verweigert. Der übergreifende deutsche Amerikadiskurs wird somit anhand exemplarischer Wortmeldungen aus dem literarischen und intellektuellen Feld erschlossen und analysiert, was zugleich instruktive Einsichten in das Wechselverhältnis von Literatur und Öffentlichkeit ermöglicht.

Das im Folgenden detailliert zu analysierende Spektrum reicht von einer emotional gehaltenen, zuweilen „zeitverzögert“ erscheinenden Auseinandersetzung über eine differenzierte und betont unaufgeregte Wahrnehmung der USA bis hin zu tastenden Suchbewegungen, die sich um eine neues, gegenwartsadäquates Amerikabild bemühen. Dazu werden die Autoren drei idealtypischen Gruppen zugeordnet, die ein jeweils distinkter Umgang mit Amerika kennzeichnet. Wenngleich im Hinblick auf die jeweils zugrunde liegenden Amerikabilder und die Positionierungen im deutschen Amerikadiskurs also deutliche Abgrenzungen vorgenommen werden, so bedeutet diese Kategorisierung keinesfalls, dass Überschneidungen zwischen den Gruppen ausgeschlossen sind. Vielmehr geht es um die Analyse unterschiedlicher Positionen und Strömungen, die anhand einzelner Schriftsteller beispielhaft erschlossen werden können.

## *ERWARTUNG UND ENTTÄUSCHUNG: „AMERIKA“ ALS UTOPISCHER ORT*

Es wurde in Kapitel 2 bereits kurz angerissen, wie sehr sich das literarische Amerikabild und die intellektuelle Amerikawahrnehmung in Deutschland seit dem 19. Jahrhundert an einem bipolaren Maßstab orientierten. Entweder erschienen die USA als Hort eines allgemeinen Kulturverfalls oder aber als Land einer glücklichen Zukunft. In jedem Fall stand Amerika aber für ein Faszinosum, welches weit über seine tatsächliche Bedeutung die Vorstellungskraft in einer immensen Weise anregte und stets wieder leidenschaftliche Zustimmung und ebenso grundsätzliche Ablehnung provozierte. Auch bei den drei im Folgenden untersuchten Autoren – Else Buschheuer, Durs Grünbein, Günter Grass – dominiert eine Form der Darstellung der USA, die sich vor allem durch ihre innere Bewegtheit auszeichnet, wobei zu zeigen sein wird, dass dies nicht in jedem Fall mit einer durch die Terroranschläge ausgelösten emotionalen Anteilnahme einhergeht.

Wie bereits oben herausgearbeitet, ist das auffälligste Kennzeichen der Ausführungen von *Else Buschheuer* ein hoher Grad an Emotionalität. Zwar ist unbestritten, dass dieser Umstand – zumindest zu einem großen Teil – dem Publikationszeitpunkt unmittelbar nach den Terroranschlägen geschuldet ist. Doch kann zugleich davon ausgegangen werden, dass sich dies nur auf die Intensität, nicht aber auf die prinzipielle Inhaltsrichtung der zugrunde gelegten Texte ausgewirkt hat. In der Tat präsentiert sich das Amerikabild der Autorin hierin weitgehend ungefiltert und verweist zunächst auf das große Interesse Buschheuers an den Vereinigten Staaten; dieses belegen

nicht nur Hinweise auf frühere Besuche der Autorin und deren Familie in den USA, sondern auch die Beachtung, welche Buschheuer den touristischen Attraktionen New Yorks ebenso wie dem alltäglichen Leben der Bewohner der Metropole schenkt.

Wenngleich dieses Interesse – zumindest vordergründig – die starke Faszination dokumentiert, welche das Leben in der Neuen Welt für Buschheuer bedeutet, so zeigt eine genauere Betrachtung der Ausführungen, dass die grundsätzliche Haltung der Autorin gegenüber den USA letztlich äußerst ambivalent ist. So münden beispielsweise Buschheuers Bemerkungen zum amerikanischen Sicherheitsapparat nicht allein in einer larmoyanten Selbstbezüglichkeit, sondern verweisen darüber hinaus auch auf ein zwiespältiges Verhältnis der Autorin zu den USA. Denn während ihr naiver Glaube an den Sicherheitsapparat Buschheuer mit der Frage hadern lässt, wie dieser die Anschläge hatte geschehen lassen können (Buschheuer, „Tagebuch“), stilisiert sie sich zugleich als (potentielles) Opfer der amerikanischen Behörden,<sup>1</sup> der Flugsicherheit und der Polizei.<sup>2</sup>

Diese Ambivalenz lässt sich vor dem Hintergrund der lebensgeschichtlichen Beziehung der Autorin zu den USA weiter entschlüsseln. Buschheuer befindet sich zum Zeitpunkt der Anschläge in New York und signalisiert ihre unmittelbare Nähe zum Ort des Geschehens mit dem Hinweis, soeben vom Einschlag des zweiten Flugzeugs in das World Trade Center geweckt worden zu sein. Die veranschaulichende Ergänzung, dass sich das WTC am Ende ihrer Straße befinde, somit „ganz nah“ (Buschheuer, „Tagebuch“) sei, gerät sodann zum Ausgangspunkt umfangreicher Überlegungen zur

---

<sup>1</sup> Siehe dazu auch die später in diesem Kapitel beschriebenen Probleme der Autorin bei der Einreise in die USA.

<sup>2</sup> Diese Inszenierung könnte zwar – wie auch die Überlegungen nach Deutschland zurückzufliegen – als Verweis auf eine Reflexion über die spezifische Situation als Nicht-Amerikanerin gelesen werden, doch im Kontext der gesamten Ausführungen geraten sie lediglich zu aufgesetzten dramatischen Elementen, welche die eigenen solipsistischen und egozentrischen Befindlichkeiten akzentuieren.

Relevanz der Zwillingtürme für die Autorin: als Motiv auf von ihr verschickten „blöde[n] Touri-Postkarten“, als Ort für zahlreiche Besuche im dortigen Restaurant, als allmorgendlicher und allabendlicher Blickfang am Ende der Straße sowie als Attraktion für den Familienbesuch, mit dem die Autorin „von oben auf Manhattan runtergestaunt“ habe (Buschheuer, „Tagebuch“). Damit deutet sich in dieser „Ode an die Türme“ – so der von Buschheuer gewählte Titel – eine auch lebensgeschichtlich ambivalente Beziehung zu den USA an: Einerseits möchte sie den Eindruck erwecken, dass für die zu diesem Zeitpunkt in New York lebende Autorin die USA mittlerweile alltäglich, vertraut und unspektakulär sind; der Verweis auf die „blöde[n] Touri-Postkarten“ soll eine alltagskulturelle Zugehörigkeit der Autorin zu New York gegenüber der bloßen Gastrolle des unbedarften Touristen signalisieren. Auf der anderen Seite scheint immer wieder der Blick einer von Amerika beeindruckten Reisenden durch. Das World Trade Center symbolisierte dabei vorwiegend eben doch eine Touristenattraktion; weder gelingt es der Autorin, die über das Restaurant und die Besucherplattform hinausgehende Funktion des Gebäudes als gewöhnlicher Arbeitsplatz für viele tausend Menschen in den Blick zu nehmen, noch reflektiert sie über den spezifischen Symbolcharakter der Zwillingtürme, welcher diese zum Ziel der Anschläge werden ließ.<sup>3</sup> Zudem dienen die einzig aus dem Blickwinkel ihrer eigenen Befindlichkeit angestellten Erwägungen über die Bedeutung des World Trade Centers lediglich dazu, den eigenen Zustand zu beklagen.

Anders als die unten noch gesondert zu diskutierenden Autoren Schneider oder Enzensberger, die beide auf je eigene, explizite oder implizite Weise kontinuierlich über die USA reflektieren und dadurch in der Tradition des deutschen Amerikadiskurses

---

<sup>3</sup> Entsprechend befürchtet Buschheuer auch wiederholt, dass das Wohnhaus, in dem sich ihr Apartment befindet, das nächste Ziel sein könne.

stehen, gelingt es Buschheuer nicht, Distanz zu ihrem Amerikabild zu gewinnen oder ihr Verhältnis zu den USA mit einem gewissen Abstand zu betrachten. Dieser Umstand mag unter anderem dem Altersunterschied zwischen den Autoren geschuldet sein. Aber auch Kathrin Röggl, nur wenige Jahre jünger als Buschheuer und zum Zeitpunkt der Anschläge ebenfalls in Manhattan, ist durchaus in der Lage, sich weitaus überlegter, sachlicher und affektfreier mit den USA auseinanderzusetzen. Es liegt daher nahe, die emotional aufgeladene und grundsätzlich zwiespältige Haltung Buschheuers gegenüber den Vereinigten Staaten vor dem Hintergrund der DDR-spezifischen Sozialisation der Autorin zu sehen. Denn einerseits dominierte in weiten Kreisen der ostdeutschen Gesellschaft ein überaus populäres, mythenbeladenes Amerikabild, welches als Gegenpol zur offiziellen antiamerikanischen Propaganda der kommunistischen Diktatur entstanden war. Andererseits lässt sich annehmen, dass die Propagandastereotype über den Machtanspruch und die Unmenschlichkeit des imperialistischen „Klassenfeindes“ auf prekäre Weise dennoch internalisiert wurden, woraus sich die Vorstellung gerade einer individuellen Ohnmacht gegenüber den USA ableitet.<sup>4</sup> Anders als in Westdeutschland lebenden Autoren, so lässt sich annehmen, verfügt Buschheuer noch nicht über den nötigen Abstand in ihrer Auseinandersetzung mit Amerika. Die USA werden (noch) nicht in unemotional-selbstverständlichen Kategorien betrachtet, sondern besitzen nach wie vor eine erhebliche emotionalisierende Kraft, die zu wesentlichen Teilen aus der Tradition des klassischen deutschen Amerikadiskurses stammt. Dessen Mobilisierungswirkung, die sich entweder auf eine utopisch-idealistische Verklärung oder empörte Anprangerung der USA beziehen kann, ist im Leben der Autorin offenbar noch ungebrochen wirksam.

---

<sup>4</sup> Vgl. Wierling, „Amerikabilder in der DDR“; Schnoor, „Das gute und das schlechte Amerika“ sowie Payk-Heitmann, „Zwischenstation auf dem Weg ins wiedervereinigte Deutschland“.

Die im *Tagesspiegel* erschienenen Notate Buschheuers gewähren darüber hinaus keine weiteren Einblicke in das Amerikabild der Autorin. Einzelne Beschreibungen – wie die der frühmorgens ihrer Arbeit nachgehenden Müllabfuhr – erscheinen weitgehend isoliert. Das Fehlen von Aussagen oder Beobachtungen, die sich auf die USA beziehen, ist jedoch – anders als bei den unten zu diskutierenden Auslassungen von Buch, Enzensberger und Goldt – weder bewusst intendiert noch indiziert es eine entspannte Selbstverständlichkeit des Aufenthalts in New York. Vielmehr ist es eine egozentrisch anmutende Perspektive Buschheuers, welche die Terroranschläge vom 11. September in erster Linie zu einer Projektionsfläche der eigenen Gefühlslagen geraten lässt. Die Autorin ist zu sehr mit ihren emotionalen Befindlichkeiten beschäftigt, um ihre Umwelt mit aussagekräftiger Tiefenschärfe wahrzunehmen. Auch der Blick auf frühere Publikationen oder weitere – in der Buchversion veröffentlichte – Tagebucheintragen lässt keine anderen Akzente im Amerikabild der Autorin erkennen. Vielmehr wird stets wieder deutlich, dass ihre Wahrnehmung der Vereinigten Staaten stark durch das eigene Wunschbild und Vorstellungsrepertoire geprägt ist. So beschreibt sie in der Artikelserie „Ich habe einen Traum“ der Wochenzeitung *Die Zeit* ein imaginäres Leben in Uptown New York, „im Cheffield Haus in Manhattan, 57. Straße, zwischen 7. und 8. Straße.“<sup>5</sup> Hinter ihrem Haus beginne der Central Park, ihr Apartment liege im 45. Stock, mit Blick auf Midtown. „Von nirgendwo sieht New York so schön aus, wie von hier, deswegen bleibe ich meist zu Hause und schaue aus dem Fenster.“<sup>6</sup> In dieser Traumerzählung ist Deutschland in weite Ferne gerückt und die Autorin, die nur drei Monate bleiben wollte,

---

<sup>5</sup> Die Ortsangabe erscheint etwas verwirrend, da Buschheuer nicht zwischen ‚Street‘ und ‚Avenue‘ differenziert.

<sup>6</sup> Der Blick von oben auf die Stadt scheint eine besondere Bedeutung für die Autorin zu haben. Vgl. Buschheuers Ausführungen zu ihren Besuchen des World Trade Centers in Kapitel 3 dieser Arbeit.

lebt seit mittlerweile zehn Jahren in der Stadt: „Deutschland interessiert mich nicht mehr. Ich habe Deutschland vergessen. Ich lese keine Zeitungen. Deswegen weiß ich gar nicht, ob es Deutschland noch gibt“ (Buschheuer, „Traum“).

Auch wenn es sich hierbei um eine ausdrücklich als „Traum“ gekennzeichnete Beschreibung handelt, lässt sich doch annehmen, dass Buschheuers Wunschvorstellung von einem Leben in New York ex negativo zu ihren tatsächlichen Erlebnissen in den USA gelesen werden sollte. Real erlebte Probleme und Mühen hat die Autorin etwa im ersten Eintrag der Buchfassung ihres Internettagebuchs beschrieben. Unter dem Titel „DRIN“ schildert Buschheuer die „nicht unerhebliche[n] Schwierigkeiten“ der Einreise in die Vereinigten Staaten, da sie auf „dem weißen und dem grünen Zettel immer ‚Yes‘ statt ‚No‘ ausgefüllt“ (Buschheuer, *www* 9) habe, so dass „die dort“ natürlich dächten, sie sei „ein drogensüchtiger Spion, der Schnecken und andere lebende Tiere“ schmuggle (Buschheuer, *www* 9).<sup>7</sup>

Aber auch nach dem 11. September stellt sich eine ungebrochene Amerika-Faszination letztlich wieder ein. So erfährt der Leser im abschließenden Beitrag der Buchversion, dass die Autorin am Ende ihres USA-Aufenthaltes überraschend unwillig ist, das Land zu verlassen. Bereits auf dem Flughafen angekommen, fragt sie sich: „Was mache ich hier? Ich meine, was zum Teufel mache ich eigentlich hier? Warum fliege ich zurück nach Deutschland?“ Sie rät ihren Lesern,

---

<sup>7</sup> Die Bedeutung der Einreiseformalitäten wird auch in der folgenden Beschreibung Grünbeins in *Das erste Jahr* deutlich: „Weit mehr in Anspruch [...] nimmt ein das Ausfüllen der Formulare für Einreise und Zoll. Eine ganz andere Bürokratie, gewaltiger als selbst die deutsche, fordert vom Reisenden ihren Tribut. Es fängt mit der Eins ohne Aufstrich an, vor der man jedesmal neu zum ABC-Schützen wird. Selbstzweifel weckt auch die inquisitorische Frage, ob man nicht etwa geistig behindert sei oder drogenabhängig, ob man jemals in terroristische Aktivitäten verwickelt war oder am Völkermord in der Zeit zwischen 1933 und 1945 beteiligt. ... Vom unbestechlichen Auge der US-Beamten bei der Paßkontrolle fühlt man sich plötzlich so klein wie Karl Roßmann vor den schweigsamen Herren der Hafenbehörde in ihren blitzenden Schiffsuniformen“ (251).

[d]ort zu bleiben, wo man ... nicht: glücklich!!! Sagen wir nicht glücklich. Die Glücksdefinition war immer schon verschwiemelt und ist seit kurzem überholt. Sagen wir, wo man die größte Aussicht auf Glücksmomente hat, auf Zehntelsekunden des In-Sich-Selbst-Ruhens, und sei es nur, um nach innen zu hören (Buschheuer, *www* 260).

Die Bereitschaft Buschheuers, einen späteren Flug zu nehmen, wird mit einem Fluggutschein belohnt, woraufhin die Autorin ihren Lesern im letzten Satz mitteilt, dass sie schon wisse, wohin sie so bald wie möglich wieder fliegen werde (Buschheuer, *www* 261). Und die in den nachfolgenden Jahren erscheinenden New York Tagebücher Buschheuers verweisen in der Tat darauf, dass die Autorin die amerikanische Metropole für längere Zeit zu ihrem Lebensmittelpunkt gemacht hat.

Vor diesem Hintergrund wird deutlich, dass die Auseinandersetzung mit den Ereignissen vom 11. September 2001 in der Amerikawahrnehmung Buschheuers insofern einen Bruch markiert, als das reale Erlebnis der USA sich just zu dieser Zeit gegenüber dem Wunschbild der Autorin durchzusetzen begann. Dieser Vorgang wird durch die Einsicht beschleunigt, dass Amerika die Anschläge nicht verhindern konnte, was Buschheuer zu zwingen scheint, ihre Vorstellungen von einem nahezu allmächtigen und unverwundbaren Land zu korrigieren. Auch die außergewöhnlich starken emotionalen Reaktionen der Autorin lassen sich auf einen – durch die Terroranschläge merklich beschleunigten – Verarbeitungs- und Distanzierungsprozess von den eigenen utopischen Wunschvorstellungen von den Vereinigten Staaten zurückführen.

Darüber hinaus erscheint das Amerikabild Buschheuers im Ganzen leicht antiquiert oder, präziser ausgedrückt, zeitverzögert. Es entsteht der Eindruck, dass die in der DDR sozialisierte Autorin inmitten einer persönlichen Auseinandersetzung mit einem Mythos der USA gefangen ist, welche in der Bundesrepublik in den sechziger Jahren im

Rahmen vor allem des Vietnamkrieges geführt wurde und in den achtziger und neunziger Jahren bei weitem nicht mehr in solcher Intensität auszumachen war. Und wiewohl die USA sicherlich auch danach eine bedeutende – wenn nicht *die* bedeutendste – Projektionsfläche für die bundesrepublikanische Selbstverortung blieben, so konnte sich doch nachmals ein differenzierterer und gelassenerer Umgang mit den USA durchsetzen, an den Buschheuer offenkundig noch nicht anschließen konnte.

Verglichen mit dieser emotionalisierten Auseinandersetzung Buschheuers, erscheint das Amerikabild bei *Durs Grünbeins* grundsätzlich reflektierter und konkreter. Das auch in diesem Fall vorhandene Interesse an den USA zeigt sich bei Grünbein nämlich nicht allein anhand seiner Reaktionen auf die aktuelle Situation nach den Terroranschlägen, sondern auch daran, dass der Autor immer wieder Einblicke in das – vor allem literarisch codierte – Amerikabild seiner Kindheit und Jugend gewährt. Anders als bei Buschheuer, wo sich die gegenwärtige Realität der Vereinigten Staaten gegenüber den individuellen Wunschvorstellungen mühsam durchsetzt, bleibt Grünbeins Darstellung der USA jedoch in einer hochambivalenten Haltung befangen. Diese Diskrepanz von idealistischer Erwartung und erlebter Enttäuschung wird in den Ausführungen des Autors allerdings nicht unmittelbar deutlich. Vielmehr klammert Grünbein in den untersuchten Reaktionen seine Amerikareisen zunächst vollständig aus, so beispielsweise eine Fahrt im Frühjahr 2000 nach Washington, Philadelphia und Baltimore<sup>8</sup> oder verschiedene Aufenthalte in New York, wohin er zehn Jahre lang „als

---

<sup>8</sup> Grünbein reist zu diesem Zeitpunkt in die USA, um an einem Essay „über das Imperiale, die Konstruktion neuen Römertums im Amerika der Gründerväter, in Architektur, Heraldik, Konstitution und öffentlicher Rhetorik“ zu arbeiten. Der Titel lautet „Pax Americana“ (*Das erste Jahr* 27). Bei einem der Amerikaaufenthalte träumt der Autor vom Untergang Amerikas und ist sich (im Traum) sicher: „Ja, auch die Supermacht Amerika wird dereinst untergehen wie das Römische Reich“ (255).

Nomade gepilgert“ sei (Grünbein, *Das erste Jahr* 249). Lediglich ein zweimaliger Besuch des World Trade Centers in den neunziger Jahren wird erwähnt, womit zunächst – ähnlich wie bei Buschheuer – die Zwillingstürme in den Mittelpunkt gerückt werden. Im Gegensatz zu seiner Schriftstellerkollegin greift Grünbein mit der Bezeichnung des WTC als „ranghöchste[r] Tempel des Gottes Mammon“ (Grünbein, „Feuerpause“) indes umgehend die symbolische Bedeutung der Gebäude auf. Auch markiert deren Einsturz für den Diaristen kaum eine persönliche Tragödie, sondern steht vielmehr für eine geschichtsmächtige Katastrophe, deren Konsequenzen universal zu spüren sein werden. Und entsprechend bezieht der Autor in seinen Blick auf die Vereinigten Staaten deren (sicherheits-) politische Stellung in der Welt ein, indem er den USA für die jüngste Vergangenheit eine „Politik der Besonnenheit, der nationalen Selbstgenügsamkeit“<sup>9</sup> bescheinigt und gleichzeitig den Schutz heraushebt, den die globale amerikanische Präsenz für die Hälfte der Weltbevölkerung bedeute.

Von dieser antizipierten Machtfülle der USA ist offenbar auch das private Amerikabild des Autors geprägt, wie Grünbein in einigen kursorischen Rückblicken andeutet. So verweist das Bekenntnis, Amerika habe ihm stets „als ein unverwüstliches Reich in der Ferne“ (Grünbein, „Feuerpause“) vor Augen gestanden, nicht allein auf die globale Dominanz der USA, sondern vor allem auf die Unerreichbarkeit der westlichen Hemisphäre für den in der DDR sozialisierten Autor. Indem Grünbein darüber hinaus sein Amerikabild in Analogie zu jenem von Karl Roßmann<sup>10</sup> entwirft, verschiebt er nicht

---

<sup>9</sup> Diese auch unter dem Begriff einer „Politik des nationalen Interesses“ diskutierte Haltung der USA wurde – anders als in der Sichtweise Grünbeins – durchaus kritisch betrachtet. Vgl. dazu Kapitel 2 dieser Arbeit.

<sup>10</sup> Vgl. auch Grünbeins Ausführungen über Kafkas Amerikadarstellung in *Das erste Jahr* (256ff.). Der Autor findet viele der von Kafka in *Der Verschollene* geschilderten Eindrücke von Amerika bei seinen Besuchen in den Vereinigten Staaten bestätigt.

nur den Ursprung seiner Vorstellungen von der Neuen Welt in den Bereich der Literatur, sondern setzt seinen realen Erfahrungen in den USA das Amerikabild eines Autors entgegen, der die Vereinigten Staaten bekanntlich nie gesehen hat.<sup>11</sup>

Im Ganzen scheint dieses aus vollkommen unterschiedlichen, gegenwärtigen wie vergangenen, literarischen wie autobiographischen Quellen, Eindrücken und Erfahrungen zusammengesetzte Amerikabild Grünbeins zunächst durchaus affirmativ codiert zu sein. Dies verändert sich allerdings schlagartig in dem Moment, als erste Vorahnungen des Krieges gegen Afghanistan aufsteigen. Der ohnehin stark auf die politisch-ökonomische Macht und militärische Dominanz der USA fokussierende Blick des Autors nimmt das Land unmittelbar nicht mehr als pazifizierende Schutzmacht wahr, sondern konstruiert aus dem Mangel an realer Kriegserfahrung in der amerikanischen Bevölkerung eine Neigung zu kriegerischen Interventionen. Mehr noch, die amerikanischen Opfer des 11. September werden mit den deutschen Opfern des alliierten Luftkriegs im Zweiten Weltkrieg verglichen, womit unvermutet rasch auf Argumente und Denkfiguren aus dem tradierten deutschen Amerikadiskurs zurückgegriffen und eine vermeintlich moralische Überlegenheit Deutschlands konstruiert wird.

Dass sich Grünbein ähnlich wie Buschheuer immer wieder mit der Diskrepanz zwischen früheren Wunschvorstellungen von einem „Land der unbegrenzten Möglichkeiten“ und den realen USA auseinandersetzen muss, lässt sich auch an seinen früheren Publikationen ablesen. So beschreibt der Autor in *Das erste Jahr* beispielsweise einen Besuch in New York als „Hadesfahrt durch die geliebte Metropole“ (Grünbein,

---

<sup>11</sup> Grünbein hätte auch auf das Amerikabild Günter Kunerts, wie es in *Der andere Planet* deutlich wird oder auf die Aufzeichnungen eines anderen Autors – wie beispielsweise Stefan Heym –, der die USA bereist hat bzw. in die USA emigriert war, verweisen können.

*Das erste Jahr* 250). New York sei „Leben und Sterben, Weltruhm und tiefste Verlorenheit, alles dicht ineinander verschlungen“, zudem habe die Metropole „keine Zeit für den einzelnen Besucher“ (Grünbein, *Das erste Jahr* 251). Grünbein inszeniert die USA also nicht nur als Nebeneinander höchst widersprüchlicher Eindrücke und Gefühle, sondern beschreibt seine eigene Haltung gegenüber den USA – und besonders gegenüber New York – als Variation des klassischen Deutungsmusters von Attraktion und Abwehr: er fühlt sich magisch von diesem Land angezogen, gleichzeitig aber nicht angenommen. Zudem scheint seine Sehnsucht nach Amerika letztlich ebenso unstillbar wie ortlos. Amerika bleibt ein unerreichbarer Ort, so dass er sich trotz aller Begeisterung während eines realen Aufenthalts in New York „verloren im Hochgefühl zwischen den Wolkenkratzern mit einer Sehnsucht so groß wie Amerika“ fühlt (Grünbein, *Das erste Jahr* 249).

Dieses zwiespältige emotionale Verhältnis zu den USA kann – ebenso wie im Falle Buschheuers – unschwer mit der Sozialisation des Autors in Zusammenhang gebracht werden; noch deutlicher wird die Verbindung zwischen der lebensgeschichtlichen Prägung des Autors und dessen Amerikawahrnehmung an anderer Stelle. So bekennt Grünbein beispielsweise angesichts der mit zahllosen bürokratischen Formalitäten verbundenen Einreise in die USA, dass einem als „Bürger eines ehemaligen kommunistischen Regimes [...] bei solcherlei Mißtrauen schon mulmig werden“ könne (Grünbein, *Das erste Jahr* 251). Gegenüber Buschheuers eher launiger Schilderung ihrer Einreiseprobleme, greift Grünbein hier unmittelbar auf einen politisch-ideologischen Referenzrahmen zurück und ruft damit Eindrücke aus der untergegangenen Weltordnung des Kalten Krieges hervor.

Aber auch die Stärke des Dollars im internationalen Währungssystem zu Beginn des 21. Jahrhunderts evoziert Erinnerungen an die Jahrzehnte der bipolaren Systemkonkurrenz. Der Autor erklärt, dass bereits der Begriff „Dollar“ ihn an „Lenins Imperialismus-Theorie“ denken lasse, daneben aber auch Bilder von den „Banküberfällen in Westernfilmen“ der fünfziger und sechziger Jahre heraufbeschwören würde. Heute jedoch erlebe man als „träumender Habenichts aus Europa“, der sich für einen einzigen Tag in die „Todeszone der *Wallstreet*“ begeben hätte, unmittelbar die „schönsten Ohnmachtsgefühle“. Und die darin latent vorhandene, antikapitalistische Kulturkritik noch präzisierend, setzt Grünbein hinzu: „Amerika, auf höchsten Dollarwagen getragen, stößt sich gesund an der restlichen Welt“ (Grünbein, *Das erste Jahr* 252).

Grünbeins Auseinandersetzung mit den USA berührt somit – und zwar vor dem 11. September ebenso wie in der Zeit danach – eine Vielzahl unterschiedlicher Gefühlslagen. Bei genauerer Betrachtung zeigt sich allerdings, dass zahlreiche der von ihm verwendeten Stilmittel und Bilder aus der Tradition des deutschen Amerikadiskurses stammen, zumal wo sie unvermittelt und – entgegen der eigentlich autobiographischen Textpräsentation – ohne wirklichen Bezug zu den eigenen lebensgeschichtlichen Erfahrungen auftauchen. Es hat dabei den Anschein, als ob Grünbein sein von ambivalenten Emotionen geprägtes Verhältnis zu den USA mit diesen Versatzstücken des 20. Jahrhunderts am adäquatesten ausdrücken kann. Diese Einflechtung der literarisch-diskursiven Muster der deutschen Amerikawahrnehmung in das eigene Erleben erinnert wiederum – wenngleich auf einer um ein Vielfaches reflektierteren Ebene – an das Amerikabild Else Buschheuers. Während bei Buschheuer jedoch mit dem 11. September ein zuvor nur in Ansätzen problematisiertes Wunschbild von den USA dramatisch in

Frage gestellt wurde, zeigen sich in den Darstellungen Grünbeins bereits vor den Terroranschlägen deutliche Ambivalenzen. Anders als bei seiner Schriftstellerkollegin werden diese auch zu keinem Zeitpunkt wirklich aufgelöst, sondern bleiben in ihrer Spannung bestehen. Bei dieser gleichzeitigen Präsentation der Größe, Unerreichbarkeit und Bedrohlichkeit von Amerika handelt es sich vermutlich einerseits um eine Fortschreibung jener positiven wie negativen Verzerrungen der Vereinigten Staaten, die, wie oben bereits skizziert, offenbar mit einer DDR-Sozialisation einhergingen. Auf der anderen Seite demonstrieren die jähren Umschläge und die wechselhaften Beschreibungen der USA, dass hier Amerika immer noch als ferner, utopisch anmutender „innerer Ort“ gestaltet wird, dessen reales Erleben unweigerlich Ressentiments provoziert. Und für diese übergeordnete Gleichzeitigkeit von Traumgebilde und Enttäuschungsort bedeutet der 11. September keinesfalls ein Datum, das einen grundlegenden Bruch markieren würde. Allenfalls können die Terroranschläge als Katalysator betrachtet werden, der Grünbeins ambivalente Einstellung gegenüber den USA verstärkt, wobei weniger die Terroranschläge als vielmehr Überlegungen zu den möglichen Ursachen und Folgen Vorbehalte auslösen, die nahezu bruchlos in der Tradition deutscher Amerikabilder stehen.

Auch *Günter Grass* greift zur Beschreibung der Vereinigten Staaten vornehmlich auf hergebrachte Diskursmuster und Deutungsmodelle zurück. Der Umstand, dass sich der Autor erst einen Monat nach den Terroranschlägen in einem Interview zu Wort meldet und dann vornehmlich die Afghanistan-Frage in den Blick nimmt, lässt die Terroranschläge vom 11. September daher zur Folie werden, vor der sich vorwiegend die Debatte um das Für und Wider eines militärischen Eingreifens abzeichnet. Zugleich

erscheint es jedoch nicht gerechtfertigt, aus dieser verzögerten und vordergründig nur mit dem vorderasiatischen Land befassten Reaktion ein Desinteresse an den USA abzuleiten. Denn nicht nur das allgemeine in nahezu allen Publikationen des Autors vorhandene Interesse an politischen Grundsatzfragen spricht hiergegen, sondern auch die Intensität, mit der sich Grass aus unterschiedlichster Perspektive mit der neuen weltpolitischen Situation nach dem 11. September auseinandersetzt. Dabei scheinen die USA für Grass festgeschrieben zu sein in ihrer Rolle als Großmacht, die es vornehmlich zu kritisieren gilt. Bereits die militärische Überlegenheit Amerikas bietet dem Autor Grund genug für eine kritische, mit Zeichen deutlicher Missbilligung durchsetzte Darstellung der USA. Verbunden mit der beträchtlichen Naivität, die Grass der amerikanischen Regierung ebenso wie den Amerikanern im Allgemeinen unterstellt, erscheint diese militärisch-geostrategische Dominanz nach Lesart des Autors als eine permanente Gefahr des (Welt-) friedens.

Bemerkenswert ist hier, dass Grass kaum zwischen der Bush- und etwa der Clinton-Administration unterscheidet und auch nicht die Meinungsvielfalt und die zahlreichen Differenzen innerhalb der USA anerkennt. Seine sich selbst als kritisch-besorgt verstehende Haltung gegenüber den Vereinigten Staaten ist durch zweierlei gekennzeichnet: Zum einen erscheint sie in ihrem Kritikbedürfnis als weitestgehend unabhängig von aktuellen Ereignissen und im Ganzen als eher veränderungsresistent. Zum anderen schwingt vor allem in der Behauptung einer amerikanischen Naivität gegenüber den Weltgegebenheiten ein Gefühl der (moralischen) Überlegenheit, der eigenen herausgehobenen Stellung und des generell besseren Verständnisses der globalen Problemlagen mit. Angesichts dieser beiden Grundprinzipien in seiner

Amerikawahrnehmung überrascht es nicht, dass Grass kaum direkt auf die Terroranschläge reagierte, sondern erst auf den Krieg in Afghanistan. Pointiert gesagt, sind die USA in ihrer Rolle als „Täter“ festgeschrieben, so dass sie als Opfer schlechterdings kaum oder doch nur relativierend und am Rande vorkommen können.

Wie im Folgenden mit Blick auf die lebensgeschichtliche Beziehung des Autors zu den USA zudem gezeigt werden kann, hindern auch persönliche Kontakte zu dem Land ihn nicht daran, ein solches, vergleichsweise pauschales Feindbild Amerikas zu konstruieren. So erklärt Grass in dem bereits zitierten Interview vom 10. Oktober 2001 zwar, sich grundsätzlich „vielen Amerikanern und dem Land gegenüber als Freund verbunden“ zu fühlen. Diese freundschaftliche Verbundenheit jedoch nur als Legitimationsgrundlage nutzend, führt der Autor im direkten Anschluss daran aus, dass eine Freundschaft seiner Ansicht nach Kritik und offene Worte sowohl vertragen wie verlange (Grass, „Amerikanische Politik“).<sup>12</sup> Damit transportiert er das in all seinen Wortmeldungen stereotyp wiederkehrende Motiv der Freundschaft zwischen Deutschland und den USA – und der damit einhergehenden, nach Ansicht des Autors jedoch meist falsch verstandenen Notwendigkeit von Kritik – auf eine persönliche, zwischenmenschliche Ebene. Beispielhaft lässt sich diese Verschiebung an anderer Stelle im selben Interview erkennen. Grass erklärt zunächst, mit „sehr vielen intelligenten Menschen in den USA“ gut befreundet zu sein (Grass, „Amerikanische Politik“), wirft seinen amerikanischen Freunden sodann jedoch vor, dass sie kaum aus der selbstbezüglichen und unhinterfragten Gewissheit heraustreten könnten, Angehörige

---

<sup>12</sup> Eben dieses Freundschaftsargument verwendet auch Peter Schneider in einem von der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* und der französischen Tageszeitung *Le Monde* publizierten Appell zum Tschetschenien-Krieg: „Gerade weil wir Russland zu unseren Freunden zählen, verdient es scharfe Kritik anstatt heuchlerischer Besänftigungen“ (Schneider, „Wem die Stunde schlägt“).

einer Weltmacht zu sein, die alles unter Kontrolle habe. Erst nach den Anschlägen vom 11. September hätten sich diese Freunde verwundert – und zwar sehr zu Recht, wie Grass ausdrücklich betont – gefragt, warum man sie, die Amerikaner, in der Welt so hasse. Eben diese naive Weltsicht verbinde seine amerikanischen Freunde mit der Regierung in Washington, da beide „aus ihrer Ich-Bezogenheit heraus wenig Ahnung vom Rest der Welt“ hätten und den Globus „nach ihrem eigenen Bild pauschal in Gut und Böse“ einteilten (Grass, „Amerikanische Politik“).

Hervorzuheben ist also, dass der Autor allein in jenem Interview vom 10. Oktober 2001 zweimal auf eine durch persönliche Freundschaften geprägte Beziehung zu den USA verweist, diese Kontakte aber offensichtlich unverbunden und beziehungslos neben seinen Ressentiments und Vorwürfen an die Adresse der Vereinigten Staaten stehen. Denn trotz einer scheinbar deutlichen Unterscheidung zwischen einzelnen Amerikanern und den USA in ihrer Gesamtheit, postuliert Grass bei genauerem Hinsehen eine Identität zwischen der amerikanischen Gesellschaft und der politischen Entscheidungsebene in Washington, was seine Freundschaftsbekundungen letztlich selbst diskreditiert. Diese wirken hierdurch nur noch stärker als rhetorische Legitimationsversuche, die als Ausgangspunkte für seine in vielen Beiträgen geäußerte Kritik dienen und insgesamt wenig überzeugen. Das Bild vom Amerikafreund Grass will sich zumindest anhand der vorliegenden Texte nicht so recht einstellen – nach wohlmeinender Lesart bleibt es zu blass, nach kritischer Lesart erscheint es konstruiert.

Berücksichtigt man zudem frühere Stellungnahmen des Autors zu Amerika,<sup>13</sup> dann wird zunächst deutlich, dass Grass allenfalls sporadisch von den USA fasziniert ist.

---

<sup>13</sup> Aufgrund der Fülle an Material im Falle Grass können hier nur wenige, dafür aber meist als exemplarisch zu betrachtende Äußerungen und Begebenheiten berücksichtigt werden.

Zwar lässt er sich durchaus von den Gegebenheiten und Umständen der Neuen Welt inspirieren, findet aber letztlich immer rasch wieder zu einer von Überheblichkeit und umfassender Kritik geprägten Haltung zurück. So schreibt der Autor rückblickend über seine erste USA-Reise, die ihn 1964 unter anderem zu zwei Lesungen an das New Yorker Goethe Institut geführt hatte:<sup>14</sup>

Es war in erster Linie das Erlebnis New York; eigentlich ein sehr positives, auf der einen Seite, die Offenheit, die gute Erfahrung mit Kritikern, alle sehr gut vorbereitet, sehr professionell, obwohl mir dann auffiel, dass, nach einer kurzen Zeit, wenn ich vielleicht mit zu europäischem oder deutschem Ernst ein Thema in einem Gespräch intensivieren wollte, das Bedürfnis nach Smalltalk alles überwog (zit. nach Jürs 192).

Besonders imponierten dem Autor anlässlich seines ersten USA-Besuchs, so sein Biograph Jürs, „die einfallsreichen Aktionen gegen die amerikanische Vietnampolitik“ (Jürs 193). Grass erklärt, dass ihn diese auf die Idee gebracht hätten, „solche Wählerinitiativen in Deutschland aufzubauen, denn diese Art von Engagement gab es bei uns ja nicht“ (zit. nach Jürs 193f.).

Einen weiteren interessanten Einblick in das Amerikabild des Autors gewährt zudem ein publikumsträchtiger Streit zwischen Grass und dem mittlerweile verstorbenen amerikanischen Schriftsteller und Nobelpreisträger Saul Bellow, der 1986 auf einem PEN-Kongress in New York ausgetragen wurde. Unter dem Titel „The writers Imagination versus the Imagination of the state“ hatte diese Tagung (einmal mehr) das Verhältnis von Geist und Macht thematisiert. Doch auf dem mit 700 Intellektuellen aus

---

<sup>14</sup> Eine erste, bereits 1960 geplante USA-Reise konnte der Autor nicht antreten, da er aufgrund einer Tuberkulose-Erkrankung kein Visum bekommen konnte.

der ganzen Welt größten Treffen, das es je gab,<sup>15</sup> attackierte Grass in ungewöhnlich scharfer Form Bellow, der in seiner Rede das amerikanische Gesellschaftssystem als Grundlage für den *American Dream* und die Möglichkeit seiner Verwirklichung gelobt hatte. Grass widersprach Bellow vor allem mit einem Hinweis auf die Zustände in der South Bronx, wo, nur ein paar Straßen entfernt von ihrem Tagungshotel, bereits die Dritte Welt beginne (vgl. Jürgs 358). Inwieweit dieser Hinweis berechtigt erscheint, sei an dieser Stelle dahingestellt. Deutlich wird aber in jeden Fall, dass es Grass kaum vermag, die Pluralität der Chancen und Möglichkeiten, auf die sich der *American Dream* oder auch der amerikanische Geist bezieht, überhaupt in den Blick zu nehmen. Im Gegensatz etwa zu Peter Schneider, der – wie unten dargestellt wird – eben diese Freiheit der Möglichkeiten letztlich affirmativ annimmt, stellt Grass vor allem die wirklichen und imaginierten Probleme der amerikanischen Gesellschaftsverfassung in den Vordergrund seiner Betrachtungen.

Von einer noch sehr viel deutlicheren Kritik an den USA ist die Reaktion des Autors auf den Golfkrieg im Jahr 1991 geprägt. Hier zeigte sich aus seiner Sicht nicht nur die Bereitschaft der Vereinigten Staaten, nach dem Ende des Kalten Krieges eine globale militärische Dominanz zu beanspruchen, sondern diese offenbar auch vor allem für durchsichtige wirtschaftspolitische und geostrategische Interessen – insbesondere zur Sicherung des Rohölnachschubs – einzusetzen. Während Hans Magnus Enzensberger, in einer allerdings nicht unproblematischen Weise, Saddam Hussein mit Hitler vergleicht und auf dieser Grundlage ein Eingreifen der Amerikaner im Irak letztlich billigen kann,

---

<sup>15</sup> Hans Christoph Buch erklärt anlässlich des Treffens (selbst-) kritisch, dass die Werke von Dichtern interessanter seien als ihre Meinungsäußerungen und ihre Gespräche nachts an der Hotelbar spannender als ihre Beiträge auf dem Podium tagsüber (vgl. Jürgs, *Grass* 358).

stellt sich Grass „auf die Seite der protestierenden Enkel“ (Jürgs 383) seiner Generation. Die Anmerkungen seines Schriftstellerkollegen, dass es sich beim Irak unter Hussein ja immerhin um eine menschenverachtende Diktatur handele, findet entsprechend wenig Zustimmung: „Und ich bin entsetzt, wenn Enzensberger, ein doch scharf denkender Kopf, sich auf diesen blödsinnigen Hitler-Saddam-Hussein-Vergleich einlässt, der ja nichts klärt nur verunklärt und Äpfel und Birnen in einen Korb schmeißt“ (Grass, „Regierung“).

Die Reaktion – oder besser: Nicht-Reaktion – von Grass auf den 11. September stellt vor diesem Hintergrund also keinen Bruch dar. Vielmehr bewegt sich die Amerikawahrnehmung des Autors nach wie vor in unverändert gültigen, eng umgrenzten Kategorien, die es ihm kaum ermöglichen, direkt zu den Anschlägen Stellung zu nehmen. Erst mit Beginn des Krieges in Afghanistan konnte Grass an das tradierte Modell der Amerikakritik mitsamt ihren entsprechenden semantischen Grundmustern anknüpfen, welche vermutlich auch erst zu diesem Zeitpunkt wieder in der deutschen Öffentlichkeit akzeptabel waren. Grass repräsentiert somit eine der klassischen Traditionslinien in der deutschen Amerikawahrnehmung, wozu aber nicht nur das von ihm artikulierte Ressentiment gegenüber den Politik- und Gesellschaftsformen der USA zählt; Amerika steht zugleich für ein Phänomen mit beachtlicher emotionaler und ideologischer Ausstrahlungskraft.

Dieses gilt freilich für alle drei der hier betrachteten Autoren – also neben Grass auch für Else Buschheuer und Durs Grünbein –, die jeweils ähnliche Facetten des tradierten deutschen Amerikadiskurses verkörpern. Natürlich unterscheiden sich ihre jeweilige Haltungen wie auch ihre literarisch-publizistischen Porträts der Vereinigten

Staaten erheblich. Doch ist es bemerkenswert, dass sich in allen drei Fällen die starke Prägekraft der hergebrachten Amerikawahrnehmung nachweisen lässt, die sich vor allem bei Buschheuer und Grünbein als ambivalente Verschränkung von Attraktion und Abwehr, Faszination und Abscheu, Erwartung und Enttäuschung herausarbeiten lässt.

In der Tat lässt sich für Buschheuer und Grünbein zunächst ein immens hohes Erwartungsniveau mit Blick auf die USA aufzeigen. Beide – Buschheuer kurz vor dem 11. September, Grünbein schon in den neunziger Jahren – kommen in der Rolle eines staunenden Fremden in die Neue Welt, die in beiden Fällen in erster Linie von der dynamischen Weltmetropole New York verkörpert wird. Beide gehen zudem, teils bewusst, teils unbewusst, von einer ungeheuren Machtfülle der USA aus, deren Bewertung freilich ambivalent bleibt. Es dürfte vor diesem Hintergrund auch kaum ein Zufall sein, dass es sich bei Buschheuer und Grünbein um die einzigen Autoren der vorliegenden Studie handelt, die in der ehemaligen DDR sozialisiert worden sind. Demgegenüber lässt sich für Günter Grass vermuten, dass sich unter dem Deckmantel seiner stereotyp wiederholten Freundschaftsbekundungen möglicherweise nicht allein amerikakritische Ressentiments verbergen, sondern dass hier zugleich illusionäre Erwartungen an gleichsam europäische, dezidiert nicht-amerikanische Vereinigte Staaten mitschwingen, die dann eine versöhnliche und zivile, „richtige“ Weltpolitik betreiben würden. Aus einer solchen Perspektive würde sich die amerikaskleptische Haltung von Grass auch als Projektion eigener Erwartungen und moralischer Maßstäbe auf die Vereinigten Staaten verstehen lassen, die naturgemäß zum Scheitern verurteilt sind. Darüber hinaus kann an dieser Stelle nur spekuliert, nicht aber hinreichend

herausgearbeitet werden, ob und inwieweit Grass jemals die eher affirmative Haltung seiner Generation (der „Flakhelfer“-Generation) gegenüber den USA in den fünfziger Jahren geteilt hat.

In jedem Fall führte aber die Konfrontation mit der tatsächlichen amerikanischen Lebenswelt ebenso wie die Tatsache, dass sich die USA eben nicht nach den Vorstellungen deutscher Intellektueller richteten, zu einer Enttäuschung. Wie bei anderen Anlässen zuvor auch – es sei nur an das 14-Punkte-Programm von Wilson, das Kriegsende 1945 oder an den Vietnamkrieg erinnert – schlug die Nicht-Erfüllung der eigenen amerikabezogenen Erwartungen in eine – teilweise aggressive – Kritik an den USA um; und eben dieser klassische Topos der Amerikawahrnehmung findet sich bei den drei hier untersuchten Autoren auch nach dem 11. September, wenngleich in verschiedenen Variationen. Bei Buschheuer fällt etwa die schmerzhafteste Nejustierung ihrer persönlichen Sicht auf die USA zeitlich mit den Terroranschlägen zusammen, was sich wechselseitig zu einer emotionalisiert-hysterischen Enttäuschung aufschaukelt. Auch bei Grünbein steht eine Enttäuschung über die Verwundbarkeit der Vereinigten Staaten und das mögliche Ende der Pax Americana im Hintergrund, wobei Wahrnehmungsmuster und Beschreibungsversuche allerdings noch stark von den Mustern des Kalten Krieges durchzogen sind; die USA fungieren darin als unerreichbare Utopie ebenso wie als kapitalistische Bedrohung der Menschheit. Gleichsam als Steigerung dieser Ambivalenz bezieht sich seine Darstellung und Deutung der Terroranschläge überdies auf deutsche Erinnerungen an den Luftkrieg des Zweiten Weltkriegs, drückt also (vermeintlich) Verdrängtes und Verschwiegendes über den Umweg der amerikanischen Opfererfahrung aus. Bei Grass hingegen, dessen Wortmeldungen seit dem Vietnamkrieg unverändert

davon ausgehen, dass die USA in einer Rolle als Weltstörenfried und Kriegstreiber zu finden sind, scheint es sich weniger um eine Enttäuschung als um eine Bestätigung seines Feindbildes zu handeln. Entsprechend machen die Terroranschläge den Autor zunächst sprachlos, wohingegen dessen Kommentare zu den Vereinigten Staaten anlässlich des Afghanistan-Feldzuges dann wiederum in einer fortwährenden Tradition stehen.

### *GELASSENHEIT UND ERNÜCHTERUNG: „AMERIKA“ ALS LEERSTELLE*

Gegenüber den ambivalenten und oft heftigen emotionalen Umgangsweisen mit den Vereinigten Staaten, wie sie soeben anhand der Reaktionsmuster von Else Buschheuer, Durs Grünbein und Günter Grass herausgearbeitet wurden, verzichten die nachfolgenden drei Autoren – Hans Christoph Buch, Hans Magnus Enzensberger und Max Goldt – weitgehend auf jedwede literarische und publizistische Dramatisierung der USA. So ist augenfällig, dass bei *Hans Christoph Buch* die USA von vornherein gar nicht im Mittelpunkt der Reaktionen nach dem 11. September 2001 stehen. Vielmehr unternimmt der Autor eine Bewertung der Terroranschläge und deren Folgen anhand der Situation in Afghanistan, über die er sich auf einer Reise ins pakistanisch-afghanische Grenzgebiet informiert hatte. Entsprechend konzentriert er sich nach seiner Rückkehr in Interviews und Kommentaren vornehmlich auf die Lage in dem vorderasiatischen Land. Dabei setzt er sich – von einem Vergleich der Taliban mit den Roten Khmer über eine Kritik an vermeintlichen Islamexperten bis zu seinem „Zwischenruf aus Afghanistan“ – vor allem mit dem ungebremsten Fanatismus und der menschenverachtenden Ideologie des radikalen Islamismus in Afghanistan auseinander. Er versucht insbesondere zu

verdeutlichen, dass es sich hierbei „um eine echte, und nicht bloß um eine eingebildete Bedrohung handelt“ (Buch, „Taliban“), woraus er auch ableitet, dass George W. Bush – unabhängig davon, wie man die Persönlichkeit oder die Politik des amerikanischen Präsidenten ansonsten beurteilen möge – Recht gehabt habe, als er die Terroranschläge als einen Angriff auf die ganze Welt bezeichnete.

Somit argumentiert der Autor aus einer gänzlich anderen Perspektive als Buschheuer, Grünbein oder Grass, indem er in seiner Beurteilung der Situation weitaus differenzierter vorgeht und eine sachliche Haltung und abgeklärte Gelassenheit an den Tag legt. Liegen seiner Einschätzung dabei zweifelsohne fundierte Amerikakenntnisse zugrunde, so fallen doch Hinweise auf seine persönliche Beziehung zu den Vereinigten Staaten recht spärlich aus. Einer der wenigen Anhaltspunkte für individuelle Amerikaerfahrungen ist die erste schriftliche Stellungnahme Hans Christoph Buchs nach dem 11. September, die in Form eines offenen Briefes an die amerikanische Schriftstellerin Susan Sontag erscheint. Wie auch bei Max Goldt, der seinen „Ausflug ins Fränkische“ gemeinsam mit einem Freund aus New York unternahm, wird hier die eigene Beziehung zu den USA personifiziert. Aber während Goldts amerikanischer Bekannter – eigentlich nur der Freund eines Freundes – auf der Ebene einer Randfigur verbleibt und eine von vornherein mittelbare Verbindung zu den USA impliziert, stellen die Äußerungen Susan Sontags immerhin den zentralen Anlass und Ausgangspunkt für den Beitrag Buchs dar. Zugleich wird dadurch aber auch – anders als bei Goldt – die inhaltliche Auseinandersetzung mit den von der Amerikanerin vertretenen Positionen in das Zentrum der Ausführungen gerückt. So verweist Buch zwar einleitend darauf, dass seine erste Begegnung mit der amerikanischen Schriftstellerin auf einer Tagung der

Gruppe 47 in Princeton nunmehr immerhin „dreieinhalb Jahrzehnte[...]" zurückliege und er seit jener Zeit „ein treuer Leser und Bewunderer“ der Bücher Sontags sei. Doch weitere Bezüge auf persönliche Verbindungen oder Begegnungen mit der amerikanischen Intellektuellen bleiben in den Texten von Hans Christoph Buch ebenso ausgespart wie Verweise auf seine zahlreichen USA-Aufenthalte oder auf die von ihm wahrgenommenen Gastdozenturen an amerikanischen Universitäten.<sup>16</sup>

Auch in den nachfolgenden Publikationen des Autors bleiben die eigenen Erfahrungen mit den Vereinigten Staaten oder seine auf persönlichen Kontakten beruhende Beziehungen zu den USA weitgehend unsichtbar. Stets bilden die auf seiner Reise in den Mittleren Osten gewonnenen Eindrücke und schließlich die deutschen Reaktionen auf die Militäraktion in Afghanistan den Ausgangspunkt der Argumentation. Hans Christoph Buch erweckt dadurch weniger den Eindruck eines USA-Experten denn den eines durch eine Vielzahl von Reisen ausgewiesenen Fachmanns für Krisengebiete und Krisensituationen. Entsprechend betont der Autor eben nicht (wie unterschwellig etwa Grass) sein Misstrauen oder (wie etwa Peter Schneider) sein grundsätzliches Vertrauen in die amerikanische Demokratie, sondern konzentriert sich ganz auf vor Ort gewonnene Einsichten in die Notwendigkeit einer Militäraktion in Afghanistan. Zwar versäumt es Buch nicht anzumerken, dass die Taliban ihre Stärke der früheren Unterstützung durch die Amerikaner verdanken. Doch aus diesen zurückliegenden Fehlern und Versäumnissen leitet sich für den Autor weder eine nachhaltige Diskreditierung der USA noch ein grundsätzlicher Verzicht auf militärische Interventionen ab.

---

<sup>16</sup> Siehe oben Seite 170.

Die Reaktion Buchs auf die Terroranschläge gerät auf diese Weise zu einer mit politischen und gesellschaftlichen Fakten untermauerten Dokumentation der Problemlagen Afghanistans unter der Herrschaft der Taliban. Die Ereignisse vom 11. September 2001 bieten kaum einen Anlass, sich auf persönlicher und emotionaler Ebene mit den Vereinigten Staaten von Amerika auseinanderzusetzen. Unterstellt man aber, dass Hans Christoph Buch ausweislich seiner langjährigen Kontakte eine intensive Beziehung zu den USA unterhält, so kann die faktenbezogene Argumentation auch als bewusste Betonung einer ebenso unaufgeregten wie selbstverständlichen Beziehung mit den Vereinigten Staaten gelesen werden. Zwar teilt Buch mit Peter Schneider jene langjährige, heftige Auseinandersetzung mit Amerika, deren generationeller Ursprungsort unschwer im Umfeld des Vietnamkrieges und der westdeutschen Studenten- und Protestbewegung lokalisiert werden kann. Doch anders als Schneider, dessen Lernprozess und Hinwendung zu einer kritisch-emotionalen Sympathie für die USA unten noch gesondert herausgearbeitet wird, zielt Buch nicht darauf ab, das eigene Vertrauen in die amerikanische Demokratie herausstellen oder das Land erklären zu wollen. Vielmehr scheint das Ausblenden einer gleich in welcher Form mythenbeladenen Vorstellung von „Amerika“ ebenso wie auch das nahezu vollständige Absehen von den Terroranschlägen auf eine Abgrenzungsstrategie zurückzugehen, die sich bewusst gegen die massive, meist negativ (seltener auch positiv) grundierte Prägekraft des intellektuellen Amerikadiskurses in Deutschland richtet.

In der Tat distanziert sich Hans Christoph Buch seit fast 20 Jahren von bestimmten Verhaltensweisen und Argumentationsmustern der deutschen Intelligenz im Umgang mit den USA. So schreibt er bereits im Nachwort von *Der Herbst des großen*

*Kommunikators*, einer Art New-York-Tagebuch aus dem Jahre 1984, welches unter anderem den Präsidentschaftswahlkampf und die Wiederwahl des damaligen amerikanischen Präsidenten Ronald Reagan – äußerst kritisch – schildert:

Im zyklischen Verhalten der deutschen Intelligenz gegenüber Nordamerika herrscht, nach der Euphorie der Adenauer-Ära, heute wieder tiefste Depression. Auf das durch Vietnam und Watergate geprägte kritische Amerikabild der sechziger und siebziger Jahre (deren Protestaktivitäten gleichwohl von amerikanischen Vorbildern geprägt waren) folgte eine überkritische Sicht, die an den Vereinigten Staaten, im Zeichen der Reagan-Administration, kein gutes Haar lässt und sich weigert, zwischen Führung und Volk zu differenzieren, wie dies selbst die Vietnamesen auf dem Höhepunkt des Indochina-Krieges noch taten (Buch, *Herbst* 204f.).

Der „von keinerlei moralischen Skrupeln getriebene Anti-Amerikanismus“ der deutschen Linken, so notierte Buch weiter, sei von seinem Gegenteil, dem primitiven Anti-Kommunismus gar nicht so weit entfernt. Beide Feindbilder würden von Vorurteilen gespeist, die blind machten für die Realität der Länder und Völker gegen die sie sich richteten. Die Zählebigkeit solcher Propagandaklischees erkläre sich daraus, dass die Wirklichkeit sie auf Schritt und Tritt zu bestätigen scheine: „es stimmt ja, dass die Vereinigten Staaten von einem ehemaligen Hollywoodschauspieler regiert werden, der am liebsten Coca-Cola trinkt und in sein atomares Kriegsspielzeug vernarrt ist, mit dem er das Reich des Bösen (und damit die ganze Welt) in die Steinzeit zurück bombardieren möchte.“ Allerdings unterstreicht Buch in diesem Kontext auch, dass „Reagan nicht Hitler [sei] und dass in den USA, anders als in Europa, totalitäre Diktaturen nie eine Chance gehabt“ hätte. Und gerade vor diesem Hintergrund, zumal nach zwei verlorenen Weltkriegen, würden deutsche Intellektuelle dazu neigen, ihre moralischen Defizitgefühle

dadurch zu kompensieren, dass sie „den Großmächten die Leviten“ lesen würden; Buch konstatiert schon Mitte der achtziger Jahre „Obertöne der Hysterie“ und „Untertöne der Selbstgerechtigkeit“ (Buch, *Herbst* 206) im deutschen Amerikadiskurs.

Dass der Autor in seiner Darstellung der USA kaum ideologische Wertungen vornimmt, sondern sich stets darauf beschränkt, die empirische Evidenz der wahrgenommenen Realität herauszustellen, ist vermutlich auf Distanzierungsbemühungen von diesem Amerikadiskurs zurückzuführen. Das literarisch-publizistische Amerikabild bei Hans Christoph Buch wird insofern nicht explizit, inhaltlich und von innen heraus gestaltet, sondern nur implizit, durch eine Betonung der Abgrenzung konturiert. Diese Vorgehensweise, die oben bereits am Gegenstand der Afghanistanreise nach dem 11. September umrissen wurde, lässt sich bemerkenswerterweise schon vollständig für die Mitte der achtziger Jahre nachweisen. Denn hier können seine affirmativen Hinweise auf die Besonderheiten der amerikanischen Alltags- und Massenkultur zugleich als untergründige, stillschweigende Abgrenzung von einem elitär-hochkulturellen, mehr oder minder antiamerikanischen Diskurs in Deutschland gelesen werden:

Das Authentischste, mich nach wie vor Überzeugende an Amerika ist der schäbige Aspekt (trashy aspect) seines Way of Life, das, was Brecht als Nomadentum bezeichnete, eine Kultur (oder Zivilisation), die mit ihrer eigenen Wurzellosigkeit ernst macht: Blue Jeans, Coca Cola, Fast Food, Soap Operas, Comic Strips, TV-Shows – all diese Manifestationen der amerikanischen Unkultur werden bald (wie heute schon die alten Hollywoodfilme und Broadway Musicals) als Kunst entdeckt und gewürdigt werden – als adäquater Ausdruck der technischen Zivilisation des 20. Jahrhunderts (Buch, *Herbst* 93).

Und an anderer Stelle:

Gegenüber den aus der ganzen Welt zusammengekauften Kunstschatzen [...], die in von Millionären gestifteten Museen zur Schau gestellt werden, wirkt alles Amerikanische in seiner Kunstlosigkeit ehrlich und überzeugend; die authentische Kunst dieses Landes (diejenige, die weltweit ausstrahlt) ist seine Volkskultur: Jazz, Rock, Country Music, Hollywood, Disneyland, Cowboys und Indianer, Gangster und Detektive, Sex und Gewalt, Star Wars und Soap Operas. Das ist das wirkliche Amerika, dessen naive, grellbunte Bilder die Tagträume von Generationen besetzt haben, sogar die Gewaltphantasien seiner Gegner sind wider Willen durch sie geprägt [sic!]. Amerikas wahre Kultur ist seine Warenkultur (Buch, *Herbst* 167).

Zwar lassen sich hierin unschwer immer noch altbekannte kritische Anmerkungen und traditionale intellektuelle Referenzen (etwa zu Brecht) entdecken, dennoch ist das Amerikabild von Buch durchaus differenziert und der Autor zu distanzierten Reflexionen in der Lage.<sup>17</sup> Doch wesentlich ist, dass nach außen gerade kein Anschluss an den gängigen Amerikadiskurs und dessen herkömmliche Beschreibungen, Figuren und Interpretationen gesucht wird. Im Gegenteil scheint es Buch darum zu gehen, gegenüber den von ihm wahrgenommenen Aufregungen pro- und antiamerikanischer Stellungnahmen einen möglichst großen Gleichmut und eine ostentative Gelassenheit im Umgang mit den USA an den Tag zu legen. Erreicht wird dieser Eindruck vor allem durch eine an sachlichen, zuweilen realitätsfixierten Maßstäben orientierte Schreibweise, die sich bis in einzelne Wortfolgen und Ausdrücke hinein verfolgen lässt.

---

<sup>17</sup> Auch die mit der Entdeckung und Wahrnehmung eines fremden Landes einhergehenden Schwierigkeiten beschreibt der Autor bereits 1984: „Der Versuch, die Wirklichkeit eines fremden Landes möglichst ungefiltert einzufangen, führt zu chaotisch flimmernden Impressionen und wird mit dem Verlust der Zentralperspektive erkaufte“ (Buch, *Herbst des großen Kommunikators* 208).

Im Ganzen nimmt Hans Christoph Buch vor allem durch Anlage, argumentative Struktur und narrative Gestaltung seiner Texte für sich also in Anspruch, eine „Wirklichkeit“ über die Vereinigten Staaten wiederzugeben, in der Amerika – insbesondere im Sinne des populären Mythos – nicht mehr vorkommt. Diese Abwendung und Zurückhaltung, die nicht mit einer ablehnenden Haltung oder negativ-kritischen Bewertung der USA gleichgesetzt werden sollte, lässt sich sowohl vor wie nach dem 11. September 2001 unverändert erkennen. Der traditionelle Amerikadiskurs wird insbesondere dadurch unterlaufen, dass Buch für sich eine Stellung jenseits der hergebrachten, meist emotional unterlegten Wahrnehmungen und Deutungen der USA reklamiert.

Eine vergleichbare Zurückhaltung gegenüber den klassischen Deutungsmustern und Erklärungsmodellen des in Deutschland tradierten Amerikadiskurses ist auch bei *Hans Magnus Enzensberger* anzutreffen. Zwar stehen die Anschläge von New York und Washington im Hintergrund seiner ersten Wortmeldung nach dem 11. September 2001. Den Ansatzpunkt seiner Ausführungen zur Theorie der Gewalt und des Terrorismus bilden aber eben nicht die Vereinigten Staaten oder die Folgen einer – wie auch immer definierten – Amerikanisierung, sondern die Globalisierung. Allerdings sind die Übergänge zwischen diesen beiden Phänomenen fließend: „Wo heutzutage ‚Amerikanisierung‘ aufhört und ‚Globalisierung‘ beginnt, wird auch ein in idealtypischer Differenzierung geschulter Soziologe kaum sagen können“ (Greiner, „Test“ 31).<sup>18</sup> Enzensberger weicht einer Auseinandersetzung mit der problematischen Überlagerung dieser beiden Begriffe jedoch vollständig aus. Auch die Beschreibung seiner Reise in den

---

<sup>18</sup> Siehe dazu auch Maase, „Amerikanisierung der Gesellschaft“.

Iran, die gerade im Kontext der Terroranschläge eine besondere Brisanz erhalten hatte, nimmt der Autor nicht zum Anlass, die im Nahen und Mittleren Osten geführte, vehemente Debatte über die hegemoniale Stellung der USA zu thematisieren. Gerade dieser Aspekt wird von Enzensberger eher randständig behandelt. Vielmehr setzt sich der Autor in seinem Reisebericht vornehmlich mit dem Iran und dem Islam auseinander, und wengleich der 11. September hierfür als Hintergrundfolie mitgedacht werden kann (und muss), ist dieses Datum auch hier keinesfalls der Ausgangspunkt seiner Argumentation.

Ein erster Blick auf die Inhalte der publizierten Texte Enzensbergers macht in der Tat deutlich, dass die USA als einzige verbliebene Supermacht an sich für den Autor eher von untergeordnetem Interesse sind und er sich lieber mit anderen Regionen der Welt auseinandersetzt. Dabei ist dieser Blickwinkel, der jenem von Hans Christoph Buch ähnlich ist, unter dem Eindruck der Anschläge vermutlich nicht zufällig gewählt, verweist Enzensberger doch in einem genau eine Woche nach dem 11. September erschienenen Beitrag darauf, dass die Unmittelbarkeit eines politisch-publizistischen Kommentars und dessen Halbwertszeit in einem umgekehrt proportionalen Verhältnis zueinander stehen (Enzensberger, „Menschenopfer“). Entsprechend wählt der Autor zunächst eine Perspektive, die es ihm ermöglicht, einerseits auf die Terroranschläge zu reagieren, ohne diese andererseits eindeutig kommentieren zu müssen. Die sich hieraus fast zwangsläufig ergebende periphere Behandlung der USA führt dazu, dass die Reaktionen Enzensbergers relativ gelassen erscheinen und sein Umgang mit der Supermacht insgesamt vergleichsweise unaufgeregt wirkt. Zwar lässt der Autor auf den zweiten Blick eine durchaus kritische Haltung gegenüber den USA durchscheinen, bemüht sich dabei aber immer noch um eine faire, differenzierte und Pauschalurteile

vermeidende Betrachtungsweise. So zeigt er sich etwa überrascht – und äußert sich durchaus anerkennend – über das bis dato zurückhaltende Auftreten der amerikanischen Administration, die seiner Ansicht nach eine grundsätzliche Konfrontation mit dem Islam zu vermeiden suchte (Enzensberger, „Kunst“). Darüber hinaus bringt Enzensberger – anders als etwa sein Schriftstellerkollege Grass – in begrenztem Umfang Verständnis für die Schwierigkeit eines „Imperiums“ auf, eine angemessene, d.h. weder ignorante noch übermächtigende Haltung zur übrigen Staatenwelt zu finden.

Trotz dieser Bemerkungen zur amerikanischen (Außen-) Politik erscheinen Enzensbergers Ausführungen insgesamt aber eher von einer bewusst eingenommenen und auch emotionalen Distanz gegenüber den USA geprägt zu sein. Sein abschließender Hinweis, dass, wer sich blind und taub stelle – und das gelte für beide Seiten –, so leicht keinen Ausweg finden werde, vermittelt gar den Eindruck von Äquidistanz gegenüber den USA bzw. dem Westen und den islamischen Ländern. Vor dem Hintergrund des sich in jener Zeit in Deutschland entwickelnden, überaus lebhaften Diskurses über Fehler, Versäumnisse sowie angemessene und unangemessene Reaktionen der USA erscheint das Land in den Ausführungen Enzensbergers daher gleichsam als eigentümliche Leerstelle.

Enzensbergers Auseinandersetzung mit den Ereignissen vom 11. September stellt somit einen Versuch dar, sich gerade nicht der vieldiskutierten Themen – wie etwa der weltpolitischen Rolle der USA – anzunehmen und dadurch Muster des deutschen Amerikadiskurses fortzuschreiben, sondern bewusst eine andere Perspektive zu wählen. Eben diese Distanzsuche entspricht durchaus derjenigen von Hans Christoph Buch: Enzensberger möchte die Anschläge begreifen, deren Folgen er messen und letztlich

adäquate Lösungsansätze – der Autor denkt hierbei unter anderem an eine kulturell-spirituelle Annäherung zwischen dem Islam und dem Westen – aufzeigen, ohne aber in die Muster einer herkömmlichen Amerikawahrnehmung zu verfallen.

Diese vordergründig gelassene, untergründig aber um Abgrenzungen bemühte Reaktion des Autors lässt sich weiter entschlüsseln, wenn man die lebensgeschichtliche Beziehung Enzensbergers zu den USA berücksichtigt. Es liegt nahe, dass der Versuch, Amerika mit unaufgeregter-distanzierter Gelassenheit gegenüberzutreten, nicht von vornherein angelegt war. Um hierzu nähere Einblicke zu gewinnen, lassen sich eine Vielzahl von Texten des Autors heranziehen, aus denen unterschiedliche Phasen in der Haltung Enzensbergers gegenüber den USA rekonstruiert werden können. Da der Autor jedoch selbst nicht nur über Veränderungen in der deutschen Amerikawahrnehmung, sondern bereits auch über den Werdegang seiner eigenen Beziehung zu den Vereinigten Staaten reflektiert hat, soll vornehmlich der entsprechende, mit „Wie ich fünfzig Jahre lang versuchte, die USA zu entdecken“ betitelt Text herangezogen werden. Erschienen in einem von Rainer Wieland herausgegebenen Band zum siebzigsten Geburtstag Enzensbergers, schildert der Autor „in sieben kurze[n] Episoden“ seine „gewissenhaften Versuche, Amerika zu entdecken“ (Enzensberger, „Fünfzig Jahre“ 96).

Enzensbergers erste Erfahrungen und Begegnungen mit den USA spannen sich demnach von kindlichen Vorstellungen eines von Cowboys und Indianern bevölkerten Phantasiekontinents über amerikanische Jagdflieger, die alle bis dahin gehegten Zweifel an der Existenz des Landes beseitigten, bis hin zum ersten Comic-Heft, welches wohlgenährte und völlig unbekümmert erscheinende amerikanische Soldaten dem Teenager überreichten. In der Nachkriegszeit wurde der angehende Autor rasch als

halboffizieller Dolmetscher der Amerikaner in seinem Dorf tätig und lernte die USA in den folgenden Monaten und Jahren nicht nur mittels der amerikanischen Armeezeitung *Stars and Stripes* kennen. Vielmehr erhielt er auch das Privileg, sich an einer den amerikanischen Expeditionstreitkräften zur Verfügung gestellten Bücherkiste zu bedienen. „Nach dem langen kulturellen Blackout unter den Nazis war die Literatur der Welt, zentnerweise aus den USA herbeigeschafft und kostenlos verteilt, eine unschätzbare Lichtquelle im trüben, bedrückenden Klima der deutschen Nachkriegszeit“ (Enzensberger, „Fünfzig Jahre“ 101).<sup>19</sup>

Nachdem die USA ihm Zugang zur Weltliteratur verschafft hatten, folgte einige Jahre später eine Einladung der Fulbright-Foundation zu einer sechswöchigen Amerikareise. Diese ermöglichte es dem mittlerweile in Freiburg studierenden Enzensberger, der „unbehaglichen Normalität“ in Deutschland zumindest kurzzeitig zu entfliehen und die USA nunmehr wenigstens in Ansätzen kennen zu lernen. „[F]ür mich war es wie ein Ticket nach Utopien“ (Enzensberger, „Fünfzig Jahre“ 102). Ein Greyhound-Pass für die gesamten USA gewährleistete nicht nur Mobilität, sondern verschafft dem Autor zugleich „Einsichten in das amerikanische Klassensystem“ (Enzensberger, „Fünfzig Jahre“ 102). Das riesige Land, das er entdecken wollte, schien ihm noch fremdartiger als er es sich in seinen wildesten Träumen ausgemalt hatte. Und so gesteht Enzensberger sich nach seiner Rückkehr ein, „dass ich mit meinem ersten

---

<sup>19</sup> Zum Einfluss der amerikanischen Besatzung auf die Sozialisationsbedingungen der Nachkriegsjugend vgl. etwa Füssli, *Deutsch-amerikanischer Kulturaustausch*; zum Einfluss auf die deutsche Literatur vgl. Gehring, *Amerikanische Literaturpolitik in Deutschland 1945-1953*.

Vorstoß nach Amerika glorreich gescheitert war, dass ich dieses riesige Land der Verheißungen zwar bewundern konnte, dass es Ängste und Träume in mir weckte, aber Amerika verstehen, das gelang mir nicht“ (Enzensberger, „Fünfzig Jahre“ 103).

Folgten diese biographischen Begegnungen mit den USA bis dahin einem eher optimistischen und affirmativen, für junge Intellektuelle in der frühen Bundesrepublik geradezu typischen Verlauf, so ergab sich zum Ende der sechziger Jahre ein markanter Bruch. Im Jahr 1968 bot sich dem Autor durch das Fellowship einer „namhafte[n] amerikanische[n] Universität“ eine weitere Gelegenheit, die USA zu entdecken. Die kleine Universitätsstadt, in der Enzensberger schließlich landete, war „sehr ruhig, sehr vornehm und sehr weit weg von der Erregung, die in Berkely oder Columbia herrschte“ (Enzensberger, „Fünfzig Jahre“ 105). Zur selben Zeit, als auch die amerikanische Studenten- und Bürgerrechtsbewegung weltweit von sich reden machte, fühlte sich Enzensberger „wie in einem jener von der Außenwelt abgeschnittenen Versuchsbecken, in denen man im Laufe der Zeit seinen Wirklichkeitssinn verliert“ (Enzensberger, „Fünfzig Jahre“ 105f). Schließlich „bockte“ er und beschloss nach Kuba zu fahren: „Es war skandalös und ein Affront gegen meine liebenswürdigen Gastgeber“ (Enzensberger, „Fünfzig Jahre“ 106). Der Autor erklärt im Nachhinein, ihm sei schon damals klar gewesen, dass dieser Entschluss etwas Lächerliches und Überspanntes an sich hatte. Er sei sich vorgekommen „wie eine Maus, die dem Elefanten sagt, sie wolle nichts mehr mit ihm zu tun haben, solange er sich nicht besser benimmt“ (Enzensberger, „Fünfzig Jahre“ 106). Doch bedauern mag der Autor diese Episode rückblickend nicht. Zwar sei er wieder einmal bei seinem Versuch gescheitert, das „wahre“ Amerika zu entdecken, andererseits

habe ihm das Jahr in Kuba jedoch „eine gründliche Lehre in realem Kommunismus“ vermittelt – mit dem Resultat, dass er sich „von allen Illusionen, [...] verabschiedete“ (Enzensberger, „Fünfzig Jahre“ 106).

In einem ähnlich ambivalenten Verhältnis steht Enzensberger zur Studentenbewegung, die zwar „frische Luft ins Land gebracht“ und „Deutschland wieder bewohnbar gemacht“ habe – nicht zuletzt dank amerikanischer Inspirationen –, die zugleich aber auch von starken antim Amerikanischen Haltungen dominiert wurde und zum „Verblässen des amerikanischen Traums“ geführt habe (Enzensberger, „Fünfzig Jahre“ 104f).<sup>20</sup> Rückblickend erkennt der Autor gerade darin einen der erstaunlichsten Aspekte der deutschen Protestbewegung. „Dieselben jungen Leute, die sich für amerikanische Western begeisterten und Jack Kerouac lasen, skandierten jetzt vor der amerikanischen Botschaft antim Amerikanische Parolen oder bewarfen Vizepräsident Humphrey mit Farbeiern.“ Als Auslöser dieses Wandels macht Enzensberger den Vietnamkrieg aus, „und zwar haargenau nach dem klassischen Muster der Projektion“ (Enzensberger, „Fünfzig Jahre“ 105). Man habe seine höchsten Hoffnungen an eine äußere Macht geknüpft und als man feststellte, dass jene Macht gar nicht gewillt war, die in sie gesetzten Erwartungen zu erfüllen, machte man ihr daraus einen Vorwurf, wobei die eigene Enttäuschung in Aggression umgeschlagen sei (vgl. Enzensberger, „Fünfzig Jahre“ 105).<sup>21</sup> Gleichwohl habe sich diese allgemeine Desillusionierung bezahlt gemacht, indem sie in den siebziger Jahren einen neuen „weltoffener[en] Typus von Deutschen“ hervorbrachte, der die USA weder idealisieren noch unter den

---

<sup>20</sup> Kraushaar, „Die transatlantische Protestkultur“.

<sup>21</sup> Zur Projektion von Erwartungen auf die USA und dem anschließenden Umschlag vgl. Greiner, „Saigon, Nuremberg, and the West“.

Minderwertigkeitskomplexen der Elterngeneration leiden würde. „An die Stelle von naiver Vergötterung und latentem Ressentiment trat eine ausgewogenere Sicht auf Amerika“, welche der Autor damit implizit auch für sich reklamiert (Enzensberger, „Fünfzig Jahre“ 106f.).

Wenn der Autor schließlich konstatiert, dass aus dieser Ausgewogenheit eben keine lebendige und harmonische Balance, sondern ein beiderseitiges Phlegma entstanden sei, mithin „eine an Gleichgültigkeit grenzende Vertrautheit“, trifft dieses auch auf die eigene nach den Terroranschlägen deutlich werdende Haltung gegenüber den USA zu. Den Ausgangspunkt der Entwicklung markiert das Jahr 1989, in dem „die Bundesrepublik Deutschland [...] – nicht ohne ein gewisses Widerstreben – tatsächlich erwachsen geworden war“ (Enzensberger, „Fünfzig Jahre“ 108). Wenngleich amerikanische Einflüsse in den folgenden Jahren zumindest äußerlich in Deutschland die Oberhand behalten hätten, so sei auf einer tieferen Ebene zu spüren gewesen, dass sich zwischen Europa und den USA eine Kluft auftat. Ein erstes Symptom seien die außenpolitischen Rückzugsbestrebungen der Amerikaner gewesen, für die Enzensberger durchaus Verständnis bekundet. Bei Besuchen in den USA habe er allerdings feststellen müssen, dass es sich bei dieser Veränderung keinesfalls um ein rein außenpolitisches Phänomen handelte, sondern die Amerikaner vielmehr insgesamt „viel von ihrem Interesse an der Außenwelt verloren hatten“ (Enzensberger, „Fünfzig Jahre“ 110). Und wenngleich nach dem Ende des Kalten Krieges auch weiterhin amerikanische Filme, Musik und Technik den Weltmarkt dominieren würden, hätten sich doch gleichzeitig die Menschen in vielen Teilen der Welt verstärkt den eigenen Interessen und Traditionen zugewandt. „Die Verlockung Amerikas ist nicht mehr das, was sie einmal war“, notiert

Enzensberger, wenngleich er persönlich bei seinen Aufenthalten in den USA „heute noch genauso verwirrt und verwundert [sei] wie vor fünfzig Jahren“ (Enzensberger, „Fünfzig Jahre“ 110).

Doch jenseits aller Verwirrungen und Verwunderungen lässt sich Enzensbergers Amerikabild nach den Terroranschlägen als (vorerst) letztes Stadium einer lebensgeschichtlichen Entwicklung begreifen, die zugleich als prototypisch für die Amerikawahrnehmung in der Bundesrepublik Deutschland bis mindestens 1989/90 gelten darf. Nähe und Fremdheit, Attraktion und Abwehr im Umgang mit den Vereinigten Staaten waren aus dieser Sicht bis zum Ende des Kalten Krieges äußerst dynamisch verschränkt. Die sich daraus ergebenden Spannungen haben sich zumindest für Enzensberger inzwischen beruhigt und sind einer Gelassenheit gewichen, wobei allerdings noch unentschieden scheint, wie die zitierte, an „Gleichgültigkeit grenzende Vertrautheit“ letztlich akzentuiert wird, ob als Desinteresse oder als Freundschaft. Die frühere, oft emotionalisierende und pauschalisierende Beschäftigung mit Amerika wird bei Enzensberger im günstigsten Fall zu einer Anekdote, bleibt aber angesichts der Terroranschläge vollständig ausgeblendet.

Auch in den Ausführungen *Max Goldts* nach dem 11. September spielen die USA auf den ersten Blick eine eher untergeordnete Rolle. So reagiert der Autor zwar auf die Stellungnahmen der CDU-Vorsitzenden und späteren Kanzlerin Angela Merkel sowie auf die Reaktionen des bayrischen Ministerpräsidenten Edmund Stoiber, enthält sich jedoch bemerkenswerterweise eines Kommentars zum amerikanischen Präsidenten. Diese – im Vergleich mit den zuvor behandelten Autoren – eher binnenorientierte, „deutsche“ Perspektive Goldts scheint jedoch weniger ein grundsätzliches Desinteresse des Autors

an den USA oder überhaupt der weltpolitischen Situation zu bekunden als vielmehr dem Zeitpunkt der Niederschrift geschuldet zu sein. Denn die Aufzeichnungen Max Goldts erscheinen nicht nur Monate nach dem 11. September 2001, sondern sind – so ist zumindest zu vermuten – auch aus rückblickender Perspektive, also mit erheblicher zeitlicher Distanz zu den Ereignissen entstanden. Somit verfügt Goldt bereits über Kenntnisse vom Fortgang der Ereignisse unmittelbar nach den Anschlägen und weiß also um die vergleichsweise besonnenen Reaktionen der USA sowie um den relativen Erfolg ihrer Militäraktion in Afghanistan. Darüber hinaus sprechen die oft nur in Details aufscheinenden Amerikakenntnisse des Autors, die im Folgenden anhand der lebensgeschichtlichen Beziehung Goldts zu den USA knapp skizziert werden sollen, für ein grundsätzliches Interesse des Autors an dem Land.

Goldts Versuch, alle die USA betreffenden Kommentare bewusst und weitestgehend zu vermeiden, scheint eine Zusammenfassung und Interpretation seines Amerikabildes zunächst nahezu unmöglich zu machen. Doch gerade der Verzicht auf Vorwürfe oder Sympathiebekundungen kann als Hinweis auf eine ausgeprägte Selbstbeschränkung und Gelassenheit im Umgang mit den USA gelesen werden, weshalb sich zunächst ein ausdifferenziertes Amerikabild des Autors vermuten lässt, welches er in seinem häufig ins Polemische tendierenden Text nicht adäquat hatte unterbringen können. Ebenso wie Buch und Enzensberger verzichtet Goldt vor dem Hintergrund der Terroranschläge darauf, argumentative Stränge aus dem tradierten Amerikadiskurs aufzugreifen, so dass auch hier die USA eine eigentümliche Leerstelle markieren.

Wenngleich das Amerikabild des Autors auf Grundlage seines Textes zum 11. September nur sehr vage zu bestimmen ist, so bieten die Ausführungen Goldts –

insbesondere vor dem Hintergrund früherer Publikationen gelesen – gleichwohl aufschlussreiche Einsichten in die längerfristigen Prägungen seiner Wahrnehmung der Vereinigten Staaten. Obwohl es in der Tat kaum mehr als ein Zufall sein mag, dass Max Goldt seinen für den 11. September geplanten „Ausflug durchs Fränkische“ ausgerechnet gemeinsam mit einem Besucher aus New York unternimmt, so verweist bereits dieser Umstand in einem einfachsten Sinne auf eine individuell-persönliche, durch interpersonale Beziehungen unterlegte Verbindung des deutschen Kolumnisten zu den USA. Da der amerikanische Mitreisende allerdings kein Freund des Autors, sondern der „Freund eines Freundes“ ist, erscheint auch die sich darin manifestierende Beziehung des Autors zu Amerika nur als indirekt angedeutet. Die USA werden somit in einem vermittelten, zugleich aber selbstverständlichen und nicht gesondert herauszuhebenden Verhältnis in den biographischen Hintergrund des Autors integriert. Berücksichtigt man darüber hinaus, dass Goldt zudem seine vormaligen, vereinzelt in früheren Kolumnen behandelten Reisen in die USA<sup>22</sup> – im Gegensatz etwa zu Durs Grünbein – weder an dem Tag der Anschläge noch danach ausdrücklich thematisiert, wird diese bemerkenswerte Zurückhaltung noch deutlicher.

Als subtile, gleichwohl bewusst gesetzte Indikatoren für ein dennoch fundiertes und durch persönliche Erfahrungen geprägtes Amerikabild können beispielhaft Goldts Andeutungen über seine guten Kenntnisse der englischen Sprache gelesen werden. So befindet der Autor während der im zugrunde liegenden Text dargestellten Bahnreise etwa, dass am 12. September 2001 „nicht über unvollkommenes Englisch geschmunzelt“

---

<sup>22</sup> Goldt beschreibt beispielsweise in „Mir geht es fein und die Mädchen in Deutschland sind alle sehr schön“ (August 1989) eine Reise nach Des Moines in Iowa, in „Ich war auf keinem Bauernhof außerhalb der USA“ (Februar 1993) einen Besuch in Los Angeles und Las Vegas sowie in „Auch Tote dürfen meine Füße filmen“ (Juni 1995) einen Aufenthalt in New York.

werden solle. Indem er aber andererseits seine Reaktion auf jene – die mangelhaften Englischkenntnisse des Reiseleiters parodierenden – „fröhlichen Zoten“ (Goldt, *Anzug* 29) seiner Mitreisenden ostentativ ausblendet, verweigert er eine eindeutige Positionierung. Auf diese Weise gelingt es Goldt nicht nur, sich simplen Zuordnungen im Hinblick auf sein Verhältnis zu den USA zu entziehen, sondern er vermeidet insgesamt auch eine Engführung zwischen seiner persönlichen Beziehungen zu diesem Land und seinen Reaktionen auf die Terroranschläge; beides bleibt vorwiegend im Unbestimmten und wird allenfalls indirekt angedeutet.

Berücksichtigt man frühere Publikationen von Goldt, so wird deutlich, dass sich die Kenntnisse des Autors nicht auf New York beschränken, vielmehr beschreibt er auch Reisen nach Northampton, Mass. und Des Moines, Iowa. Die unterschiedlichen Erfahrungen des Autors in beiden Städten vermitteln dem Leser trotz der ironisch-überspitzten Diktion den Eindruck einer differenzierten Darstellungsweise. Während es in Northampton „schön“ war, nicht zuletzt weil es dort „gigantische vegetarische Supermärkte“ und tolerante Menschen gab, wird der Autor im Fall von Des Moines vorab von einem wohlmeinenden Bekannten gewarnt: „*Leute wie ich* hätten in dieser Stadt einen schweren Stand, und das einzige, was es zu besichtigen gäbe, sei die größte *Rinderbesamungsanlage* Amerikas“ (Goldt, „Mir geht es fein“ 47). Goldt, den es nach neuen Amerika-Abenteuern „dürstete“, fährt gleichwohl nach Iowa und kann dort feststellen, dass Autofahrer einem „Grobes oder Spaßiges zuriefen, wenn man in Des Moines zu Fuß geht.“ Als er einmal an einer Straßenecke auf einen Bus wartete, habe das wohl so exotisch gewirkt, „dass zweimal Leute anhielten, um mich zu fragen, ob mir schlecht sei, ob ich Hilfe brauche“ (Goldt, „Mir geht es fein“ 51). Aber nicht nur ihre

Fortbewegungspraktiken, auch die Vorliebe vieler Amerikaner für (vermeintlich) diätetische Lebensmittel wird thematisiert. Vor dem Fernseher sitzend, isst Goldt „tonnenweise *Weight Watchers Mikrowellen-Popkorn*“ und trinkt „viele, viele Unzen *Old Milwaukee Light*“ (Goldt, „Mir geht es fein“ 51). Auch der anschließende Gegenbesuch einiger flüchtiger Bekannter aus den USA, den der Autor mit dem Hinweis einleitet, dass das Leben ihn nie härter geprüft habe, konfrontiert den Autor mit amerikanischen Ansprüchen an eine gesunde Lebensweise: „Zündete ich mir eine Zigarette an, begann Gretchen vorwurfsvoll zu keuchen... Holte ich aus dem Kühlschrank ein Bier, fragte Bob, ob er sich irre, wenn er glaube, beobachtet zu haben, dass dies schon mein drittes sei, und ob ich denn gar keine Figurprobleme davon bekomme“ (Goldt, „Ich brauche Bohnen“ 62).

Anders als in seinen Aufzeichnungen vom 11. bis zum 15. September thematisiert der Autor in seinen früheren mit den USA befassten Publikationen also durchaus bestimmte Eigenarten im Reiseland, wobei seine Wahrnehmung nicht immer frei von Stereotypen ist. Dass sich der Umgang mit diesen Stereotypen aber nicht aus den kulturkritischen Traditionen des deutschen Amerikadiskurses herleitet, sondern dass diese eher bewusst, in humorvoller und ironischer Brechung eingesetzt werden, lässt sich an der umgedrehten Perspektive Goldts zeigen, mit der er die europäische Haltung gegenüber den USA in den Blick nimmt. Ein Weihnachtsurlaub, der den Autor in einen „bombastischen Hotel-Kasino-Komplex“ in Las Vegas führt, lässt ihn – bereits als er durch den künstlichen Urwald der Hotelhalle geht – beispielsweise zweifeln, ob er es durchhalten wird, „diesem überkandidelten Ort wie geplant ‚europäisch‘, d.h. belustigt,

aber mit dem Bewusstsein kultureller Superiorität zu begegnen.“ Und prompt stellt der Autor fest, dass seine Zweifel berechtigt waren, denn er findet den Aufenthalt in der artifiziellen Atmosphäre von Las Vegas „äußerst angenehm“ (Goldt, „Bauernhof“ 23f.).

Wesentlich ist hier, dass Goldt nicht nur in der Lage ist, europäisch-amerikanische Unterschiede frei von Gefühlen kultureller oder moralischer Überlegenheit zu bewerten, sondern dass er zugleich fähig ist, die stereotypisierten Muster europäischer Wahrnehmungsmodi im Hinblick auf die USA kritisch-humorvoll zu reflektieren. Der Autor ist sich seines vordeterminierten Blickes auf die USA bewusst und kann diese Prägungen zugleich selbstironisch und spielerisch unterlaufen. Dies zeigt sich in aller Deutlichkeit an der Beschreibung des Hotels *Cesar's Palace*. Dieses offenbart für Goldt einen „audiovisuelle[n] Schleckspaß für Leute, die bereit sind, sich vier Tage lang ihre von jahrzehntelangen Blicken auf Gebäude in vermeintlicher oder echter Bauhaus-Nachfolge [...] oder karg dekorierten Theaterbühnen ergrauten Augen lustvoll rotzureiben“ (Goldt, „Bauernhof“ 24).

Die amerikabezogenen Ausführungen des Autors scheinen also primär von den eigenen Erfahrungen geprägt. Goldt schildert bevorzugt besondere Begebenheiten, ausgewählte Orte und einzelne Personen in ebenso kritischer wie selbstkritischer Weise, vermeidet es jedoch – sowohl vor wie nach dem 11. September 2001 – das Land als homogene Gesellschaft oder einheitliches System zu verstehen, zu beschreiben oder gar zu beurteilen. Im Hinblick auf das Amerikabild lassen sich somit allenfalls graduelle Unterschiede zwischen der Zeit vor und nach dem 11. September 2001 feststellen, die sich vorwiegend in dem Verzicht auf amerikabezogene Bemerkungen erschöpfen. Denn Goldt merkt sehr wohl – so ist zumindest zu vermuten –, dass die Dramatik der

Ereignisse mit der eigenen, eher launisch-essayistischen Schreibweise in Konflikt geraten würde und dass der von ihm gepflegte, spielerisch-unernste Umgang mit den USA kaum angezeigt wäre. Da aber seine Texte andere Ausdrucksstile kaum zuzulassen scheinen, verzichtet er auf jede Form der offensichtlichen Stellungnahme, die nur entfernt an die Muster eines tradierten Amerikadiskurses anknüpfen würden.

Die Zusammenschau der drei hier behandelten Autoren zeigt bei aller Uneinheitlichkeit verblüffende Parallelen, die sich als Verweigerung und Abgrenzung von in Deutschland tradierten Mustern der Amerikawahrnehmung und -beschreibung interpretieren lassen. Sowohl bei Buch wie bei Enzensberger und Goldt dominiert eine Zurückhaltung gegenüber der wertenden Auseinandersetzung mit den USA. Die klassischen Wahrnehmungsmuster der Vereinigten Staaten, deren Schwanken zwischen Verklärung und Zurückweisung oben am Beispiel von Else Buschheuer, Durs Grünbein und Günter Grass dargestellt wurde, bleiben in den untersuchten Texten nahezu vollständig außen vor. Dass diese latenten Spannungen des herkömmlichen Amerikadiskurses gleichwohl im Hintergrund präsent sind, wird allerdings durch ihre bewusste Aussparung besonders deutlich. Die vielfältigen Codierungen und Interpretationsmuster zu Amerika fungieren bei allen drei Autoren unausgesprochen als Abgrenzungsobjekte.

Es stellt sich freilich die Frage, worauf diese intentionale, im Ganzen wohl nur teilweise erfolgreiche Vermeidung zurückzuführen ist. Hier sind zwei grundsätzliche, augenscheinlich ineinander verschränkte Perspektiven denkbar. So handelt es sich zunächst um ein Distinktionsbemühen in der bundesdeutschen Öffentlichkeit, in welcher nach den Terroranschlägen größtenteils heftig über die USA debattiert wurde. Aus dieser

Sicht korrespondiert die Vermeidung des Amerikadiskurses durch das gezielte Unterlaufen von Erwartungen, Sprachgeboten und eingeforderten Stellungnahmen zugleich mit einer Abgrenzung von den medialen Aufgeregtheiten; bei Max Goldt wird diese Abstinenz explizit thematisiert und eingefordert.<sup>23</sup>

Auf der anderen Seite ist es gleichzeitig nahe liegend, dass der intendierte Rückzug aus dem tradierten Amerikadiskurs nicht erst im September 2001 begonnen hat. Aus dieser Sicht hätten die Terroranschläge eine vorlaufende Veränderung in der Haltung dieser Schriftsteller und Intellektuellen zu den USA lediglich sichtbar gemacht hat. Für letztere Überlegung spricht zudem, dass sich, wie oben gezeigt, Buch bereits in den achtziger Jahren von den Mustern klassischer Amerikawahrnehmung in der Bundesrepublik absetzte. Auch Enzensberger und Goldt bemühten sich spätestens seit den neunziger Jahren ebenfalls um eine betont unaufgeregte, sei es freundschaftlich-abgeklärte, sei es selbstironische Darstellung der USA. Entscheidend ist, dass sich diese gelassene und differenzierte Haltung zu den Vereinigten Staaten insgesamt – weniger bei Goldt, mehr bei Buch und Enzensberger – als Ergebnis eines Wandlungsprozesses beschreiben lässt, mit dem sich gerade einstige scharfe Kritiker der USA und des Krieges in Vietnam von ihren alten Positionen gelöst und eine neue Haltung zu Amerika gefunden haben. In dieses, ungefähr in den neunziger Jahren dann manifest gewordene Amerikabild sind die Anschläge von New York und Washington aber dann nicht mehr integrierbar. Zwar wird nicht, wie etwa im Fall von Grass, mit einem ostentativen Schweigen reagiert oder, wie im Fall Grünbeins, eine Analogie zwischen deutschen und amerikanischen Opfern gesucht. Doch die gezielte Ausblendung der USA aus den

---

<sup>23</sup> Siehe dazu oben Seite 121.

untersuchten Texten zeigt, dass es sich hier um ein Ereignis handelt, für dessen Einordnung und Darstellung den drei Autoren kaum angemessene sprachliche und intellektuelle Kategorien zur Verfügung stehen und die insbesondere nicht aus dem herkömmlichen Amerikadiskurs hergeleitet werden können.

Die auffällige Leerstelle, welche die USA in den literarischen und publizistischen Texten von Buch, Enzensberger und Goldt besetzt, verweist mithin auf eine noch nicht recht wahrgenommene Positionierung gegenüber den USA, die sich etwa als „post-amerikanisch“ kennzeichnen lassen würde. Denn natürlich bleibt auch diese Haltung unausgesprochen auf die USA und den entsprechenden Amerikadiskurs bezogen, beansprucht allerdings – in Deutschland besonders in den Jahren nach dem Ende des Kalten Krieges –, ein normalisiertes, unemotionales und vor allem entmystifiziertes Verhältnis zu den Vereinigten Staaten von Amerika zu vertreten.

#### *SACHLICHKEIT UND KRITIK: „AMERIKA“ ALS SELBSTVERSTÄNDLICHKEIT*

In diesem letzten Unterabschnitt werden mit Kathrin Röggl und Peter Schneider zwei Autoren untersucht, deren Reaktionsmuster zu den Terroranschlägen vom 11. September eine bemerkenswert differenzierte Haltung gegenüber den USA aufweisen, zumindest aber auf den ersten Blick weder von einer Fortschreibung tradierter Amerikabilder noch von ihrer (krampfhaften) Vermeidung gekennzeichnet sind. Vielmehr geht es hier vor allem um exemplarische Einsichten in ein Segment der deutschen Amerikawahrnehmung, welches durch den ambitionierten Versuch bestimmt ist, Amerika in seiner Vielschichtigkeit und Vieldeutigkeit gerecht zu werden und dabei

die Besonderheiten der USA in der Welt, allzumal in der deutschen Wahrnehmung, weder zu verabsolutieren noch zu negieren. Der folgenden Analyse geht es mithin darum, die Terroranschläge vom 11. September als Ausgangspunkt für eine Erneuerung und Erweiterung der deutschen Amerikawahrnehmung zu lesen. Dazu werden die in den Kapiteln 3 und 4 bereits analysierten sowie weitere Texte von Rögglä und Schneider auf solche Ausdrucksweisen, Metaphern und sprachliche Repräsentationen der Vereinigten Staaten hin untersucht, in denen um Distanz und Nähe, Differenz und Gemeinsamkeit zu den USA verhandelt wird.

Der Schriftstellerin *Kathrin Rögglä* gelingt in ihren tagebuchartigen Aufzeichnungen vom 11. September und den folgenden Tagen beispielsweise eine Beschreibung der Ereignisse aus unmittelbarer Nähe, die nicht in Emotionen abgeleitet, sondern differenziert und reflektiert bleibt. Darüber hinaus zeigen die Ausführungen der Autorin, dass sie offensichtlich in das Leben in Manhattan eingebunden ist und – anders als ihre Schriftstellerkollegin Buschheuer – nicht (mehr) zwischen touristischer Außenperspektive und forciertem Zugehörigkeitswunsch schwankt. Vielmehr wird in den Beschreibungen Röggläs deutlich, dass sie sich gerade vor dem Hintergrund der Terroranschläge ganz selbstverständlich als Teil der Bevölkerung New Yorks wahrnimmt. So beschreibt sie den Einsturz des ersten Towers in der ersten Person Plural und signalisiert damit eine Gemeinsamkeit des Erlebens. Wie die Mehrzahl der Bewohner Manhattans hat Rögglä Angst, sie ist entsetzt und unternimmt hilflose Versuche, die Ereignisse zu begreifen. Auch die auf detaillierten Ortskenntnissen beruhenden Beschreibungen von Plätzen, Straßen oder Gebäuden weisen New York als derzeitigen Lebensmittelpunkt der Autorin aus, scheinen aber dennoch weniger das

eigene Wissen herausstellen zu wollen als vielmehr ortskundige und entsprechend mit der Topographie Manhattans vertraute Leser vorauszusetzen. Ähnliches gilt für die Vielzahl von Anglizismen, die – anders als bei Goldt – nicht dazu dienen, den (Amerika-) Kundigen vom Unkundigen zu trennen, sondern das Ineinandergreifen von österreichischer bzw. deutscher Herkunft und amerikanischer Gegenwart zu unterstreichen. Dies gelingt allerdings vor allem dadurch, dass Rögglä eben nicht versucht, jene dünne Linie aufzuheben, die sie – unabhängig von der Erfahrung des 11. September – als lediglich zeitweilige Bewohnerin der Stadt letztlich immer noch von den New Yorkern trennt.

Dieser nicht akzentuierte, sondern zurückhaltend dargestellte und unaufgereggt akzeptierte Unterschied ermöglicht es der Autorin schließlich auch, die Distanz zu den New Yorkern in eben dem Maß schrittweise zu vergrößern, wie der unmittelbare Eindruck von den Terroranschlägen als Zusammengehörigkeit stiftendes Moment letztlich doch verblasst. Denn bei aller Sympathie und Behutsamkeit in ihren Schilderungen des amerikanischen Alltags im Ausnahmezustand bleibt Rögglä um einen kritischen Abstand bemüht, der sich zwar primär auf die Bush-Administration und die Rolle der USA als globale „Supermacht“ richtet, aber auch auf New York und seine Bewohner übertragen wird. Ihre zuweilen sarkastischen Kommentare beziehen sich allerdings nur selten stereotyp auf (vermeintliche) Charakteristika der USA, sondern reagieren in der Regel auf konkrete Begebenheiten. Wird Amerika aber doch einmal als (kriegslüsterne) „land so ganz ohne plural“ (Rögglä, „Fahnen“) wahrgenommen, so

reflektiert die Autorin selbstkritisch über ihre eingeschränkte Perspektive, die sie paradoxerweise – wie der Buchfassung *really ground zero* zu entnehmen ist – gerade dem Aufenthalt in den USA zuschreibt.<sup>24</sup>

Insbesondere vor dem Hintergrund der Amerikadarstellung in den Ausführungen Goldts und Buschheuers zeichnet sich in den Schilderungen Rögglas ein unaufgeregter und gelassener Umgang mit den USA ab. Weder versucht die Autorin – im Stile Max Goldts –, in subtiler Form ihre Kenntnisse und Einblicke anzudeuten, um sich dann doch eines Kommentars zu enthalten, noch lassen sich mit Buschheuer vergleichbare, angestrengte Versuche einer Selbstverortung ausmachen. Vielmehr verweisen Rögglas Ausführungen auf eine Darstellung der Neuen Welt, die – auf der Grundlage einer durchaus kritischen Betrachtungsweise und eines offensichtlichen politischen Interesses der Autorin – jenseits von eindeutigen pro- bzw. antiamerikanischen Positionen verläuft und als differenzierte und reflektierte Verbundenheit charakterisiert werden kann.

Da vor den Terroranschlägen publizierte Texte Rögglas keine Einblicke in die Amerikawahrnehmung der Autorin gewähren, werden im Folgenden zwei Beiträge aus dem Jahr 2002 näher untersucht. Für eine detaillierte Diskussion bietet sich zum einen der unter dem Titel „Eine Blase für Bush“ in der *tageszeitung* erschienene Artikel über den Berlinbesuch des amerikanischen Präsidenten im Mai 2002 an, zum anderen ihr im Oktober des selben Jahres uraufgeführtes Theaterstück *fake reports*, welches sich explizit mit der 9/11-Thematik beschäftigt.

In dem in der *taz* erschienenen Beitrag gewährt die Autorin gemäß Untertitel „Einblicke in die Realität des Journalismus“, wie sie ihn als teilnehmende Beobachterin

---

<sup>24</sup> Vgl. Röggl, *really ground zero* 39.

anlässlich der Deutschlandreise von George W. Bush erlebt hat. Sie berichtet hierbei von strikten Zugangsbeschränkungen für die Presse sowie von Pausen und langen Wartezeiten, in denen die Autorin versucht, Stimmungen und Einschätzungen innerhalb der schreibenden Zunft zu eruieren. Dies gestaltet sich als ebenso schwierig wie der Versuch, Stellungnahmen von den Demonstranten zu erhalten. Bei der „demonstration der ‚achse des friedens‘“ findet die Autorin keine Interviewpartner, gewinnt aber „innerhalb kürzester zeit folgende erkenntnis: jugendliche reden nicht so gerne in ein mikro und mögen die medien auch nicht so gerne. sie sind lieber mit freunden ‚so eher linksradikal‘ als organisiert“ (Röggla, „Blase“). Auch bei einer „pro-bush-demo“ hat die Autorin kein Glück. Dort gebe es vornehmlich Pärchen und die seien bekanntlich am schlimmsten, „wenn sie plötzlich auf einer cdu-veranstaltung vor deinem mikro stehen, nachdem sie eine weile schon herrn steffel<sup>25</sup> zugehört haben neben einem ‚ami stay here‘-transparent“ (Röggla, „Blase“).

Sympathien Rögglas lassen sich weder für die eine noch für die andere Gruppe von Demonstranten feststellen. Auch fehlen jegliche explizite Aussagen, ob die Autorin eine wohlwollende Haltung gegenüber der amerikanischen Administration einnimmt oder ihr mit Ressentiments gegenüber steht. Es fällt aber auf, dass Röggla bereits auf sprachlicher Ebene ihre Distanz zu den unterschiedlichen Richtungen offen herausstellt, wobei der große Abstand zum amerikanischen Präsidenten bereits durch eine Beschreibung der Pressebeschränkungen, der Absperrgitter und Polizisten repräsentiert wird. Deutlicher noch als in den Beiträgen unmittelbar im Anschluss an den 11.

September 2001 zeigt sich hier also der Versuch, Ereignisse und Stimmungen aus der

---

<sup>25</sup> Röggla bezieht sich hier auf Frank Steffel, den damaligen (2001-2003) Fraktionsvorsitzenden der CDU im Berliner Abgeordnetenhaus und CDU-Spitzenkandidat der Senatswahlen von 2001.

Distanz zu dokumentieren und als Informationen zu präsentieren, was sicherlich auch mit der unterschiedlichen Umgebung (Berlin statt New York) zusammenhängt. Abschließend bilanziert Röggl, dass ihre Erwartung „einen präsidenten mit einem hauch elfter september, plus historischer rede“ zu erleben, nicht erfüllt worden sei; Bush habe lediglich angemerkt, dass ihm die Demonstrationen nichts ausmachten – „schließlich sei das so in einer demokratie“ – und dass er immer noch gerne nach Deutschland komme (Röggl, „Blase“). Insofern setzt sich letztlich dann doch eine wertende Ansicht durch, nämlich dass der Berlin-Besuch des amerikanischen Präsidenten derart von Sicherheitsvorkehrungen und – zuweilen skurril anmutenden – Reglementierungen bestimmt wurde, dass inhaltliche Fragen nicht mehr vorgekommen seien.

Auch *fake reports / die 50 mal besseren amerikaner*, ein mit den Anschlägen befasstes Theaterstück Rögglas, fügt sich in das Grundmuster einer anonymen, nur chronistischen Berichterstattung ein: Sechs, lediglich nach Ziffern differenzierte Protagonisten diskutieren ihre persönlichen und politischen Reaktionen auf die Terroranschläge und den Krieg in Afghanistan. Die Gespräche führen sie durchgängig im Konjunktiv, was nicht nur merkwürdig anmutet, sondern vor allem eine ungewöhnliche und irritierende Distanz zwischen den Personen und ihren Aussagen entstehen lässt. Dabei werden viele der von Röggl in ihren tagebuchähnlichen Aufzeichnungen thematisierten Aspekte – vom Fotografieren über das U-Bahn fahren bis zum Verhalten der Taxifahrer, ebenso wie generelle Fragen nach einem angemessenen Umgang mit den Ereignissen – wieder aufgegriffen. Aber auch weitere persönliche und politische,

vorwiegend im deutschen Amerikadiskurs nach dem 11. September verankerte Themen werden behandelt: So berichtet die Protagonistin Nummer 4, die sich als Journalistin<sup>26</sup> zu erkennen gibt, von ihrer persönlichen Nähe zu Amerika und New York:

„sie habe ja schon so ein inniges verhältnis zu amerika, also, sie sei ja schon oft dort gewesen. sie habe praktisch die straßen vor augen, sie habe praktisch den gesamten stadtplan so im kopf. jede einzelne straße sehe sie da so vor sich. sie habe so ein persönliches verhältnis zu der stadt. sie habe ihren mann da praktisch kennengelernt, sie habe ja praktisch einen amerikanischen mann geheiratet, auch wenn er deutscher sei, so sei er im grunde seines herzens amerikaner (Röggla, *fake reports* 12).

Protagonist Nummer 6 bezieht sich in seinen Reflexionen stärker auf die politische Ebene und nimmt zunächst die amerikanische Innen- und Außenpolitik in den Blick:

„die amerikaner und ihre innenpolitik, die hätten ja nur eine innenpolitik, die hätten ja gar keine außenpolitik, wie immer festzustellen ist, die wüßten gar nicht, was das ist, eine außenpolitik! und auch wenn sie eine außenpolitik notgedrungen machten, so sei das eigentlich nur eine verkappte innenpolitik, die verfolgten nur ihre eigenen innenpolitischen interessen und kippten die nach außen, kippten die einfach über die ganze welt. das bräuchte man doch gar nicht zu betonen, wie da die amerikanische innenpolitik sich wieder ausbreitete (Röggla, *fake reports* 22).

Ebenso kritisch setzt er sich mit der Frage nach der völkerrechtlichen Legitimation eines Präventivschlags auseinander:

---

<sup>26</sup> An anderer Stelle erklärt Nummer 4: „sie sei ja auch journalistin. und zwar nicht nur eine journalistin, sondern eine betroffene journalistin. denn heute seien auch journalisten betroffene, d.h. sie müßten ihre sprachlosigkeit besonders zum ausdruck bringen, damit sie noch rüberkomme.“ Protagonist Nummer 5 erklärt dazu: „aber heute gebe es auch nicht mehr nur journalisten und nicht-journalisten, heute gebe es letztlich nur individuen - individuen, zu denen alle in der sprache der einsatzleitung geworden seien“ (Röggla, *fake reports* 7). Schließlich erklärt die Journalistin, die als die Nachricht von den Terroranschlägen erhielt, ein Interview führte, und dies auch zu Ende führte, dass ihre Professionalität sie ganz schön erschreckt habe. sie stellt fest: „sie hätte zumindest einen moment lang schweigen sollen“ (Röggla, *fake reports* 11f.).

man solle aber viel lieber mal hinsehen, was da völkerrechtlich geschehe, man solle mal hinsehen, wie sie sich andauernd neue völkerrechtler holen, die ihnen immer wieder sagen, nein, das könne man nicht machen. ja, er solle mal einsehen, wie sie sich immer und immer wieder neue völkerrechtler holen, bis einer sagt: ja, es gäbe ein recht auf einen präventivschlag (Röggla, *fake reports* 30).

Protagonist Nummer 5 äußert sich hingegen eher kritisch über die Reaktionen nach den Terroranschlägen. Er verwahrt sich gegen eine Gleichsetzung des amerikanischen Präsidenten mit Osama bin Laden<sup>27</sup> und fordert eine differenzierte Auseinandersetzung mit Amerika:

also er mache da nicht mit, wie man bush und bin laden für eine familie hält. das sei keine familie, und eine vorstandsfamilie schon gar nicht, eine joint-venture-familie möglicherweise, aber eben nicht eine familie. nein, da mache er nicht mit. das sei ihm doch zu blöd. das sei ihm zu einfach, das seien ihm doch zwei paar schuhe, da müsse man doch zu trennen wissen (Röggla, *fake reports* 23).

Im Verhalten der Deutschen erkennt Nummer 5 entsprechend eine von Stereotypen geprägte Amerikawahrnehmung, welche die Grundlage bilde für ein seltsames Konglomerat von Unter- und Überlegenheitsgefühlen gegenüber dem Land:

ob man immer noch der 50 mal bessere amerikaner sein wolle? / amerikanischer als die amerikaner, das habe man hier immer wieder gerne gemacht. das habe er hier nämlich schon oft erlebt. / haben sie sein wollen: die 50 mal besseren amerikaner, die 50 mal schnelleren, fleißigeren, flexibleren. das 50 mal bessere jobwunder habe man erzeugen wollen, den 50 mal besseren geheimdienst. 50 mal so oft wie die amerikaner habe man telefonanrufe abhören wollen und habe es

---

<sup>27</sup> Hierbei handelt es sich wahrscheinlich um eine Anspielung auf die Aussage des (ehemaligen) Tagesthemen-Moderators Ulrich Wickert, der wiederum auf die indische Schriftstellerin Arundhati Roy Bezug nehmend geschrieben hatte, dass Bush zwar kein Mörder und Terrorist sei, die Denkstrukturen des amerikanischen Präsidenten und Osama Bin Ladens jedoch die gleichen seien. Vgl. Wickert, „Was haben George W. Bush und Osama Bin Laden gemeinsam?“.

geschafft. / doch das beruhe ja auf nichts als einem Vorurteil: die Amerikaner sind gar nicht so schnell. Die Amerikaner sind ja gar nicht so billig. Die Amerikaner sind ja gar nicht so deutsch (Röggla, *fake reports* 27).

Während Röggla in dem Stück also zunächst unterschiedliche persönliche und politische Positionen gegenüber den Vereinigten Staaten konturiert und exemplarisch deutlich macht, überschreibt sie die siebte und abschließende Szene mit „sich einigen“ und führt erläuternd in Klammern hinzu „(gegen den Krieg sein)“. Einzig in der kollektiven Ablehnung des Krieges erkennt Röggla also ein die Bandbreite unterschiedlicher Positionen im deutschen Amerikadiskurs überwindendes Moment. Es handelt sich freilich um ein Gemeinsamkeit durch Distanz stiftendes Motiv: die eigene Zusammengehörigkeit wird ex negativo durch den Abstand von den Vereinigten Staaten bestimmt, wobei es sich – nicht allein in Deutschland – um einen klassischen Topos der Amerikawahrnehmung handelt. Anhand der Ausführungen der einzelnen Protagonisten macht Röggla jedoch auch deutlich, dass diese Ablehnung oft nur eine sehr weite und lose Klammer darstellt. Häufig falle die Gegnerschaft zu kriegerischen Handlungen nicht sehr entschieden aus und militärische Interventionen hätten, so lassen sich zumindest einige Andeutungen im Text des Stückes interpretieren, auch in Deutschland keine ausschließlich negative Konnotation mehr.

Insgesamt scheint Röggla mit diesem fiktionalen Drama, in dem sie mittels simulierter Berichte – den titelgebenden *fake reports* – ihre eigenen Eindrücke und Erfahrungen umsetzt, endgültig in die Rolle einer um Exaktheit und Sachlichkeit bemühten Beobachterin gewechselt zu haben. Einen unverstellten Einblick in ihr eigenes Amerikabild erlauben die in diesem Stück zusammengetragenen Wortmeldungen und

Positionierungen nur in engen Grenzen. Die aus dem unmittelbaren Erleben des 11. September resultierende Verbundenheit mit New York und der Bevölkerung verringert sich mit zunehmendem zeitlichem Abstand deutlich, wenngleich Rögglas Bild der USA insgesamt unaufgeregt bleibt und bedeutungsschwere oder (über-) symbolische Einschätzungen im Ganzen vermeidet. Zugleich weist das Drama *fake reports* jedoch auch eine Distanz zum deutschen Amerikadiskurs auf. Die unterschiedlichen Positionen und Meinungsbilder werden von Rögglä nicht engagiert vertreten, also verteidigt oder bekämpft, sondern sachlich typisiert und symbolisch verdichtet. Eine eindeutige Stellungnahme vermeidet die Autorin, weshalb sich vermuten lässt, dass es sich hierbei um eine bewusste, vor dem Hintergrund der öffentlichen Diskussion in Deutschland zu sehende Abstandssuche handelt.

Insgesamt ist Rögglas literarische Darstellung der Vereinigten Staaten nach den Terroranschlägen mit einer differenzierten und gegenwartsbezogenen Perspektive unterlegt, in der sich sowohl Elemente des tradierten Amerikadiskurs wie auch dessen bewusste Vermeidung finden lassen, die aber noch darüber hinaus weist. Es lässt sich kein Bruch zwischen ihren unmittelbaren Reaktionen auf die Terroranschläge und ihren späteren Auseinandersetzungen mit den USA konstatieren. Gleichwohl fällt die Verschiebung der Perspektive auf – von der zeitweiligen Bewohnerin New Yorks zur in Berlin lebenden Schriftstellerin. Literarisch wird dies durch eine zunehmende Distanz und eine Zurücknahme des eigenen Urteils flankiert, wofür insbesondere das zitierte Theaterstück zeugt: bereits der durchgängige Konjunktiv des Bühnentextes vermittelt Distanz und entkoppelt das Faktum der (selbsterlebten) Terroranschläge von der gesamten Diskussion über ihre Ursachen und Folgen.

Demgegenüber wird in den literarischen Reaktionen *Peter Schneiders* nach dem 11. September 2001 ein von persönlichen Erfahrungen ausgehendes Amerikabild deutlich, welches gleichfalls von einer besonderen Nähe zu dem Land gekennzeichnet ist. Zwar geht der Autor einerseits äußerst spärlich mit Einblicken in seine unmittelbar persönlichen Amerikaerfahrungen um; so erwähnt er beispielsweise nicht, dass er sich zum Zeitpunkt der Anschläge auf Lesereise in den USA befand. Andererseits verweist Schneider wiederholt deutlich werdender Versuch einer differenzierten Einschätzung und Bewertung der USA auf eine ebenso intensive wie individuelle Auseinandersetzung mit dem Land. Schneider mahnt beispielsweise eindringlich, man dürfe nicht vergessen, dass die Bush-Administration „eigentlich nicht mit Mehrheit der Amerikaner gewählt worden“ sei (Schneider, „Epoche“) und nimmt damit eine Differenzierung zwischen der Bevölkerung und der Regierung der USA vor,<sup>28</sup> anstatt – wie beispielsweise Grass – den Vereinigten Staaten insgesamt Naivität und Unwissenheit im Umgang mit anderen Kulturen vorzuwerfen.<sup>29</sup>

Im Zentrum steht dabei stets das von Schneider wiederholt, etwa in dem zwei Tage nach den Terroranschlägen erschienenen Interview bekundete „große[...] Vertrauen in die amerikanische Demokratie“, welches der Autor auf seine „Erfahrung aus Amerika“

---

<sup>28</sup> Eben diesen Aspekt betont der Autor nochmals in einem mehr als ein Jahr später erschienenen Interview: Befragt nach dem deutsch-amerikanischen Verhältnis erklärt Schneider, man solle sehr genau „zwischen Anti-Amerikanismus und Anti-,Bushismus“ unterscheiden. „Es gibt weiß Gott gute Gründe, einen sehr kritischen Blick auf jene Seite der US-Kultur zu werfen, die mit Bush und Cheyney an die Macht gekommen ist“ (Schneider, „Abstinenz“). Jene Regierung sei die verbohrteste amerikanische Administration seit Menschengedenken. Konkret verweist der Autor an dieser Stelle auf Guantanamo, auf die Ablehnung des Internationalen Gerichtshofs, auf die Abkehr von den Kyoto-Verträgen und eine Kriegesentschlossenheit auch gegen jedes Uno-Votum. Dennoch solle man nicht vergessen, dass jene Administration „von nicht mehr als 25 Prozent der amerikanischen Wähler gewählt worden ist – wenn sie denn überhaupt auf legitime Weise an die Macht gelangt ist“ (Schneider, „Abstinenz“).

<sup>29</sup> Peter Schneider erklärt in einem Interview im Oktober 2002, dass er in Deutschland „orkanartigen Beifall“ bekomme, sofern er von der Unfähigkeit der Amerikaner spreche, sich in nichtamerikanische Kulturen hineindenken zu können. Er habe dann das Gefühl, „das falsche Pedal“ bedient zu haben (Schneider, „Abstinenz“).

zurückführt. Und der hierin erkennbare Optimismus bildet die Basis für alle folgenden Beiträge zum Thema. So werden eine grundsätzliche Sympathie und ein grundsätzliches Wohlwollen des Autors gegenüber den USA auch in jenen Textpassagen deutlich, in denen er sich kritisch mit Fehlern und Versäumnissen der amerikanischen Außenpolitik auseinandersetzt. Allerdings wirkt – anders als bei Röggl – die Auseinandersetzung Schneiders mit der Neuen Welt etwas weniger alltäglich und ungezwungen.

Berücksichtigt man frühere Publikationen des Autors, so zeigt sich vielmehr eine Entwicklungslinie des hochreflektierten, zuweilen bedeutungsschweren Umgangs mit den USA. Denn noch 1980, geprägt vor allem von einer universalen Kritik an der amerikanischen Außen- wie Innenpolitik zu Zeiten des Vietnamkriegs, attackiert Schneider die Vereinigten Staaten vehement. So fordert er nach dem Einmarsch sowjetischer Truppen in Afghanistan beispielsweise den damaligen Bundeskanzler Schmidt in einem offenen Brief (gemeinsam mit Günter Grass, Sarah Kirsch und Thomas Brasch) auf, Distanz zur amerikanischen Regierung zu wahren. Denn spätestens seit dem Vietnamkrieg habe diese jegliches Recht auf moralische Appelle verloren („US-Regierung“).

Nachdem die militärischen Verwicklungen der USA in unterschiedliche Konflikte das Amerikabild des Autors über einen vergleichsweise langen Zeitraum bestimmt hatte, begann sich dieses ab Mitte der achtziger Jahre – und wohl nicht zufällig, nachdem der Autor begonnen hatte, erste Gastdozenturen an amerikanischen Universitäten anzunehmen – in einem längeren Lernprozess zu wandeln. So kritisiert Schneider, der zuvor ohne Umschweife auf das bewährte Bild einer aggressiv Krieg führenden Supermacht zurückgegriffen hatte, im Jahr 1992 die Reaktionen auf den Golfkrieg als

eine „Wiederbelebung des bewährten Feindbildes USA“ (Schneider, „Gründe“ 186). Die Reaktivierung von aus den Zeiten des Vietnamkriegs vertrauten Protestmustern scheine den Demonstranten nach Einschätzung Schneiders wichtiger gewesen zu sein als die Wahrnehmung der tatsächlichen Vorgänge am Golf. „Das alte Weltbild, das durch den Zusammenbruch des real existierenden Sozialismus stark gelitten hatte, stimmte wieder: Die Amerikaner sind am Kriege schuld“ (Schneider, „Gründe“ 186). Der Autor distanziert sich in seinem polemischen Aufsatz mithin nun nicht mehr in erster Linie von den USA, sondern von jenen „Friedensdemonstranten“, die zwar beteuerten, sie seien nicht antiamerikanisch, auf deren Plakaten einem jedoch die „balkendicken antiamerikanischen Parolen“ wie „Völkermordzentrale USA“ ins Auge sprängen (Schneider, „Gründe“ 186).

Noch deutlicher zeigt sich die veränderte Amerikawahrnehmung des Autors in einem im November 1998 im *Spiegel* erschienenen Artikel, in dem er versucht, einige (gesellschaftliche) Unterschiede zwischen Deutschland und den USA auszuleuchten und zu verdeutlichen. In einer affirmativen Sprache konstatiert Schneider eine in Amerika mit den Händen zu greifende immaterielle Energie, die er als „Lebensmut, Risikobereitschaft, Selbstvertrauen“ bezeichnet.<sup>30</sup> Die daraus entstehende gesellschaftliche Atmosphäre setzt er zudem mit der Wirkung einer mentalen Droge gleich, welche man „high expectations“

---

<sup>30</sup> Zur Verdeutlichung beschreibt der Autor „[z]weierlei Umgang mit einer Erfindung“. Schneider berichtet dass der gescheiterte republikanische Präsidentschaftskandidat Bob Dole im Mai des Jahres im amerikanischen Fernsehen strahlend den Daumen in die Höhe gereckt habe: „Nach einer Prostata-Operation hatte er eine kleine blaue Pille namens Viagra getestet, und, wie Hunderttausende anderer amerikanischer Männer, das Wunder der Auferstehung erlebt.“ In Deutschland hingegen – so Schneider – hätten die Experten einander mit Warnungen überboten: „Wenn Sie Schwindel, Kopfschmerzen und Magenschmerzen kriegen, wenn Sie unbedingt blind werden und einen Herzinfarkt riskieren wollen, sagte ein braungebrannter Fernsehdoktor, dann nehmen Sie Viagra!“ Die Antwort auf die Frage, bei wem es sich besser leben ließe, „bei den Daumenreckern oder bei den Kopfschüttlern“, falle nicht schwer (Schneider, „Amerika“).

nenne: „Du bist gut, du kannst etwas, was andere nicht können, wir glauben an dich, du wirst es schaffen!“ (Schneider, „Amerika“) In Deutschland hingegen werde die Kunst des Ermutigens und Lobens kaum geübt oder gelehrt. Im Gegenteil, vielmehr gelte das Runtermachen, die schneidende, notfalls auch rüpelhafte Kritik, die beredte Illusionslosigkeit als ein Zeichen intellektueller Überlegenheit: „Wer lobt, bringt sich in den Verdacht, dass er sein Studium vorzeitig abgebrochen hat oder im Sold des Gelobten steht“ (Schneider, „Amerika“).

Eine ähnliche Einschätzung in der Gegenüberstellung von Deutschland und den USA liegt auch Schneiders 1999 erschienenen Roman *Eduards Heimkehr* zugrunde. Dessen Protagonist, ein deutscher, aber in Stanford lehrender Biochemiker, erklärt, dass Deutschland – vor allem aufgrund seiner bürokratischen Überreglementierung – nicht mehr zu den Ländern gehöre, die einen ambitionierten Wissenschaftler unwiderstehlich anziehen könnten: „Auf einen Einfall, unkte man unter Kollegen, kamen in Deutschland hundert Vorschriften.“ Man müsse Anträge ausfüllen und genehmigen lassen, auch wenn das Labor nur eine Packung mit Pipetten brauchte, beklagt sich Schneiders Romanfigur beispielsweise, Entscheidungen über einen Projektantrag, die in den USA an einem Nachmittag getroffen würden, seien an einem deutschen Institut vor einem halben Jahr nicht zu erwarten. Und wenn der Antrag endlich durch sei, dann stünden die Umwelt- und Tierschützer vor der Tür (Schneider, *Heimkehr* 16).

Grundsätzlich gelte – so Schneider dann wiederum im *Spiegel* – immer noch jene Formel, mit der ihn eine Bekannte vor 15 Jahren auf die Unterschiede zwischen Deutschland und Amerika pointiert hinweisen wollte: „Wer in den USA frisch zur Tür

hereinkommt, erhält erst einmal zehn Punkte gutgeschrieben, die er dann sehr rasch auf Null bringen kann. In Deutschland fängt er mit minus Zehn an und hat die faire Chance, sich allmählich auf Null hochzuarbeiten“ (Schneider, „Amerika“).

In einem bemerkenswerten Wandlungsprozess hat sich also Schneiders Kritik an den USA verringert und ist einer – weniger rationalen denn emotionalen und aus persönlicher Anschauung geprägten – Nähe gewichen. Raum für kritische Anmerkungen lässt diese wohlwollende Perspektive Schneiders jedoch durchaus bzw. erlaubt diese erst, ohne dabei in die pauschalen und undifferenzierten Muster einer tradierten Amerikakritik zurückzufallen. So räumt der Autor ein, dass man geteilter Meinung darüber sein könne, wenn ausgerechnet der *American Way of Life* zur Grundlage für eine sich herausbildende Weltkultur werde. Bei aller berechtigten Kritik an diesem Umstand müsse aber zugestanden werden, so Schneider, dass die amerikanische Gesellschaft erst aufgrund „ihrer Offenheit“, die jeden Nicht-Amerikaner irgendetwas von sich selbst wieder erkennen lasse, so attraktiv geworden sei (Schneider, „Amerika“). Das in Deutschland verbreitete Amerikabild hingegen gleiche nach Ansicht Schneiders in vieler Hinsicht jenem, das die DDR-Medien von Westdeutschland gezeigt hätten: „Die (negativen) Einzelheiten stimmen, das Gesamtbild ist falsch.“ Zum Beispiel werde nicht berücksichtigt, dass die amerikanische Gesellschaft nach jedem ihrer „Anfälle“ von Intoleranz und Welterlösungsdrang selbst eine entsprechende Gegenbewegung hervorzubringen in der Lage gewesen sei. „Die historischen Krankheiten der europäischen Mutterländer haben die USA fast alle mitgemacht – Sklaverei, Imperialismus, Rassismus, Antisemitismus – und haben am Ende diese Übel doch in Schach gehalten und zum Teil aus eigener Kraft überwunden“ (Schneider, „Amerika“).

Diese Ausführungen nehmen nicht nur das auch nach dem 11. September 2001 artikulierte Vertrauen des Autors in die amerikanische Demokratie vorweg, sie verdeutlichen darüber hinaus, dass Schneiders Wahrnehmung der USA seit den achtziger Jahren von einer Außen- zu einer Binnenperspektive gewechselt hat. Konzentrierte sich seine kritische Außensicht zuvor auf die (Außen-) Politik der Weltmacht, besonders anlässlich des Vietnamkrieges, so hat sich sein Blickwinkel nun zu einer von persönlichen Erfahrungen geprägten, affirmativen und differenzierten Sicht verschoben.

Allerdings hat sich Schneider dabei nicht zu einem willfährigen Apologeten der amerikanischen Außenpolitik gewandelt und spricht sich beispielsweise 2002 vehement gegen den Irakkrieg aus. Jedoch mag sich der Befürworter eines Militäreinsatzes in Afghanistan im Jahr 2001 dabei nicht pauschal den Positionen der Kriegsgegner anschließen, sondern versucht sich durch eine anders gelagerte Argumentation abzugrenzen. Nach dem Sturz Saddam Husseins im Juni 2003 erläutert Schneider im *Spiegel*, dass er selbst in den vergangenen Wochen in Washington, D.C. gelebt habe und dass dieser Zufall seine ursprüngliche Gegnerschaft gegen den Bush-Krieg eher bestärkt als besänftigt habe. Vor allem sei er gegen den Krieg gewesen, „weil der Kriegherr G.W. Bush war und die radikalste antiliberalen Regierung anführt, die das Land bisher gesehen hat“ (Schneider, „Rechthaber“). Trotzdem beschäftigt den Autor – anders als, wie er unterstellt, die Mehrzahl der deutschen Kriegsgegner – die Frage, ob es nicht auch gute Gründe für den Krieg geben könne. Er geht davon aus, dass es in der Geschichte vorkomme, „dass die falschen Leute aus höchst zweifelhaften Gründen etwas Richtiges tun“. Und somit bleibe es das Problem vieler Friedensfreunde, „dass sie den Krieg nur aus der Perspektive ihrer Wut gegen den Aggressor USA betrachten, nicht aus der

Perspektive der Opfer von Saddam Husseins Diktatur“ (Schneider, „Rechthaber“).

Schneider bemüht sich hingegen selbst um Ausgewogenheit, wenn er konstatiert, dass die am heftigsten bestrittene Annahme der amerikanischen Koalition, der Krieg sei schnell und verhältnismäßig unblutig zu gewinnen, sich (nach damaligem Kenntnisstand) als richtig erwiesen habe. Auf der anderen Seite hätten aber auch alle Kriegsgegner der Welt Recht behalten, denn der Krieg gegen den Irak sei ein längst beschlossener Krieg gewesen, der wenig oder nichts mit einer aktuellen Bedrohung der USA durch irakische Massenvernichtungsmittel zu tun hatte. Er sei zudem ein völkerrechtswidriger Krieg gewesen und die Völkergemeinschaft habe nie eine ernsthafte Chance gehabt, ihn abzuwenden. Abschließend bemerkt der Autor noch, dass der „anmaßende und selbstgerechte Stil der gegenwärtigen amerikanischen Administration“ von den Europäern als Gelegenheit wahrgenommen werden sollte, sich endlich selbst ein politisches Gesicht zu geben (Schneider, „Rechthaber“).

Die Frage, wie er als Gegner der Militäraktion im Irak mit dem (zum damaligen Zeitpunkt zumindest relativen) Erfolg der Amerikaner umgehen und wie er auf die Freude und Erleichterung der Menschen in Bagdad nach dem Sturz Saddam Husseins reagieren solle, beschäftigt den Autor auch in einem am 24. Februar 2005 in der *Zeit* erschienenen Artikel. Schneider schildert darin ein Treffen mit dem kurz vor Erscheinen des Artikels verstorbenen amerikanischen Dramatiker Arthur Miller, der sich gleichfalls vehement gegen eine Invasion im Irak ausgesprochen hatte. Befragt nach seinen Reaktionen auf den Sturz Saddam Husseins, erklärt der amerikanische Schriftsteller, gejubelt zu haben. Schneiders Hinweis, dass er aber doch gegen die amerikanische Invasion gewesen sei, belustigt Miller. Er erklärt, dass er immer noch gegen die Invasion

sei; selbstverständlich könne er den Krieg ablehnen und trotzdem über den Sturz Saddam Husseins jubeln. „Falls wir uns solche Widersprüche nicht gestatteten“, so gibt Schneider den amerikanischen Autor wieder, „stecken wir bereits in der Falle, denn wer ideologisch denkt, hört auf zu denken.“ Denn bevor er auch nur zu denken anfänge, wisse er schon, was er denken solle (Schneider, „Kultur“). Die unorthodoxe Argumentation Millers scheint für Schneider nachvollziehbar und überzeugend zu sein, und es liegt nahe, dass er hierin eine ansprechendere Alternative zu den oft dogmatisch verengten Stellungnahmen der intellektuellen Kriegsgegner in Deutschland erblickt.

Kennzeichnend für die Reaktionen und Stellungnahmen Peter Schneiders nach dem 11. September 2001 ist somit im Ganzen zunächst, dass diese auf eine langjährige, immer wieder als Subtext aufscheinende Auseinandersetzung mit den USA zurückgreifen können. In dieser erst negativ, dann positiv gestalteten Verbundenheit markieren die Terroranschläge keinen Bruch, vielmehr ist von einer schrittweisen Veränderung der Amerikawahrnehmung des Autors seit rund 15 bis 20 Jahren auszugehen, begünstigt vor allem durch persönliche Erfahrungen und Kontakte in den USA. Dennoch macht insbesondere der letztgenannte Artikel deutlich, dass „Amerika“ für Peter Schneider auch über 35 Jahre nach dem Vietnamkrieg und nach dem Ende der Studentenbewegung in erster Linie ein polarisierendes und stimulierendes Phänomen darstellt. Insofern ist der Versuch des Autors, zu differenzierten und zu fairen, gleichwohl stets auch kritischen Einschätzungen zu gelangen, immer noch von dem unter deutschen Intellektuellen seit Jahrzehnten gepflegten und entsprechend emotional aufgeladenen Amerikadiskurs durchzogen.

So unterschiedlich also die jeweiligen Amerikabilder und ihre Hintergründe bei Röggl und Schneider ausfallen, so lässt sich doch in den untersuchten Texten die literarische Suche nach einer neuartigen Haltung zu den USA als verbindendes Merkmal herausheben. Es geht um eine neue Positionierung zu dem Phänomen der USA, die weder von dem tradierten Amerikadiskurs mit seiner heftig schwankenden Ambivalenz noch von einem ostentativen Ausblenden und Vermeiden der deutschen Debatte geprägt ist. Dabei liegt es nahe, dass diese erneuerten Ortsbestimmungen erst durch individuelle Veränderungsbewegungen erlebbar, problematisiert und sprachlich zugänglich werden: Die zufällige Anwesenheit von Röggl am 11. September in New York und ihr nachfolgender Wechsel zurück nach Berlin führt ebenso zu einer Reflektion über den eigenen Standort und seinen Bezug zu den USA wie Schneiders Wechsel von Demonstrationen gegen den Vietnamkrieg zu Gastdozenturen an amerikanischen Hochschulen. Zumindest zwingt der sich hieraus ergebende Perspektivwechsel von Zugehörigkeit und Fremdheit, von Nähe und Distanz, von Verbundenheit und Abstand jeweils dazu, dass eigene Amerikabild zu überprüfen.

Dabei sind beide Autoren weder an ständigen Ermahnungen an die Adresse der USA interessiert noch daran, jegliche Kritik einer unreflektierten Amerikabegeisterung unterzuordnen. Vielmehr lassen sich ihre Texte als tastende Versuche einer realistischen, differenzierten und unverkrampften Darstellung der Vereinigten Staaten lesen. Dahinter lässt sich unschwer der Gedanke einer gleichberechtigten Verschiedenheit vermuten, und es ist wohl kein Zufall, dass beide Autoren einen – wenngleich noch zögerlichen – Akzent auf ein Vereinigtes Europa als Partner der USA legen. Damit lassen sich Schneider und Röggl, bei allen inhaltlichen Unterschieden, schließlich jenem schmalen

Segment der deutschen Amerikawahrnehmung zuordnen, in welchem die – trotz aller aner kennenswerten Unterschiede – vielgestaltige Verschränkung, die gegenseitige Abhängigkeit und historische Gemeinsamkeit zwischen den Gesellschaften auf beiden Kontinenten akzentuiert wird. Dazu gehört auf der einen Seite die Bereitschaft der Europäer zu einer neuen globalen Verantwortung, auf der anderen Seite aber auch die Einsichtsfähigkeit der USA, nach Ende des Kalten Krieges in eine neu definierte weltpolitische Rolle wechseln zu müssen. Der 11. September lässt sich aus dieser Sicht nicht zu einem Problem der USA reduzieren, sondern muss als Ereignis verstanden werden, welches trotz seiner Schrecken an eine kritisch reflektierte Zusammengehörigkeit zwischen den Vereinigten Staaten und Europa gemahnt.

## KAPITEL 6

### FAZIT: DIE TERRORANSCHLÄGE VOM 11. SEPTEMBER UND DER DEUTSCHE AMERIKADISKURS ZU BEGINN DES 21. JAHRHUNDERTS

In der vorliegenden Arbeit wurden Kontinuitäten, Brüche und Innovationen im deutschen Amerikadiskurs zu Beginn des 21. Jahrhunderts anhand der Reaktionen von acht deutschsprachigen Schriftstellerinnen und Schriftstellern auf die Terroranschläge vom 11. September untersucht. Im Mittelpunkt standen dabei sowohl die literarisch-ästhetische wie die politisch-engagierte Verarbeitung der Terroranschläge, die als Indikatoren für das Amerikabild in der intellektuellen Öffentlichkeit und im literarischen Feld der gegenwärtigen Bundesrepublik gelesen wurden. Darüber hinaus wurden diese Reaktionsmuster auf die in ihnen enthaltenen Wahrnehmungen von Amerika befragt und in den Rahmen des tradierten Amerikadiskurses in Deutschland gestellt. Die folgenden Abschnitte summieren die wesentlichen Arbeitsergebnisse und versuchen, einige weitergehende Perspektiven für dieses bislang nur wenig bearbeitete Forschungsfeld aufzuzeigen.

Vorlaufend zur eigentlichen Untersuchung der verschiedenen Stellungnahmen wurden in *Kapitel 2* zunächst die Traditionen deutscher Amerikawahrnehmung aufgezeigt. Auf Grundlage der bisherigen Forschungsliteratur konnten die wesentlichen Entstehungsbedingungen und Entwicklungstendenzen im deutschen Amerikabild seit

dem 18. Jahrhundert dargestellt werden. Dabei wurde besonders herausgearbeitet, dass die Vorstellungen und Darstellungen von „Amerika“ in der deutschen Literatur und Publizistik stets von einer ausgeprägten Ambivalenz durchzogen waren, die in unterschiedlichen Epochen zwar verschiedene Gestalt annahm, im Ganzen aber erstaunlich konstant blieb. Dabei wurden hochgestimmte Visionen einer Neuen Welt und einer utopischen, besseren Zukunft den Vorstellungen einer apokalyptischen Bedrohung und Auflösung gewachsener Traditionen und Kulturen durch die Vereinigten Staaten entgegengesetzt.

„Amerika“ war daher bereits im 19. Jahrhundert eine ungemein suggestive und emotionale Formel, dessen Mobilisierungskraft sich in den intellektuellen Deutungsmustern und sprachlichen Repräsentationen des 20. Jahrhunderts noch verstärkte. Wie in Kapitel 2 ebenfalls dargestellt, waren es besonders die Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg, in denen sich die Gleichzeitigkeit von Anerkennung und Ablehnung, Attraktion und Abwehr, pro- und antiamerikanischen Gefühlsregungen intensivierten, wobei natürlich immer auch ältere Traditionsstränge fortgeführt wurden. Besonders in der Bundesrepublik, in spezifischer Weise aber ebenso in der DDR, gab es einerseits eine Orientierung an der Konsumgesellschaft, der technologischen Fortschrittlichkeit und dem liberalen Lebensstil der USA. Parallel dazu wuchsen aber auch die skeptischen Ressentiments, die Kritik und die Verurteilung der Vereinigten Staaten, sei es wegen ihrer angeblich imperialistischen Außenpolitik, sei es wegen ihrer angeblich sozial ungerechten und rassistischen Innenpolitik.

Im Rückblick zeigt sich aber auch, dass diese Ambivalenz durch die besondere Situation der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts, also durch die Bedingungen der

globalen Systemkonkurrenz, in spezifischer Weise überformt und stabilisiert wurde. Die außenpolitische Allianz und die Abgrenzung zum Ostblock stellten aus dieser Sicht besonders günstige Vorbedingungen für eine enge Verbindung zwischen der westdeutschen Gesellschaft und den Vereinigten Staaten dar, die sich auch in einem entsprechenden Amerikabild umsetzte. Demgegenüber gibt es bisher nur wenige gesicherte Erkenntnisse darüber, wie sich die deutsche Amerikawahrnehmung seither, also etwa seit der Deutschen Einheit des Jahres 1990 und verstärkt seit den späten neunziger Jahren entwickelt hat.

Vor diesem Hintergrund der deutschen Amerikawahrnehmungen und -diskurse des 20. Jahrhunderts sind die Reaktionen deutscher Schriftsteller und Intellektueller auf die Terroranschläge von New York und Washington zu lesen und zu interpretieren. Im ersten Untersuchungsabschnitt des *Kapitels 3* wurde zunächst die Wahrnehmung, Verarbeitung und Deutung des 11. September durch vier Schriftstellern im Medium des Tagebuchs analysiert. Dabei konnte gezeigt werden, wie sich die diesem Medium inhärenten Eigenschaften und Besonderheiten – so die Betonung des Individuell-Persönlichen, des Fragmentarischen, der Selbstorientierung – zu den individuellen Reaktionen auf die Anschläge verhielten.

Die diaristische Form bietet etwa *Kathrin Röggla* am 11. September und in den darauf folgenden Tagen neben einer gewissen Orientierungsfunktion auch die Möglichkeit, Nähe und Distanz in ihrem Verhältnis zu New York bzw. zu den USA zu thematisieren. Dabei führt gerade das hohe Reflexionsniveau der Autorin dazu, dass die vorwiegend deskriptiven, nur selten wertenden Beiträge sich durch einen beachtlichen

Grad an Differenziertheit auszeichnen, der die spezifischen Eigenschaften der Tagebuchform zuweilen überschreitet. Im Hinblick auf die Tradition deutscher Amerikadiskurse wurde gerade in diesem (Spannungs-)Verhältnis zwischen Form und Inhalt ein unaufgeregtes, aber interessiertes Amerikabild jenseits hergebrachter pro- oder antiamerikanischer Positionen deutlich.

Im Fall von *Else Buschheuer* zeigt sich noch deutlicher, dass das Tagebuch die adäquate Form für die in einer Ausnahmesituation entstandenen Reaktionen der Autorin darstellt. Besonders augenfällig in seiner sprachlichen Gestaltung – und um ein Vielfaches stärker ausgeprägt als bei Röggl – ist der Aspekt der Unmittelbarkeit in den zunächst nur für das Internet konzipierten Beiträgen. Gleichzeitig führt die extrem verkürzte Zeitspanne zwischen Produktion und Publikation jedoch dazu, dass Buschheuer die selbstdistanzierende Orientierungsfunktion der diaristischen Form kaum nutzen kann. Die Auseinandersetzung mit den USA gerät entsprechend emotional und kaum rational oder reflektiert. Die Amerikawahrnehmung der Autorin folgt daher im Wesentlichen den ambivalenten und unbeständigen Mustern des tradierten deutschen Amerikadiskurses und schwankt zwischen der Darstellung eines hoffnungsvollen Vorbilds und eines enttäuschenden Schreckbilds.

Auch bei *Durs Grünbein* wird deutlich, dass der Autor zur Verarbeitung der Terroranschläge auf die Funktion des Tagebuchs zurückgreift. So versucht er, sich mittels seiner Notate an die Ereignisse „heranzuschreiben“, sich zu orientieren und über die USA sowie sein Verhältnis zu den USA zu reflektieren. Die Möglichkeiten, die sich ihm durch das spezifische Medium des Tagebuchs bieten, schöpft Grünbein somit – und vermutlich bewusst – in großem Umfang aus. Dass er trotzdem nicht zu einer differenzierten und

letztlich unaufgeregten Auseinandersetzung mit den USA gelangt, lässt sich vorwiegend auf eine mangelnde Distanz des Autors zu den hergebrachten Mustern des Amerikadiskurses in Deutschland zurückführen. Entsprechend wird in der Abfolge seiner Texte immer deutlicher sichtbar, dass Grünbeins Darstellung der Vereinigten Staaten ambivalent und hochemotional ist.

Im Gegensatz zu den drei vorgenannten Autoren nutzt *Max Goldt* die Möglichkeiten, die sich ihm durch die Tagebuchform bieten, absichtlich nicht. Vielmehr lässt sich klar nachweisen, dass der Autor die Form bewusst unterläuft, indem er eine – bereits durch eine anfängliche Verwendung des Präteritums sprachlich umgesetzte – rückblickende Perspektive wählt. Die durchaus differenzierten Reaktionen des Autors auf die Terroranschläge, die zudem nur implizit angedeutet werden, bleiben dadurch auf einer – der Form letztlich entgegenstehenden – abgeklärten, bereits überdachten und emotionslosen Ebene. Darüber hinaus entzieht sich der Autor weitgehend einer allgemeinen Auseinandersetzung mit den USA. Somit bildet der 11. September 2001 für Max Goldt zwar durchaus einen (vermeintlichen) Schreibanlass, doch bleibt Amerika in den Tagebuchnotizen des Autors letztlich eine Leerstelle.

Im Gegensatz zu diesen vier, jeweils von einer persönlichen Reaktion und einer eigenen Betroffenheit ausgehenden Tagebuchschreibern enthalten die Kommentare, Reiseberichte und Interviews der in *Kapitel 4* untersuchten Autoren von vornherein den Anspruch, eine bestimmte Haltung gegenüber den Terroranschlägen und mittelbar auch gegenüber den Vereinigten Staaten möglichst überzeugend darzustellen und zu vertreten.

In diesem Sinn nutzt *Peter Schneider* Interview und Kommentare, um auf der Grundlage seiner persönlichen Erfahrungen zu argumentieren und den Leser durch eine abwägende, um mehrere Perspektiven bemühte Sichtweise von der Stimmigkeit und inneren Wahrhaftigkeit seines Amerikabildes zu überzeugen. Gleichwohl wurde deutlich, dass die Ausführungen Schneiders stets weniger von den realen Gegebenheiten in den USA als vielmehr von den Konditionen des deutschen Amerikadiskurses geprägt sind. Allerdings verfolgte der Autor das Ziel, sich in diesem Rahmen neu zu positionieren und dabei die Eindeutigkeit simpler pro- und antiamerikanischer Stellungnahmen bewusst zu vermeiden. Entsprechend weisen die Beiträge Schneiders in ihrer Differenziertheit darauf hin, dass es ihm um eine realistische, den Gegebenheiten des frühen 21. Jahrhunderts angemessene Sichtweise der Vereinigten Staaten geht.

*Hans Christoph Buch* nutzt die Form des Interviews ebenso wie das Medium des offenen Briefs, des Reiseberichts und des Kommentars hingegen, um sein in verschiedenen Krisenregionen erworbenes Wissen einzubringen. Damit entscheidet sich Buch für eine besondere Variante in den öffentlichen Meinungsäußerungen eines Intellektuellen, indem er weniger als „freischwebender“ Literat erscheinen will denn als Experte. Dabei vertritt der Autor – im Gegensatz zu Schneider, der im Ganzen die USA immer noch verstehen und angemessen beschreiben will – eine nicht explizit auf Amerika ausgerichtete Perspektive und versucht, sich bewusst außerhalb des üblichen Amerikadiskurses zu positionieren bzw. eine Fortführung des Amerika als zentral begreifenden Diskurses zu vermeiden.

Innerhalb der in Kapitel 4 untersuchten Autoren bildet *Günter Grass* insofern eine Ausnahme, als dass er weder die Terroranschläge noch den Afghanistan-Krieg in einem

Kommentar thematisiert, sondern diesen Themenkomplex lediglich in Interviews behandelt. Damit nimmt Grass zunächst einmal die Position eines Autors ein, der ausdrücklich um eine Wortmeldung gebeten wird; dass dies kein Zufall ist, lässt sich annehmen. Gleichzeitig ermöglicht es das stark an der Person orientierte Interview sowie die vermeintliche Authentizität eines solchen „Gesprächs“, dass er als Autor sein symbolisches Kapital einbringen kann. Anders als Hans Christoph Buch bleibt Grass damit in einem hergebrachten Rahmen der intellektuellen Stellungnahme, indem er als moralische Instanz argumentiert und dabei ein individuell-einseitiges Werturteil in den Vordergrund stellt. Und auch im Verhältnis zu den USA orientiert sich Grass an den eher traditionellen Mustern des deutschen Amerikadiskurses, aus dem er nochmals eine Vielzahl der bekannten – und zumeist amerikakritischen – Argumente herausgreift, beispielsweise eine scharfe Kritik an der militärstrategischen und geopolitischen Machtfülle der USA oder an der vermeintlichen Naivität im Umgang mit anderen Kulturen.

In den Beiträgen *Hans Magnus Enzensberger* wiederum zeigt sich zunächst eine Mischform zwischen distanzierterm Expertenkommentar und engagierter, individueller Parteinahme. Dabei strebt er eine – Hans Christoph Buch nicht unähnliche – Perspektive jenseits des tradierten Amerikadiskurses an, indem er einerseits in einem sehr allgemeinen Rahmen über Terror, Gewalt und die „mörderischen Energien der Gegenwart“ (Enzensberger, Menschenopfer) reflektiert. Auf der anderen Seite betrachtet er die Vereinigten Staaten vor allem indirekt und aus einem weltpolitischen Blickwinkel, wobei er immer auch über die Haltung der USA zu anderen Kulturen reflektiert. Beides zusammengenommen mündet in ein Plädoyer gegen eine oberflächliche

Betrachtungsweise und für eine genaue, zeitintensive Beschäftigung mit den Ursachen des Terrors und entzieht sich schon dadurch der Kurzatmigkeit vieler anderer öffentlicher Kommentare.

Im Ganzen erscheinen die Beiträge der in Kapitel 4 untersuchten Autoren mit Blick auf die Form also weitaus diversifizierter und heterogener als jene der Diaristen. Während lediglich Max Goldt die Tagebuchform offensichtlich unterläuft, die anderen drei Tagebuchschreiber die besonderen Funktionen dieses Mediums aber durchaus nutzen, bestehen innerhalb der öffentlichkeitsbezogenen, kritisch-engagierten Textformen weitaus größere Unterschiede. Verbindendes Element stellt hier jeweils der Versuch dar, die eigene Meinung möglichst überzeugend und gut begründet, aber auch rhetorisch geschickt darzulegen. Die sich hieraus ergebenden Rückwirkungen auf die sprachliche Gestaltung der Texte, seien es Kommentare, Interviews oder Reiseberichte, führen vor allem dazu, dass unabgeschlossene, fragmentarische Gedanken oder auch Widersprüchlichkeiten ausgeblendet werden zugunsten einer möglichst geschlossenen Form.

Es gehört zu den zentralen Einsichten dieser Untersuchung, dass sich die *Reaktionen* auf die Terroranschläge von New York und Washington zwar je nach Textform erheblich unterscheiden, wobei die Wahl der Form nicht zuletzt mit generationenspezifischen Kategorien korreliert.<sup>1</sup> Doch gleichzeitig konnte gezeigt werden, dass eine lineare Zuordnung zwischen der gewählten Textform und dem jeweiligen

---

<sup>1</sup> Es ist anzunehmen, dass im Amerikadiskurs (wie in jedem Diskurs) neben anderen auch generationelle „Zugangsbeschränkungen“ wirkmächtig sind, die allerdings hier nicht im Mittelpunkt standen, sondern im Rahmen einer stärker diskurs- und generationstheoretisch ausgerichteten Arbeit in den Blick zu nehmen wären.

*Amerikabild* nicht aufgeht. Vielmehr lassen sich hergebrachte bzw. innovative Elemente des deutschen Amerikadiskurses sowohl im Medium des Tagebuchs wie im Medium des öffentlichkeitsbezogenen Kommentars wieder finden.

Die in *Kapitel 5* unternommene Zusammenschau aller acht Autorinnen und Autoren, ihrer Reaktionsmuster auf den 11. September und den dahinter stehenden Amerikabildern thematisiert diese Fortführung und Modifikation einer langwährenden Auseinandersetzung mit Amerika, wie sie in Deutschland vor allem von den intellektuellen Deutungseliten betrieben wurde. Dazu sind zunächst die beträchtlichen Kontinuitätssträngen herauszuheben, die unübersehbar bei Günter Grass ebenso wie bei Else Buschheuer und Durs Grünbein dominieren. Die künftige Forschung wird sich hierbei besonders der Frage annehmen müssen, inwieweit die DDR bestimmte deutsche Ideenbilder von Amerika konservierte, zumindest aber eine öffentliche Auseinandersetzung mit den Vereinigten Staaten verformte und behinderte. Würde man nur auf die Texte dieser drei Autoren schauen, so käme man unweigerlich zu der Auffassung, dass sich auch im frühen 21. Jahrhundert die Ambivalenz der deutschen Amerikawahrnehmung nicht fundamental verändert hat.

Allerdings lässt die in Kapitel 5 vorgeschlagene Systematisierung der Amerikabilder neben der erwartbaren Fortführung einer ambivalenten Grundstruktur auch einige neu hinzugetretenen Elemente erkennen. Es ist durchaus bemerkenswert, in welchem Maße dabei die tradierte bipolare Darstellung der USA zwischen utopischer Verheißung und apokalyptischer Verdammung erweitert wird. Dies gilt in erster Hinsicht für die Reklamation einer nüchternen Haltung zu den USA, mit der sich Hans Christoph Buch, Hans Magnus Enzensberger und Max Goldt mehr oder minder bewusst von den

älteren Formen eines emotionalisierten Amerikadiskurses abgrenzen wollen und eine Form der „post-amerikanischen“ Deutung der USA jenseits von Mythos und Schreckbild versuchen. Zugleich spiegelt sich in dieser „post-amerikanischen“ Haltung aber auch ein Weltbild, in dem die USA nicht mehr notwendig das unbestrittene Zentrum bilden. Allerdings könnte sich gerade in der von diesen drei Autoren gepflegten Unaufgeregtheit aus entsprechendem Blickwinkel immer auch der Wunsch nach der Zurückhaltung und Selbstgenügsamkeit ihres Betrachtungsobjekts verbergen.<sup>2</sup> Insofern wird zwar einerseits versucht, sich den Sprachordnungen und Denkmodellen des tradierten Amerikadiskurses zu entziehen. Auf der anderen Seite ist aber dieser Versuch der Abgrenzung negativ auf die hergebrachten Wahrnehmungen und Darstellungen der Vereinigten Staaten fixiert und insofern immer noch, wenngleich mittelbar, auf die USA und ihre vermeintlichen und realen Besonderheiten bezogen.

In anderer Hinsicht geben die Reaktionsweisen von Kathrin Röggl und Peter Schneider Hinweise auf eine schrittweise Veränderung im deutschen Amerikabild, die zwar auf den ersten Blick schwerer zu entdecken ist, womöglich aber tiefer reicht. Gegenüber dem Ansatz, sich in positiver oder negativer Weise auf die hergebrachten Wahrnehmungen und Darstellungen der Vereinigten Staaten zu beziehen, wird hier von einer grundlegend veränderten Situation ausgegangen, in der das Ende des Kalten Krieges und die Überwindung der europäischen Spaltung bereits zu einer Erneuerung des Amerikabildes geführt haben. Die Terroranschläge stellen aus dieser Sicht nicht eine fundamentale Zäsur oder gar eine irritierende Verkehrung der Opfer-Täter-Rollen dar –

---

<sup>2</sup> Wenn also in den Stellungnahmen zu den Terroranschlägen ein betont sachliches und nüchternes Bild der USA gezeichnet wird, so könnte dies zugleich als Konstruktion einer unemotionalen, zurückhaltenden weltpolitischen Handlungsrolle der USA gelesen werden, was wiederum als Reaktion auf die Aufgeregtheiten der innerdeutschen Debatte verstanden werden kann.

wie es etwa bei Günther Grass durchschimmert –, sondern einen Angriff auf zivilisatorische Grundprinzipien, die in den USA ebenso wie in Europa und auf der restlichen Welt in gleichem Maße gelten (oder zumindest gelten sollten). Dahinter steht die Vorstellung, nach der die herausgehobene Stellung der USA zwar akzeptiert werden kann, diese Besonderheit aber nicht notwendig die eigene Amerikawahrnehmung determinieren sollte. Lässt man sich auf diesen bei Röggl und Schneider wenigsten implizit vorhandenen Gedanken ein, so öffnet sich der Blick tatsächlich für eine neue, realistische und ausgewogene Darstellung der Vereinigten Staaten jenseits der Aufgeregtheiten des tradierten Amerikadiskurses.

Natürlich sind die Ergebnisse und Befunde dieser Untersuchung zu kursorisch und lückenhaft um repräsentative Aussagen zu ermöglichen. Aber sie erlauben doch exemplarische Einsichten in einen Umbruch der deutschen Amerikawahrnehmung, der sich möglicherweise parallel zum langsamen Abschied von den Bildern und Schablonen, den sprachlichen und diskursiven Ordnungen des 20. Jahrhunderts entwickelt. Dieser Zusammenhang tritt etwas deutlicher heraus, wenn man mit Henry R. Luce das 20. Jahrhundert als „American Century“ begreift, also als Säkulum, welches in herausragender Weise von den Vereinigten Staaten geprägt wurde. Denn es ist eine durchaus offene Frage, ob und in welcher Form diese herausgehobene Rolle mitsamt den daran geknüpften Erwartungen, Ausstrahlungen und Projektionen noch in das 21. Jahrhundert hineinreicht.<sup>3</sup> Die Terroranschläge wirken aus dieser Sicht also als eminenten Katalysator und Verstärker einer Selbstverständigung. Auch in Deutschland (wie wohl in zahlreichen Ländern) forcierten und stimulierten sie eine umfassende öffentliche

---

<sup>3</sup> Aus der inneramerikanischen Diskussion vgl. etwa Thompson, „Kingdom Of Fear“.

Diskussion, die in einer Unsicherheit über die weltpolitische Rolle der Vereinigten Staaten von Amerika, ihrer Haltung zum Prozess der Globalisierung oder zu anderen Kulturen einen heimlichen Generalnenner besitzt. Die Stellung der USA erscheint seit dem Ende des Kalten Krieges und dem Zerfall der Sowjetunion als antagonistischer Supermacht zunehmend uneindeutig und zwischen weltpolitischem Engagement und imperialen Ambitionen einerseits, dem Rückzug in die Selbstisolation andererseits schwankend. Und dieser allgemeine Umbruch, darauf weisen nicht zuletzt die hier zusammengetragenen Arbeitsergebnisse hin, wird nicht nur auf der Ebene einer expliziten Thematisierung der USA und ihrer Politik verhandelt, sondern bildet sich ebenso auf dem literarisch-publizistischen Feld ab, dessen Amerikadiskurs zu Beginn des 21. Jahrhunderts offenkundig in einem Prozess der Erweiterung begriffen ist.

## LITERATURVERZEICHNIS

- „11. September 2001: Ein Tag erschüttert die Welt.“ *Der Spiegel* 4. Sept. 2006.
- „11. September: Fünf Jahre danach.“ Sonderbeilage *Frankfurter Allgemeine Zeitung* 9. Sept. 2006.
- Adolf Grimme Institut, ed. *Under Attack: Der 11. September und die Folgen in der Berichterstattung der Medien – eine Dokumentation*. Marl: Adolf Grimme Institut, 2001.
- Altenburg, Matthias. „Morbus irgendwas. Else Buschheuer schreibt eine Krankenhaus-Oper aus der DDR.“ Rezension von *Masserberg* von Else Buschheuer. *Der Tagesspiegel* 18. Feb. 2001: 18.
- Ansary, Tamim. „Er glaubt, hinter im stehe eine Milliarde Soldaten. Ibn Ladin hat den Mut zur Selbstzerstörung – Welchen Mut brauchen jetzt wir?“ *Frankfurter Allgemeine Zeitung* 18. Sept. 2001: 49.
- Arbeitskreis Theater Frankfurt, ed. *Theaterstücke zum Radikalenerlass*. Offenbach: Verlag 2000, 1978.
- Aust, Stefan. „Betreten Verboten.“ *Phantasie und Kritik. Peter Schneider zum 65. Geburtstag*. Ed. Paul Michael Lützeler. Berlin: Rowohlt, 2005. 79-82
- „Autoren unterstützen Schröders Haltung.“ *Stuttgarter Zeitung* 16. Nov. 2001: 33.
- Baring, Arnulf. *Es lebe die Republik, es lebe Deutschland! Stationen demokratischer Erneuerung 1949 - 1999*. Deutsche Verlagsanstalt: Stuttgart, 1999.
- Bauschinger, Sigrid. „Mythos Manhattan. Die Faszination einer Stadt.“ *Amerika in der deutschen Literatur*. Eds. Sigrid Bauschinger, Horst Denkler und Wilfried Malsch. Stuttgart: Reclam, 1975. 382-397.
- Becker, Frank und Elke Reinhardt-Becker, eds. *Mythos USA. ‚Amerikanisierung‘ in Deutschland seit 1900*. Frankfurt/M.: Campus, 2006.
- Birkenstock, Wolfgang. „Terror als Kunst: Hamburger Stockhausen-Konzerte nach ‚Entgleisung‘ abgesagt.“ *Süddeutsche Zeitung* 19. Sept. 2001: 17.
- Blake, William. *America – A prophecy*. London: Trianon Press for The William Blake Trust, 1963.

- Börner, Peter. *Tagebuch*. Stuttgart: Metzler 1969.
- Bourdieu, Pierre. „Das intellektuelle Feld. Eine Welt für sich.“ *Rede und Antwort*. Pierre Bourdieu. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 1992. 155-166.
- Brecht, Bertold. *Arbeitsjournal 1938-1955*. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 1993.
- Breidecker, Volker. „An zwei Enden brennen. Eine Loccumer Tagung über Dostojewski und die Prophetie.“ *Süddeutsche Zeitung* 19. Sept. 2001: 19.
- Broder, Henryk M. *Kein Krieg, nirgends*. Berlin: Berlin Verlag, 2002.
- Buch, Hans Christoph. *Aus der Neuen Welt. Berichte und Geschichten*. Berlin: Wagenbach, 1975.
- . *Bericht aus dem Innern der Unruhe. Gorlebener Tagebuch*. Reinbek: Rowohlt, 1984.
- . *Der Herbst des großen Kommunikators. Amerikanisches Journal*. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 1986.
- . „Die Taliban sind wie die Roten Khmer.“ *Die Welt* 11. Okt. 2001: 27f.
- . „Ich habe die Roten Khmer von heute erlebt.“ *Spiegel online*. 12. Okt. 2001. 31. Juli 2006 <<http://www.spiegel.de/kultur/gesellschaft/0,1518,161785,00.html>> und <<http://www.spiegel.de/kultur/gesellschaft/0,1518,161941,00.htm>>.
- . „Was wissen die Islam-Experten.“ *Die Welt* 19. Okt. 2001: 8.
- . „Das falsche Gerede. Ein Zwischenruf aus Afghanistan.“ *Süddeutsche Zeitung* 14. Nov. 2001: 18
- . Interview. „Religiös verbrämter Faschismus.“ *Die Welt* 17. Nov. 2001: 2.
- . „Afghanistan ist nicht Absurdistan.“ *Die Welt* 30. Nov. 2001: 12.
- . „James Bond gegen Tora Bora.“ *Die Welt* 15. Dez. 2001: 8.
- . „Jung sein ist nicht alles. Polemische Anmerkungen zum neuen Kampf der Generationen in der deutschen Literatur“ *Die Welt* 11. Mai 2002: 10.
- . „Sie hat Recht und irrt gewaltig.“ *Die Welt* 13. August 2002: 27.
- . „Literatur ist auch eine Frage des Charakters.“ *Phantasie und Kritik. Peter Schneider zum 65. Geburtstag*. Ed. Paul Michael Lützeler. Berlin: Rowohlt, 2005. 85-90.
- Burgdorf, Stephan und Christian Habbe. *Als Feuer vom Himmel fiel. Der Bombenkrieg in Deutschland*. Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt, 2. Aufl. 2003.
- Buschheuer, Else. *Ruf! Mich! An!* München: Diana 2000.

- . *Masserberg*. München: Diana 2001.
- . „Ich habe einen Traum.“ *Die Zeit* 11. April 2001: 41.
- . Interview. „Sprechstunde: Andrea Thilo befragt Else Buschheuer über ihren Karrieresprung von der Wetterfee zur ARD-Moderatorin.“ *Die Woche* 22. Juni 2001: 48.
- . „Tagebuch: ‚Die Erde bebt. Draußen weinen alle.‘“ *Der Tagesspiegel* 13. Sept. 2001: 6.
- . „Krieg – nebenan!“ *Max* Sonderausgabe 14. Sept. 2001: 50-55.
- . Interview. „Der WDR wird zahlen.“ *Der Spiegel* 3. Dez. 2001: 74.
- . *www.else-buschheuer.de Das New York Tagebuch*. Köln: Kiepenheuer & Witsch, 2002.
- . *Klick! Mich! An!* Norderstedt: Books on Demand 2002.
- . Interview. „Jeden Tag für alle erreichbar. Interview mit Buschheuer.“ *Frankfurter Rundschau* 24. April 2002: 26.
- . *www.else.tv. Das New York Tagebuch 2*. Norderstedt: Books on Demand, 2003.
- . Interview. „Interview mit Else Buschheuer“ *Literaturchock* 20. März 2003. 31. Juli 2006 <<http://www.literaturchock.de/autorengeluester/000043>>).
- . *calcutta – eilenburg – chinatown. Das New York Tagebuch 3. Dezember 2003 – August 2004*. Norderstedt: Books on Demand, 2004.
- . *Harlem Bangkok Berlin. Das New York Tagebuch 4*. Norderstedt: Books on Demand, 2005.
- . *Venus*. München: Diana 2005.
- . *leipzig tagebuch*. Leipzig: Salier, 2007.
- Carré, John le. „Dieser Krieg ist längst verloren. Aber Tony Blair gibt weiter mit nobler Erregung den Sprecher Amerikas.“ *Frankfurter Allgemeine Zeitung* 17. Okt. 2001: 49.
- Commager, Henry Steele and Elmo Giordanetti. *Was America a Mistake? An Eighteenth Century Controversy*. Columbia: U of South Carolina P, 1967.
- Compton, James V. *Hitler und die USA. Die Amerikapolitik des Dritten Reiches und die Ursprünge des Zweiten Weltkrieges*. Oldenburg: Stalling Verlag, 1968.

- Cosentino, Christine. „'Gutes Amerika, böse USA': Überlegungen zum Amerikabild in der deutschen Literatur um die Jahrtausendwende.“ *Glossen* 22 (2005).
- Deutschlandradio Kultur. *Else Buschheuer*: „Venus“. Sendung vom 21. März 2005.  
 Rezension von *Venus* von Else Buschheuer. 10. April 2005  
 <<http://www.dradio.de/dkultur/sendungen/kritik/358113/>>
- „Die Kunst des Deutens und des Andeutens. Ein Gespräch mit Hans Magnus Enzensberger auf seiner Reise durch den Iran.“ *Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung* 21. Okt. 2001: 26.
- „Die neue Hexenjagd.“ *Süddeutsche Zeitung* 22. Okt. 2001: 15.
- Diekmann, Kai. „Kriegserklärung an die Menschheit.“ *Bild* 12. Sept. 2001: 1.  
*Dienstag, 11. September*. Reinbek: Rowohlt 2001.
- Diner, Dan. *Feindbild Amerika. Über die Beständigkeit eines Ressentiments*. München: Ullstein, 2003.
- Dische, Irene. „Als wir noch Kinder waren. Eine New Yorker Utopie mitten in der Katastrophe.“ *Dienstag, 11. September*. Reinbek: Rowohlt 2001: 24-32.
- „diwan – Zeitschrift für arabische und deutsche Poesie.“. *Diwan Magazine*. 22. Mai 2006  
 <<http://www.diwanmagazine.com/>>.
- Dönhoff, Marion Gräfin. *Amerikanische Wechselbäder. Beobachtungen und Kommentare aus vier Jahrzehnten*. 2. Aufl. Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt, 1984.
- Durzak, Manfred. „Abrechnung mit einer Utopie? Zum Amerika-Bild im jüngsten deutschen Roman.“ *Basis. Jahrbuch für deutsche Gegenwartsliteratur*. Eds. Reinhold Grimm und Jost Hermand. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 1974. 98-121.
- . *Das Amerika-Bild in der deutschen Gegenwartsliteratur. Historische Voraussetzungen und aktuelle Beispiele*. Stuttgart: Kohlhammer, 1979.
- Einladung zur Literaturwissenschaft*. „Tagebuch“ 31. Juli 2006 <<http://www.uni-essen.de/einladung/Vorlesungen/washeisst/tagebuch.htm>>.
- Elliott, John H. *The Old World and the New, 1492-1650*. Cambridge: Cambridge U P, 1970.
- Enzensberger, Hans Magnus. *Palaver. Politische Überlegungen 1967-1973*. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 1974
- . *Mittelmaß und Wahn. Gesammelte Zerstreungen*. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 1988.

- „Die Leere im Zentrum des Terrors.“ *Mittelmaß und Wahn. Gesammelte Zerstreungen*. Hans Magnus Enzensberger. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 1988. 245-249.
- „Ausblicke auf den Bürgerkrieg.“ *Der Spiegel* 21. Juni 1993: 170-175.
- „Wie ich fünfzig Jahre lang versuchte, Amerika zu entdecken.“ *Der Zorn altert, die Ironie ist unsterblich*. Ed. Rainer Wieland. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 1999, 96-111.
- „Die Wiederkehr des Menschenopfers. Der Angriff kam nicht von außen und nicht aus dem Islam.“ *Frankfurter Allgemeine Zeitung* 18. Sept. 2001: 49.
- Interview. „Die Kunst des Deutens und des Andeutens.“ *Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung* 21. Okt. 2001: 26.
- „Gelassene Tage im Iran. In Teheran findet sich, wovon Europa derzeit nur träumen kann.“ *Frankfurter Allgemeine Zeitung* 25. Okt. 2001: 47.
- „Erklärung von Schriftstellern“ *Berliner Zeitung* 16. Nov. 2001: 11.
- Fehrenbach, Heide. „Cinema, Spectatorship, and the Problem of Postwar German Identity.“ *The American Impact on Postwar Germany*. Ed. Reiner Pommerin. Oxford: Berghahn, 1997. 165-196.
- Fraenkel, Ernst. *Amerika im Spiegel des deutschen politischen Denkens: Äußerungen deutscher Staatsmänner und Staatsdenker über Staat und Gesellschaft in den Vereinigten Staaten von Amerika*. Köln: Westdeutscher Verlag, 1959.
- Frankenberger, Klaus-Dieter. „Ins Herz.“ *Frankfurter Allgemeine Zeitung* 12. Sept. 2001: 1.
- Friedrich, Jörg. *Der Brand. Deutschland im Bombenkrieg 1940-1945*. Berlin: Propyläen, 2002.
- *Brandstätten. Der Anblick des Bombenkriegs*. Berlin: Propyläen, 2003.
- Friedrichs, Jürgen und Ulrich Schwinges. *Das journalistische Interview*. Opladen: Westdeutscher Verlag, 1999.
- Frisch, Max. *Tagebuch 1966-1971*. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 11. Aufl. 1979.
- „Für ein sofortiges Ende des Krieges gegen Afghanistan.“ *Medico International*. 13.11.2001. 06.01.2007 <[www.medico.de/images/gegendenkrieg.pdf](http://www.medico.de/images/gegendenkrieg.pdf)>.
- Füssl, Karl-Heinz. *Deutsch-amerikanischer Kulturaustausch im 20. Jahrhundert. Bildung, Wissenschaft, Politik*. Frankfurt/M.: Campus, 2004.

- Gassert, Philipp. *Amerika im Dritten Reich. Ideologie, Propaganda und Volksmeinung. 1933-1945*. Stuttgart: Steiner, 1997.
- Gedmin, Jeffrey. „Amerikas guter Feind. Der Nobelpreisträger Günter Grass und sein Verhältnis zu den USA.“ *Süddeutsche Zeitung* 24. Nov. 2001: 10.
- Gehring, Hansjörg. *Amerikanische Literaturpolitik in Deutschland 1945-1953. Ein Aspekt des Re-Education-Programms*. Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt, 1976.
- Goethe, Johann Wolfgang von. „Zahme Xenien. Den Vereinigten Staaten.“ *Johann Wolfgang Goethe. Sämtliche Werke, Briefe, Tagebücher und Gespräche, Bd. 2*. Ed. Karl Eibl. Frankfurt/M.: Deutscher Klassiker-Verlag: 1987, 739-741.
- Goetz, Rainald. *Abfall für alle. Roman eines Jahres*. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 2003.
- Goldt, Max. „Ich war auf keinem Bauernhof außerhalb der USA.“ *Die Kugeln in unseren Köpfen*. Max Goldt. Zürich: Haffmans, 1996:19-27.
- . „Mir geht es fein und die Mädchen in Deutschland sind alle sehr schön.“ *Quitten für die Menschen zwischen Emden und Zittau*. Max Goldt. München: Heyne, 1997. 47-52.
- . „Ich brauche Bohnen, und zwar jetzt’ – Logierbesuch aus USA.“ *Quitten für die Menschen zwischen Emden und Zittau*. Max Goldt. München: Heyne, 1997. 62-67.
- . „11.09.01: Eine Kurzgeschichte von Max Goldt.“ *Süddeutsche Zeitung* 13. Juli 2002: 22.
- . *Wenn man einen weißen Anzug anhat*. Reinbek: Rowohlt, 2002.
- Görner, Rüdiger. *Das Tagebuch*. München: Artemis, 1986.
- Grass, Günter. Interview. „Diese Regierung muß zurücktreten.“ *die tageszeitung* 16. Feb. 1991: 7.
- . Interview. „„Amerikanische Politik muss Gegenstand der Kritik bleiben”” *Spiegel Online*. 10. Okt. 2001. 22. März 2006  
 <<http://www.spiegel.de/kultur/gesellschaft/0,1518,161444,00.html>> und  
 <<http://www.spiegel.de/kultur/gesellschaft/0,1518,161446,00.html>>.
- . Interview. „Der Westen muß sich endlich fragen, was er falsch gemacht hat.“ *Frankfurter Allgemeine Zeitung* 27. Okt. 2001: 45.
- . Interview. „Mehr Brandt, weniger Schmidt.“ *Süddeutsche Zeitung* 15. Nov. 2001: 6.
- . „Calcutta Robbed Me Of Words, I Was Mute.” *Outlook India* 25. Nov. 2002.

- Greiner, Bernd. *Die Morgenthau-Legende: Zur Geschichte eines umstrittenen Plans*. Hamburg: Hamburger Edition, 1995.
- . „‘Test the West.’ Über die Amerikanisierung der Bundesrepublik Deutschland.“ *Westbindungen. Amerika in der Bundesrepublik Deutschland*. Eds. Heinz Bude und Bernd Greiner. Hamburg: Hamburger Edition, 1999. 16-54.
- . „Saigon, Nuremberg, and the West: German Images of America in the Late 1960s.“ *Americanization and Anti-Americanism. The German Encounter with American Culture after 1945*. Ed. Alexander Stephan. New York: Berghahn Books, 2004. 51-63.
- Grünbein, Durs. „Aus einer Welt, die keine Feuerpause kennt.“ *Frankfurter Allgemeine Zeitung* 19. Sept. 2001: 53.
- . *Das erste Jahr. Berliner Aufzeichnungen*. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 2003.
- „Günter Grass für ‚zivilisierte Antwort‘ auf die Anschläge in den USA.“ *Die Welt* 24. Sept. 2001: 27.
- Hacke, Christian. *Weltmacht wider Willen: Die Außenpolitik der Bundesrepublik Deutschland*. Frankfurt/M.: Ullstein, 1993.
- Hacker, Katharina. *Die Habenichtse*. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 2006.
- Hage, Volker. „Literatur: Vorbeben der Angst.“ *Der Spiegel* 8. Okt. 2001: 224-232.
- . *Hamburg 1943. Literarische Zeugnisse zum Feuersturm*. Frankfurt/M.: Fischer, 2003.
- Halfeld, Adolf. *Amerika und der Amerikanismus. Kritische Betrachtungen eines Deutschen und Europäers*. Jena: Eugen Diederichs, 1927.
- Handke, Peter. *Der kurze Brief zum langen Abschied*. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 1972.
- Harpprecht, Klaus. *Der fremde Freund. Amerika: Eine innere Geschichte*. 2. Aufl. Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt, 1982.
- Hegel, Georg Wilhelm Friedrich. „Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte“. *Werke in 20 Bänden*. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1971.
- Heine, Heinrich. *Sämtliche Schriften*. Ed. Klaus Briegleb. München: Hanser, 1975.
- Henningsen, Manfred. *Der Fall Amerika: Zur Sozial- und Bewusstseinsgeschichte einer Verdrängung. Das Amerika der Europäer*. München: Paul List, 1974.
- Hens, Gregor. „Himmliche Erde.“ *Transfer Lounge*. Gregor Hens. Hamburg: marebuchverlag, 2. Aufl. 2003. 16-31.

- Herzinger, Richard. „Was für den Westen zählt, oder: Sind amerikanische Werte auch unsere Werte?“ *Aus Politik und Zeitgeschichte* B18 (2002): 3-6.
- Hettche, Thomas. *Woraus wir gemacht sind*. Köln: Kiepenheuer & Witsch, 2006.
- Hetzl, Andreas. „Das reine Ereignis.“ *Narrative des Entsetzens*. Ed. Matthias N. Lorenz. Würzburg: Königshausen und Neumann, 2004. 267-286.
- Hinderer, Walter. *Goethe und Amerika*. 16. Juli 2006 <<http://www.info.sophia.ac.jp/g-areas/DE-GoetheSymHinderer.htm>>.
- Hodenberg, Christina von. *Konsens und Krise. Eine Geschichte der westdeutschen Medienöffentlichkeit 1945-1973*. Göttingen: Wallstein, 2006.
- Hoffmann, Christiane. „Drei Gelehrte aus dem Abendland. Annäherung an Persien im Geiste Goethes: Adolf Muschg, Hans Magnus Enzensberger und Raoul Schrott im Iran.“ *Frankfurter Allgemeine Zeitung* 20. Okt. 2001: 53.
- Hoffmann, Hilmar und Wilfried F. Schoeller, eds. *Wendepunkt 11. September 2001. Terror, Islam und Demokratie*. Köln: DuMont, 2001.
- Hoffmann, Stanley. „Vom neuen Kriege. Amerika braucht Partner, nicht nur Alliierte gegen den Terror.“ *Die Zeit* 11. Okt. 2001: 3.
- „Internationale Presseschau: ‚Die USA befreien sich aus der 9/11-Starre‘.“ *Spiegel online*. 1. April 2007 <<http://service.spiegel.de/digas/find?DID=49510524>>.
- Jäger, Georg. „Der Schriftsteller als Intellektueller. Ein Problemaufriß“ *Schriftsteller als Intellektuelle. Politik und Literatur im Kalten Krieg*. Eds. Sven Hanschek, Therese Hörnigk und Christine Malende. Tübingen: Max Niemeyer, 2000. 1-25.
- Jäger, Wolfgang und Ingeborg Villinger, eds. *Die Intellektuellen und die deutsche Einheit*. Freiburg im Breisgau: Rombach, 1997.
- Johnson, Uwe. *Jahrestage*. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 6. Aufl. 1993.
- Jurgensen, Manfred. *Das fiktionale Ich. Untersuchungen zum Tagebuch*. Bern: Francke Verlag, 1979.
- Jürgs, Michael. *Bürger Grass. Biografie eines deutschen Dichters*. München: Bertelsmann 2002.
- Kaiser, Alfons. „God bless you! Die New Yorker Feuerwehrleute.“ *Frankfurter Allgemeine Zeitung* 14. Sept. 2001: 13.
- Kamann, Matthias. „Schwierigkeiten beim Widerspruch.“ *Die Welt* 23. Okt. 2001: 12.
- „Kampf der Bösen gegen die Bösen.“ *Sonntag Aktuell* 7 Okt. 2001: 8.

- Kelleter, Frank und Wolfgang Knöbl, eds. *Amerika und Deutschland. Ambivalente Begegnungen*. Göttingen: Wallstein, 2006.
- Killy, Walther, ed. *Literaturlexikon*, Bd. 1-15. Gütersloh: Bertelsmann, 1988-1993.
- Koenen, Gerd. „Das fliegende Klassenzimmer.“ *Phantasie und Kritik. Peter Schneider zum 65. Geburtstag*. Ed. Paul Michael Lützeler. Berlin: Rowohlt, 2005. 101-112.
- Kohse, Petra. „Gast aus der wirklichen Welt.“ *Frankfurter Rundschau* 1. März 2002: 18.
- Kramatschek, Claudia. „Affirmationsblasen.“ Rezension von *Irres Wetter* von Kathrin Röggl. *Freitag* 24. März 2000: 17.
- Krätzer, Anita. *Studien zum Amerikabild in der neueren deutschen Literatur*. Bern: P Lang, 1982.
- Kraushaar, Wolfgang. „Die transatlantische Protestkultur. Der zivile Ungehorsam als amerikanisches Exempel und als bundesdeutsche Adaption.“ *Westbindungen. Amerika in der Bundesrepublik Deutschland*. Eds. Heinz Bude und Bernd Greiner. Hamburg: Hamburger Edition, 1999. 257-284.
- Kucklick, Christoph. *Der Feuersturm – Bombenkrieg über Deutschland*. Hamburg: Ellert & Richter, 2003.
- Kulturzeit. „Brot und Bomben“. *3sat online* 31. Juli 2006  
 <<http://www.3sat.de/kulturzeit/themen/24566/index.html>>.
- Lau, Jörg. *Hans Magnus Enzensberger. Ein öffentliches Leben*. Berlin: Alexander Fest, 1999.
- . „Barbar an der Macht. Bushs Gestammel und der neue Antiamerikanismus.“ *Die Zeit* 23. August 2001: 29.
- Lepsius, Rainer M. „Kritik als Beruf. Zur Soziologie der Intellektuellen.“ *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*. 16 (1964): 75-91.
- Linke, Angelika und Jakob Tanner, eds. *Attraktion und Abwehr. Die Amerikanisierung der Alltagskultur in Europa*. Köln: Böhlau, 2006.
- Lueken, Verena. „Die Rache heißt Leben. New Yorker Intellektuelle reagieren mit Sorge und Kritik.“ *Frankfurter Allgemeine Zeitung*. 19. Sept. 2001: 52.
- Lützeler, Paul Michael. „Phantasie – Widerstand – Mythologie. Der Erzähler Peter Schneider.“ *Phantasie und Kritik. Peter Schneider zum 65. Geburtstag*. Ed. Paul Michael Lützeler. Berlin: Rowohlt, 2005. 9-78.
- Maase, Kaspar. *Bravo Amerika. Erkundungen zur Jugendkultur der Bundesrepublik in den fünfziger Jahren*. Hamburg: Junius, 1992.

- „„Amerikanisierung der Gesellschaft’. Nationalisierende Deutung von Globalisierungsprozessen?“ *Amerikanisierung und Sowjetisierung in Deutschland 1945-1970*. Eds. Konrad H. Jarausch und Hannes Siegrist. Frankfurt/M.: Campus, 1997. 219-241.
- „Amerikanisierung von unten. Demonstrative Vulgarität und kulturelle Hegemonie in der Bundesrepublik der fünfziger Jahre.“ *Amerikanisierung. Traum und Alptraum im Deutschland des 20. Jahrhunderts*. Eds. Alf Lüdtke, Inge Marßolek, Adelheid von Saldern. Stuttgart: Steiner, 1996. 291-313.
- Maidt-Zinke, Kristina. „Leben im Flaschenhals.“ Rezension von *Abrauschen* von Kathrin Röggla. *Frankfurter Allgemeine Zeitung* 30. März 1998: 42.
- Malsch, Wilfried. „Vom Vorbild zum Schreckbild. Politische USA-Vorstellungen deutscher Schriftsteller von Thomas Mann bis zu Reinhard Lettau.“ *Die USA und Deutschland: Wechselseitige Spiegelungen in der Literatur der Gegenwart*. Ed. Wolfgang Paulsen. Berlin: Francke, 1976. 29-52.
- Mannoni, Olivier. *Un écrivain à abattre – L’Allemagne contre Günter Grass*. Paris: Ramsay, 1996.
- Mejias, Jordan. „Halloween ist jeden Tag. Horrornacht, die nicht vergeht: New York im Belagerungszustand.“ *Frankfurter Allgemeine Zeitung* 2. Nov. 2001: 51.
- „Fischer in Princeton.“ *Frankfurter Allgemeine Zeitung* 19. Juni 2006: 40.
- Mitscherlich, Alexander und Margarete Mitscherlich. *Die Unfähigkeit zu trauern. Von der Grundlage kollektiven Verhaltens*. München: Piper, 2004.
- „Moderner Humanist. Prinz-von-Asturien-Preis an Enzensberger“ *Frankfurter Allgemeine Zeitung* 16. Mai 2002: 43.
- Moltmann, Günter. „Deutscher Anti-Amerikanismus heute und früher.“ *Vom Sinn der Geschichte*. Ed. Otmar Franz. Stuttgart: Seewald, 1976. 85-105.
- „Monströse Dosis Realität. American Academy“ *Frankfurter Allgemeine Zeitung*. 15. Sept. 2001: Berliner Seiten, 3.
- Mueller, Agnes C. „Gefährliche Liebschaften. Das Amerikabild in der deutschen Gegenwartsliteratur nach dem 11. September.“ *Das Amerika der Autoren. Von Kafka bis 09/11*. Ed. Jochen Vogt und Alexander Stephan. Paderborn: Fink, 2005. 393-406.
- Müller, Jan-Werner. *Another Country. German Intellectuals, Unification and National Identity*. New Haven: Yale U P, 2000.

- Münkel, Daniela: „Intellektuelle für die SPD. Die Sozialdemokratische Wählerinitiative.“ *Kritik und Mandat*. Eds. Gangolf Hübinger und Thomas Hertfelder. Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt, 2000. 222-238.
- Munzinger Internationales Biographisches Archiv*. Ravensburg: Archiv für publizistische Arbeit, 1970ff.
- Neaman, Elliot. „The War that Took Place in Germany. Intellectuals and September 11.“ *German Politics and Society*, Issue 64, Vol. 20, No. 3 (2002): 56-78.
- Nolte, Mathias. „Die Einheit ist vollbracht. Weil Wessis wie Ossis schreiben und vice versa.“ Rezension von *Ruf! Mich! An!* von Else Buschheuer. *Welt Online* 17. Juni 2000. 11. April 2007. <[http://www.welt.de/print-welt/article545090/Die\\_Einheit\\_ist\\_vollbracht.html](http://www.welt.de/print-welt/article545090/Die_Einheit_ist_vollbracht.html)> .
- „Nord-Süd-Bericht“. *Wikipedia*. 16. April 2006 <<http://de.wikipedia.org/wiki/Nord-Süd-Bericht>> .
- Ott, Ulrich. *Amerika ist anders: Studien zum Amerika-Bild in deutschen Reiseberichten des 20. Jahrhunderts*. Frankfurt/M.: Lang, 1991.
- Payk-Heitmann, Andrea. „Freundschaftsdienste im Nachhall des Terrors. Zu den Reaktionen deutscher Literaten im Kontext intellektueller Amerikabilder.“ *Narrative des Entsetzens. Künstlerische, mediale und intellektuelle Deutungen des 11. September 2001*. Ed. Matthias N. Lorenz. Würzburg: Königshausen und Neumann, 2004. 249-266.
- Peltzer, Ulrich. *Bryant Park*. Zürich: Ammann, 2002.
- Poiger, Uta G. „Rebels with a Cause? American Popular Culture, the 1956 Youth Riots, and New Conceptions of Masculinity in East and West Germany.“ *The American Impact on Postwar Germany*. Ed. Reiner Pommerin. Oxford: Berghahn Books, 1997. 93-124.
- . *Jazz, Rock, and Rebels. Cold War Politics and American Culture in a Divided Germany*. Berkely: U of California Press, 2000.
- Pommerin, Reiner, ed. *The American Impact on Postwar Germany*. Oxford: Berghahn Books, 1997.
- Posener, Alan. „Das steinerne Herz. Wie antiamerikanische sind deutsche Intellektuelle?“ *Die Welt* 25. Sept. 2001: 3.
- . „Das steinerne Herz II.“ *Die Welt* 8. Okt. 2001: 3.
- Rashid, Ahmed. *Taliban: Afghanische Gotteskrieger und der Dschihad*. München: Droemer, 2001

- Rau, Johannes. „Deutschlandfunk-Interview der Woche mit Bundespräsident Johannes Rau.“ *Bundespräsidialamt. 16. Sept. 2001*. 25. Juni 2006 <<http://www.bundespraesident.de/Die-deutschen-Bundespraesident/Johannes-Rau/Reden-,11070.56191/Deutschlandfunk-Interview-der-.htm>>.
- „Verschiedenheit achten - Gemeinsamkeit stärken. Rede von Bundespräsident Johannes Rau am 9. Oktober 2001 in Leipzig.“ *Bundespräsidialamt. 9. Okt. 2001*. 25. Juni 2006 <<http://www.bundespraesident.de/Die-deutschen-Bundespraesident/Johannes-Rau/Reden-,11070.59260/Rede-von-Bundespraesident-Joha.htm?>>
- „Rede von Bundespräsident Johannes Rau anlässlich der Entgegennahme der Leo-Baeck-Medaille.“ *Bundespräsidialamt. 13. Nov. 2001*. 25. Juni 2006 <<http://www.bundespraesident.de/Die-deutschen-Bundespraesident/Johannes-Rau/Reden-,11070.62625/Rede-von-Bundespraesident-Joha.htm?>>.
- Reemtsma, Jan Philipp. „Terroristische Gewalt: Was klärt die Frage nach den Motiven?“ *Bilder des Terrors – Terror der Bilder? Krisenberichterstattung am und nach dem 11. September*. Ed. Michael Beuthner. Köln: Herbert von Halem, 2003: 330-349.
- Referat für Presse und Information. „Ein Schriftsteller namens Buch.“ *TU Berlin. Feb 1996* 7. Jan. 2006 <<http://www.tu-berlin.de/presse/tui/96feb/buch.htm>>.
- Riedel, Susanne. *Eine Frau aus Amerika*. Berlin: Berlin-Verlag, 2003.
- Roger, Philippe. „Aufklärer gegen Amerika. Zur Vorgeschichte des europäischen Antiamerikanismus.“ *Amerika und Europa. Mars und Venus? Das Bild Amerikas in Europa*. Eds. Rudolf von Thadden und Alexandre Escudier. Göttingen: Wallstein Verlag, 2004. 16-34.
- Röggl, Kathrin. *Niemand lacht rückwärts*. Salzburg: Residenz, 1995.
- *Abrauschen*. Salzburg: Residenz, 1997.
- *Irres Wetter*. Salzburg: Residenz, 1999.
- *really ground zero. 11. september und folgendes*. Frankfurt/M.: Fischer, 2001.
- „really ground zero“ *die tageszeitung* 14. Sept. 2001: 7.
- „Im Land der wehenden Fahnen.“ *die tageszeitung* 18. Sept. 2001: 5.
- „really ground zero.“ *Falter* 29. Sept. 2001: 8-11.
- „geisterfahrer.“ *Tagesspiegel* 10. Okt. 2001: 31.
- „geheimamerika dehnt sich aus.“ *die tageszeitung* 12. Okt. 2001: 5.

- „,deswegen hassen sie uns!“ *die tageszeitung* 24. Okt. 2001: 6.
- „das große und das kleine gruseln“ *die tageszeitung* 4. Nov. 2001: 5.
- *fake reports*. unveröffentlichtes Manuskript. Frankfurt/M.: Fischer, 2002.
- „Eine Blase für Bush.“ *die tageszeitung* 25. Mai 2002: 15.
- „das letzte hemd. überlegungen zur kinogier.“ *Frankfurter Rundschau* 1. Juni 2002: 11.
- *wir schlafen nicht*. Frankfurt/M.: Fischer, 2004.
- *disaster awareness fair. zum katastrophischen in stadt, land und film*. Graz: Droschl, 2006.
- Ross, Jan. „Arbeit am neuen Weltbild.“ *Die Zeit* 31. Okt. 2001: 13.
- Rossmann, Andreas. „Gemälde einer Zeitenwende. Was die Erde verliert – ‚Amerika. Eine Prophezeiung‘ von William Blake.“ *Frankfurter Allgemeine Zeitung* 14. Sept. 2001: 49.
- Rossum, Walter van. „Jenseits des Shell-Imperiums“ *Die Zeit* 13. Dez. 2001, Literaturbeilage.
- Roy, Arundhati. „Wut ist der Schlüssel. Ein Kontinent brennt – Warum der Terrorismus nur ein Symptom ist.“ *Frankfurter Allgemeine Zeitung* 28. Sept. 2001: 49.
- Saldern, Adelheid von. „Überfremdungsängste. Gegen die Amerikanisierung der deutschen Kultur in den zwanziger Jahren.“ *Amerikanisierung. Traum und Alptraum im Deutschland des 20. Jahrhunderts*. Eds. Alf Lüdtkke, Inge Marßolek und Adelheid von Saldern. Stuttgart: Steiner, 1996. 213-244.
- Sarasin, Philipp. *Michel Foucault zur Einführung*. Hamburg: Junius, 2005.
- Scherer, Burkhard. „Zur Kritik der namenlosen Hose.“ Rezension von *Ruf! Mich! An!* von Else Buschheuer. *Frankfurter Allgemeine Zeitung* 8. Nov. 2000: 66.
- Schickel, Joachim, ed. *Über Hans Magnus Enzensberger*. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 1970.
- Schildt, Axel. „Die USA als ‚Kulturnation‘. Zur Bedeutung der Amerikahäuser in den 19fünfziger Jahren.“ *Amerikanisierung. Traum und Alptraum im Deutschland des 20. Jahrhunderts*. Eds. Alf Lüdtkke, Inge Marßolek, Adelheid von Saldern. Stuttgart: Steiner, 1996. 257-269.
- *Moderne Zeiten*. Göttingen: Wallstein, 1999.
- Schlich, Jutta, ed. *Intellektuelle im 20. Jahrhundert in Deutschland. Ein Forschungsreferat*. Tübingen: Niemeyer, 2000.

- Schmiese, Wulf. *Fremde Freunde: Deutschland und die USA zwischen Mauerfall und Golfkrieg*. Paderborn: Ferdinand Schöningh, 2000.
- Schneider, Peter. „Wie ein Buch zum Fall wurde.“ *Deutsche Ängste*. Peter Schneider. Darmstadt: Luchterhand, 1988: 97-196.
- „Drei schlechte und zwei gute Gründe, die Deutschen zu fürchten.“ *Extreme Mittellage*. Peter Schneider. Reinbek: Rowohlt, 1992. 161-188.
- „Bosnien oder Die Lehren der Geschichte.“ *Vom Ende der Gewißheit*. Peter Schneider. Berlin: Rowohlt, 1994. 57-64.
- „Sarajevo oder Der kurze Weg in die Barbarei.“ *Vom Ende der Gewißheit*. Peter Schneider. Berlin: Rowohlt, 1994. 65-79.
- „Wem die Stunde schlägt. Appell an Europa und die Welt.“ *Frankfurter Allgemeine Zeitung* 23. Jan. 1996: 29.
- „Bildnis eines melancholischen Entdeckers.“ *Der Zorn altert, die Ironie ist unsterblich*. Ed. Rainer Wieland. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 1999. 137-145.
- *Eduards Heimkehr*. Reinbek: Rowohlt, 2000.
- „,Verschon mein Haus, zünd andere an'. Nur wer das Böse anerkennt, wird es auch bekämpfen.“ *Dienstag, 11. September 2001*. Reinbek: Rowohlt 2001: 80-86
- Interview. „Eine neue Epoche hat begonnen.“ *Die Welt* 13. Sept. 2001: 29.
- „Vorurteile stehen immer im Weg, auch im Kampf gegen den Terrorismus.“ *Die Welt* 31. Okt. 2001: 13.
- „Moralische Geiselhaft.“ *Die Zeit* 22. Nov. 2001: 42.
- „Die falsche Gewissheit.“ *Der Spiegel* 26. Aug. 2002: 168-170.
- Interview. „,Ich halte nichts von edler Abstinenz.‘“ *Stuttgarter Nachrichten* 8. Okt. 2002: 14.
- „Frühling in Sarajevo.“ *Fest der Missverständnisse*. Peter Schneider. Reinbek: Rowohlt 2003. 81-104.
- „Zeit der Rechthaber.“ *Spiegel-Online*. 23. Juni 2003 02. Jan. 2007: <http://www.spiegel.de/spiegel/0,1518,254065,00.html>.
- „Kultur der Angst.“ *Die Zeit* 24. Feb. 2005: 47.
- Schnell, Ralf, ed. *Metzler Lexikon Kultur der Gegenwart. Themen und Theorien, Formen und Institutionen seit 1945*. Stuttgart: Metzler, 2000.

- Schnibben, Cordt. „Stehen die Türme noch? Warum Weltanschauung nach dem 11. September für Intellektuelle ein schwieriges Geschäft geworden ist.“ *Der Spiegel* 19. Nov. 2001: 223f.
- Schnoor, Rainer. „Das gute und das schlechte Amerika. Wahrnehmungen der USA in der DDR.“ *Die USA und Deutschland im Zeitalter des Kalten Krieges 1945-1990. Bd. 1.* Ed. Detlef Junker. Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt, 2000. 932-943.
- Schurkenstaat.“ *Wikipedia*. 19. Mai 2006  
<<http://de.wikipedia.org/wiki/Schurkenstaaten>>.“
- Schwaabe, Christian. *Antiamerikanismus. Wandlungen eines Feindbildes*. München: Fink, 2003.
- Schwan, Gesine. *Antikommunismus und Antiamerikanismus in Deutschland. Kontinuität und Wandel nach 1945*. Baden-Baden: Nomos 1999.
- Schwarz, Hans Peter. *Adenauer. Der Staatsmann*. Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt, 1991.
- Siemons, Mark. „Enttäuscht: Neuer Anti-Amerikanismus und neue Weltordnung.“ *Frankfurter Allgemeine Zeitung* 18. August 2001: 43.
- Simic, Charles. „Der Geruch des Gemetzels. Warum ich Susan Sontag zustimme.“ *Frankfurter Allgemeine Zeitung* 17. Sept. 2001: 53.
- Sontag, Susan. „Feige waren die Mörder nicht. Amerika unter Schock: Die falsche Einstimmigkeit der Kommentare.“ *Frankfurter Allgemeine Zeitung* 15. Sept. 2001: 45.
- . „Amerika hat den Islam nicht provoziert. Meine Rückkehr nach New York: Lernprozesse einer offenen Gesellschaft angesichts ihrer Feinde.“ *Frankfurter Allgemeine Zeitung* 11. Okt. 2001: 49.
- Spinola, Julia. „Höllenstein“ *Frankfurter Allgemeine Zeitung* 19. Sept. 2001: 49.
- . „Teufelswerk. Stockhausen zu Stockhausen.“ *Frankfurter Allgemeine Zeitung* 21. Sept. 2001: 49.
- Steinfeld, Thomas. „Abfall: Kein Internet mit Rainald Goetz.“ *Frankfurter Allgemeine Zeitung* 15. Jan. 1999: 39.
- . „Propheten. Die zweifelhaften Erfolge der literarischen Rasterfahndung.“ *Süddeutsche Zeitung* 25. Sept. 2001: 18.
- Stephan, Alexander. „Vom Antiamerikanismus zum Systemkonflikt. Deutsche Intellektuelle und ihr Verhältnis zu den USA.“ *Das Amerika der Autoren. Von*

- Kafka bis 09/11*. Eds. Jochen Vogt und Alexander Stephan. Paderborn: Fink, 2005. 407-430.
- Stephan, Alexander und Jochen Vogt, eds. *America on my mind: Zur Amerikanisierung der deutschen Kultur seit 1945*. München: Fink, 2006.
- „Stoppt diesen Krieg.“ *Stern* 15. Nov. 2001: 54ff.
- „Tapern im Dunkeln. Der Literat und die Medien – Gedanken zur Lage.“ *Süddeutsche Zeitung* 16. Okt. 2001: 23.
- “The President's State of the Union Address.“ *The White House*. 29. Jan. 2002. 8. Mai 2006 <<http://www.whitehouse.gov/news/releases/2002/01/20020129-11.html>>.
- Thompson, Hunter S. *Kingdom Of Fear: Loathsome Secrets of A Star Crossed Child in the Last Days of the American Century*. New York: Simon & Schuster, 2003.
- Uka, Walter. „Der 11. September auf dem Theater: Betroffenheit, Zynismus, stumme Bilder und lärmende Absurdität.“ *Narrative des Entsetzens. Künstlerische, mediale und intellektuelle Deutungen des 11. September 2001*. Ed. Matthias Lorenz. Würzburg: Königshausen und Neumann, 2004. 151-159.
- Urzidil, Johannes. „Das Freiheitsideal.“ *Deutschlands literarisches Amerikabild. Neuere Forschungen zur Amerikarezeption der deutschen Literatur*. Ed. Alexander Ritter. Hildesheim: Georg Olms Verlag, 1977. 154-203.
- „US-Regierung hat Recht auf moralische Appelle verloren. Offener Brief.“ *Die Welt* 18. April 1980: 2.
- Vogt, Jochen und Alexander Stephan, eds. *Das Amerika der Autoren*. München: Fink, 2006.
- Voigt, Karsten D. „Germany and the United States in the Euro-Atlantic Community," *The German-American Encounter. Conflict and Cooperation between Two Cultures, 1800-2000*. Eds. Frank Trommler und Elliott Shore. New York: Berghahn, 2001. 255.
- „Von der Quelle des Nils bis zur Mündung der Gewehre.“ *Die Welt* 21. Nov. 2001: 8
- „Was der Welt den Atem nahm. Fünf Jahre danach: Die Erschütterungen des 11. September 2001 sind noch immer spürbar.“ Sonderbeilage *Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung* 3. Sept. 2006: B1.
- „Weg von den Waffen, zurück zur Politik'.“ *Der Spiegel* 12. Nov. 2001: 28f.
- Weigel, Sigrid, Ohad Parnes und Ulrike Vedder, eds. *Generation. Zur Genealogie des Konzepts – Konzepte von Genealogie*. München: Fink, 2005.

- Weis, Otto Jörg. „Herr Schneider, wo bleibt das Positive.“ *Frankfurter Rundschau* 31. Okt. 1975: 5
- Wickert, Ulrich. „Was haben George W. Bush und Osama Bin Laden gemeinsam?“ *Max.* 20. Sept. 2001: 30.
- Wierling, Dorothee. „Amerikabilder in der DDR.“ *Umworbener Klassenfeind. Das Verhältnis der DDR zu den USA*. Ed. Uta Balbier und Christiane Rösch. Ch. Links: Berlin, 2006. 32-39.
- Willkomm, Ernst. *Die Europamüden: Modernes Lebensbild*. Leipzig: J. Wunder, 1838.
- Wilpert, Gero von. *Sachwörterbuch der Literatur*. 7. Aufl. Stuttgart: Alfred Kröner Verlag, 1989.
- Winkler, Willi. „Der Kommissar geht um.“ *Süddeutsche Zeitung* 11. Sept. 1998: 13.
- Wirsing, Giselher. *Der maßlose Kontinent. Roosevelts Kampf um die Weltherrschaft*. Jena: Eugen Diederichs, 1942.
- Woodward, C. Vann. *The Old World's New World*. New York: Oxford UP, 1991.
- Wuthenow, Ralph-Rainer. *Europäische Tagebücher: Eigenart, Formen, Entwicklung*. Darmstadt: Wiss. Buchges., 1990.
- Zimmermann, Hans Dieter. *Der Wahnsinn des Jahrhunderts. Die Verantwortung der Schriftsteller in der Politik*. Stuttgart: Kohlhammer, 1992.
- Zitelmann, Rainer, Karlheinz Weißmann und Michael Grossheim, eds. *Westbindung. Chancen und Risiken für Deutschland*. Frankfurt/M.: Propylän, 1993.